







Friedr. G. Schulze

geb zu Gaveritz am 28. Jan 1795 gest. zu Jena am 3. Juli 1860

Geh. Hofrath, ord. Professor der Staats-u Kameralwissenschaften, Ritter u. s. w.

Gründer und erster Direktor der landwirthschaftlichen Akademien zu Jena u Eldena,
des baltischen Vereins zur Beförderung der Landwirthschaft, des landwirthschaftlichen Vereins zu Zwätzen,
der Wanderversammlung thüringischer Landwirthe u. der Karl-Friedrich-Ackerbauschule zu Zwätzen.

Friedrich Gottlob Schulze-Gävernitz.

Ein Lebensbild

gezeichnet und als Festgabe dargebracht

zur

Enthüllungsfeier des Schulze-Denkmals in Jena

am 10. August 1867

von

Hermann Schulze.



Als Manuscript gedruckt.

Mit größtem Antheile höre ich von dem Gedeihen der **landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Eldena, welche der aus Jena berufene Professor Schulze eingerichtet hat.** Der treffliche Mann nimmt seine Sache ganz im Großen und eröffnet die reichsten Aussichten. Auch in diesem Zweige wird Preußen zum Vorbilde und Muster, schon bereits zum zweitenmal, denn schon Thär in Möglin hat früher redlich das Seine gethan. Die größten Verbesserungen werden auf diese Weise im ganzen Gesellschaftszustande vorbereitet, still, unscheinbar, aber mächtig und sicher.

Varnhagen von Ense in seinem Tagebuche 1837.

Ich möchte noch einen Dank aussprechen an einen Todten, an den verstorbenen Geh. Hofrath **Schulze,** der unserm Lande nicht blos dadurch, daß er das landwirthschaftliche Institut in Jena gegründet hat, sondern auch in anderer Beziehung große und segensreich wirkende Dienste geleistet hat. **Er hat sich für uns unzweifelhaft ein Denkmal gesetzt, welches die späteren Generationen in seinen Folgen noch mit innigem Danke erkennen werden.**

Staatsminister Dr. von Watzdorf
im Landtage zu Weimar.
(Stenogr. Protokoll vom 3. Februar 1862.)



Vorwort.

Friedrich Gottlob Schulze starb zu Jena am 3. Juli 1860. Bald nach seinem Tode traten zahlreiche Schüler, Freunde und Berufsgenossen des Verewigten zusammen, in der Absicht, sein Andenken durch Errichtung eines Denkmals zu ehren; sie wollten dadurch nicht nur dem Gefühle persönlicher Liebe und Dankbarkeit Ausdruck geben, sondern zugleich öffentlich erklären, daß ihrem dahingeschiedenen Meister und Lehrer eine solche Ehre gebühre, als einem bahnbrechenden, reformatorischen Geiste auf dem Gebiete der Wirthschaftswissenschaften, als dem ersten nationalöconomischen Begründer der Landwirthschaftslehre, als dem Schöpfer des akademischen Studiums der Landwirthschaft auf deutschen Universitäten.

Die, in Anerkennung der großen und bleibenden Verdienste Schulze's zusammengetretenen Männer wählten ein Commité, welchem sie die Ausführung ihres Gedankens übertrugen und erließen einen öffentlichen Aufruf an die deutschen Landwirthe, der mit den Worten schließt: „Es gilt eine Ehrensache der deutschen Landwirthe." Dieser Aufruf hat in weiten Kreisen lebendigen Anklang gefunden und es hat an thätiger Betheiligung nicht gefehlt. So wird sich noch in diesem

Jahre in Jena, wo Schulze über ein Menschenalter gewirkt hat, ein würdiges plastisches Denkmal erheben, ein wohlgelungenes Werk von Friedrich Drake's bewährter Meisterhand.

Von den verehrten Männern, welche sich die Errichtung eines Schulze-Denkmals zu Jena zur Aufgabe gemacht haben, zur bevorstehenden Enthüllungsfeierlichkeit freundlichst eingeladen, wollte ich nicht mit leerer Hand kommen, und so lege ich denn am Fuße des Denkmals, als anspruchslose Festgabe, dies Lebensbild meines theuern Vaters nieder, welches ich zu zeichnen unternommen habe.

Zwar fehlt es nicht an trefflichen und ausführlichen biographischen Arbeiten über den Verstorbenen; besonders haben sich zwei Männer um das Andenken Schulze's verdient gemacht, es sind dies Dr. Karl Birnbaum, früher Docent der Landwirthschaft an der Universität Gießen, jetzt Direktor des landwirthschaftlichen Instituts zu Leipzig-Plagwitz durch sein frisches, geistvolles Buch: Friedrich Gottlob Schulze als Reformator der Landwirthschaftslehre, Frankfurt a. M. 1860, und Dr. jur. Arwed Emminghaus, Professor der Nationalöconomie an dem großherzogl. badischen Polytechnikum zu Karlsruhe, durch seine eben so tief durchdachte, als fein ausgeführte biographische Skizze in seiner von ihm veranstalteten Ausgabe eines „Lehrbuchs der allgemeinen Landwirthschaft nach Friedrich Gottlob Schulze's System", Leipzig 1863. Beiden Männern verdanke ich für die vorliegende Arbeit viel. Wo es sich um Beurtheilung der literarischen Leistungen Schulze's handelt, habe ich mich Emminghaus zum Theil wörtlich angeschlossen und es bedarf wohl nicht der Rechtfertigung, daß ich einem Schriftsteller von so anerkannter Bedeutung auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete, als maßgebender Autorität, gefolgt bin.

Außerdem sind in den bedeutendsten Zeitschriften, allgemeinen wie landwirthschaftlichen, nach Schulze's Tod, ausführliche Aufsätze über sein Leben und Wirken erschienen. Auch hat sein treuer Freund, der nun auch verewigte Prof. K. H. Scheidler, Schulze's Ansichten „über höhere Bildung des deutschen Landwirths und Landvolks" in seinen jenaischen Blättern von 1866 zusammengestellt und gründlich erörtert.

Trotzdem glaube ich nichts Ueberflüssiges gethan zu haben, daß ich, dem Drange meines Herzens folgend, eine Biographie meines theuern Vaters zu schreiben versucht habe. Standen mir doch Quellen zu Gebote, die nur mir zugänglich waren, nämlich die umfangreichen Privatakten und Briefe aus allen wichtigen Perioden seines Lebens und vor allem die lebendige Erinnerung meines eigenen Gedächtnisses. Besonders werthvoll waren für mich ferner die mir gütigst mitgetheilten handschriftlichen Memoiren des Prof. Dr. Langethal zu Jena, des Freundes und langjährigen Mitarbeiters des Verstorbenen; sie zeichnen sich durch Treue der Auffassung und frische Originalität der Darstellung aus. In diesen Memoiren hat Langethal ganze, mit Schulze gepflogene Gespräche wörtlich aufgezeichnet. Die meisten von mir mitgetheilten mündlichen Aeußerungen Schulze's entstammen dieser Quelle. Die Stellen aus Schulze's Briefen sind ebenfalls wortgetreu wiedergegeben; nur habe ich manches weggelassen, was von blos lokalem oder augenblicklichem Interesse war. Die Gründungsgeschichte Eldenas ist größtentheils wörtlich aus Schulze's eigenen „geschichtlichen Mittheilungen" (1859), seinen Privatakten und Langethal's Memoiren entnommen. Ueberhaupt habe ich darnach gestrebt, daß der pietätsvolle Sinn des Sohnes nirgends mit der strengsten objektiven Wahrheit in Widerspruch gerathen möge.

Während die frühern Biographen vorherrschend die wissenschaftlichen Leistungen Schulze's als Schriftsteller und Lehrer ins Auge faßten, kam es mir darauf an, die ganze Persönlichkeit desselben, nach allen Richtungen hin, besonders auch in ihren schönen rein menschlichen Zügen, zu charakterisiren. War doch Schulze nicht blos ein Mann der Wissenschaft, sondern ebenso ein Mann der That, ein reiner, in sich vollendeter Charakter, an dem die Harmonie des ganzen Wesens, das schöne Gleichgewicht zwischen Wissen und Thun, zwischen Verstand und Herz das Bewundernswertheste war. Aus diesem Grunde habe ich mich nicht gescheut, auch manchen tiefern Blick auf seine zartesten Lebensverhältnisse, vor allem auf das stille Heiligthum seines Familienlebens zu werfen. Ich glaubte mich dazu um so mehr

berechtigt, als ich mit dieser biographischen Aufzeichnung nicht als Schriftsteller vor das große Publikum treten, sondern als Sohn zu den Schülern und Freunden meines seligen Vaters reden will. In diesem Sinne biete ich Ihnen vertrauensvoll diese anspruchslose Festgabe; möchte sie in diesem Sinne auch nachsichtig und wohlwollend aufgenommen werden.

Breslau 1867.

Hermann Schulze.

Kindheit und Jugend.

1795—1819.

Sachsen gehörte seit den Zeiten der Reformation zu denjenigen deutschen Ländern, wo das Unterrichtswesen am Höchsten stand. Der reichlich ausgestreute Samen der Volksbildung ging auch auf dem Boden des gewerblichen Lebens fruchtbringend auf. Neben Bergbau, Industrie und Handel nahm die Landwirthschaft schon früh einen bedeutenden Aufschwung. Zu den günstigen Naturverhältnissen kam als förderndes Moment eine höchst zweckmäßige Vertheilung von Grund und Boden. Nirgends in Sachsen herrschte das Latifundium vor, wie in den östlichen Theilen Deutschlands, aber ebensowenig eine zersplitterte Zwergwirthschaft, wie in vielen Gegenden Süddeutschlands, bei welcher höchstens Spatenkultur und Gärtnerei, aber kein eigentlich landwirthschaftlicher Betrieb möglich ist. Bei weitem der größte Theil Sachsens, gerade in seinen fruchtbarsten Kreisen, bestand und besteht noch heutzutage aus Gütern von mittlerer Größe, ein nationalöconomisches Verhältniß, welches einen weitverbreiteten Wohlstand in hohem Grade befördert. Auch waren hier früher, als irgendwo anders, ursprünglich adlige Güter in bürgerliche Hände gekommen. Während in Preußen bis zur Steinschen Gesetzgebung Rittergutsbesitz ein Vorrecht des Adels war, stand, nach den Grundsätzen der sächsischen Lehensverfassung, schon seit dem 14. Jahrhundert den Bürgerlichen der Erwerb von adligen Gütern frei. Gerade dieses bürgerliche Element brachte früh in die sächsische Landwirthschaft den Geist des Fortschrittes. Während der Adel im vorigen Jahrhundert sein Hauptinteresse dem Staats- und Kriegsdienste oder den Freuden des Hoflebens zuwendete und seine Güter verpachtete oder durch Fremde verwalten ließ, während der Bauer durch Frohnden, Abgaben und Zwangsdienst gedrückt, meist im dumpfen, altgewohnten Schlendrian verharrte, prägten gerade diese bürgerlichen Besitzer mittlerer Güter dem landwirthschaftlichen Betriebe zuerst den

eigentlich gewerblichen Charakter auf. Zu diesem bürgerlich-landwirthschaftlichen Mittelstande gehörte auch die Familie Schulze-Gävernitz.

In der fruchtbarsten Gegend Sachsens, „in des Landes Meißen großer Korntenne“ liegt Gävernitz, welches Johann Gottlob Schulze von seinem Vater, Johann Michael Schulze, ererbt hatte. Das Rittergut Gävernitz oder Gauernitz, wie es in älteren Urkunden heißt, gehörte bis zum Jahre 1583 der Familie von Kommerstädt und war bis dahin ein Vorwerk der größeren Herrschaft Kalkreuth gewesen. Da es schon seit dieser Zeit in bürgerliche Hände gekommen war, hatte es freilich längst die Landstandschaft verloren, zu deren Ausübung in Sachsen noch bis 1831 alter Adel mit Ahnenprobe gehörte; es erfreute sich aber aller anderen Rechte der Rittergüter, der Jagd, der Braugerechtigkeit, der eigenen Schäferei u. s. w. Seine Ländereien lagen völlig getrennt von denen der Gemeinde Gävernitz (Untergävernitz) und bildeten eine Gemarkung für sich. Der Flächengehalt betrug gegen 500 Morgen, worunter Wiesen, Waldungen und Fischteiche begriffen waren. Außerdem gehörte zum Gute eine Schmiede, eine Mühle, ein Gasthof und eine Anzahl eigener Drescherwohnungen. Der Hof war wohlgebaut und stattlich, das Wohnhaus alterthümlich, von hohen Linden beschattet, mit einem Thürmchen auf dem Seitengebäude und einer Thurmuhr daran.

Johann Gottlob Schulze war am 2. Mai 1762 zu Gävernitz geboren. Seine Jugendbildung war eine einfache. Auf der Bürgerschule zu Lommatzsch, welche er scherzweise im spätern Alter seine „Universität“ zu nennen pflegte, hatte er bei einem klassisch gebilgeten Rektor die Grundlage seines Unterrichts erhalten. Das Meiste that freilich später sein rastlos vorwärtsstrebender Geist, welcher ihn schon früh über viele seiner Berufsgenossen erhob. Freilich waren damals die Hülfsmittel der Bildung für den Landwirth nicht so leicht zugänglich, wie heutzutage. Von landwirthschaftlichen Zeitschriften und Vereinen war keine Rede. Die landwirthschaftliche Literatur war bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts kaum nennenswerth, doch wirkten bereits Schubart von Kleefeld's Schriften auf den denkenden Landwirth, besonders in Sachsen, anregend ein. Auch Johann Gottlob Schulze schloß sich früh den Bestrebungen dieses landwirthschaftlichen Reformators an. In späteren Jahren machte er sich auch mit Thaer's epochemachenden Werken bekannt und suchte überall praktisch zu verwerthen, was ihm die Wissenschaft bot. Obgleich dem Fortschritt in jeder Beziehung huldigend, war er doch ein Charakter, der mehr der alten Zeit angehörte.

Streng handhabte er die hausherrliche Gewalt, Kinder und Gesinde wurden in unbedingtem Gehorsam gehalten. Ein starker Zug von Egoismus und launenhafter Willkür lag in seinem Wesen. Karg war er im Lob, sarkastisch und bitter in seinem Tadel. Eine hohe, stattliche Gestalt, von stolzer, aufrechter Haltung, die er bis ins höchste Greisenalter bewahrte; ein freier Mann auf freier Hufe, ein tüchtiger Jäger, ein guter Reiter, ein ächter Landwirth.

In jungen Jahren (am 1. Juni 1790) verheirathete er sich mit Johanne Christiane Sophie Dolch (geb. am 18. Juni 1774), der einzigen Tochter des Gutsbesitzers Dolch auf Görisch, in welcher er eine liebevolle, sanfte Lebensgefährtin und eine treue, emsig schaffende Hausfrau fand. Mit ihrer Hand erwarb er zugleich das reizende Görisch. Einst ein Klosterhof der reichen Abtei Seuslitz, liegt dieses Gut, abgeschieden und einsam, in einem stillen, lieblichen Erdenwinkel, von Obstbäumen beschattet, von stattlichen Bergen umsäumt, hart an dem Ufer der Elbe. Ein hoher Berg, von seiner Gestalt die „Schanze" genannt, steigt hinter dem Gutshof empor und fällt in steilen Granitmassen unmittelbar in die Elbe hinab. An den gelindern Abhängen der Schanze liegen die Weinberge des Görisch, in der sonnigsten Lage der berühmten Meißener Weingegend. Auf einem kleinen, vorspringenden Hügel stand ein stattliches, alterthümliches Gebäude, wohl noch aus Klosterzeiten herrührend, die „Presse" genannt; hier war die Kelter hier ruhten in weiten, geräumigen Kellern riesige Fässer alten Weins. Zum Görisch gehörten vier Winzereien mit Winzerfamilien, deren Mitglieder die Weinberge zu bestellen und außerdem als Tagelöhner den Feldbau des Gutes zu besorgen hatten. Weithin schweift von der alten „Presse" der Blick, an der Elbe entlang, bis hinauf nach dem hohen Dome von Meißen und bis hinab nach Schloß Hirschstein mit seinen hellschimmernden Fensterreihen, ringsum grüne Wiesen und fruchtbare Felder, Dörfer und Güter mit rothschimmernden Dächern dazwischen gestreut, zu den Füßen der breite, majestätische Strom, auf welchem die Schiffe langsam dahingleiten. Die melancholischen Rhytmen der Schiffszieher schallen eintönig aus dem Weidengebüsche empor, welches sich am Ufer der Elbe als Heger hinzieht, fast die einzigen menschlichen Töne, welche die friedliche Stille dieses ländlichen Idylls bisweilen durchbrechen.

Johann Gottlob Schulze's Ehe war bald mit Kindern gesegnet. Im Jahre 1791 wurde ihm seine älteste Tochter, Friedrike, geboren, die sich später mit dem Fabrikbesitzer Hennig zu Döbeln verehelichte, 1793 folgte eine zweite Tochter, Charlotte, die einen Freiherrn v. Kayserlingk, nachherigen preußischen Major, heirathete. Am 28. Januar

1795 früh um 6 Uhr wurde Friedrich Gottlob Schulze zu Gävernitz geboren und schon am 30. d. M. im Hause getauft. Auf ihn folgten noch mehrere Schwestern, Amalie, die sich mit Herrn Eichler, Besitzer von „Stadt Rom“ in Dresden, Julie, die sich mit dem Kaufmann Richter in Meißen verheirathete. Friedrich blieb der einzige Sohn seines Vaters. Kein Wunder, daß dieser auf ihn besondere Hoffnungen setzte und für ihn manche hochfahrende Pläne im Sinne hatte, welche mit den einfachen Neigungen des Sohnes frühzeitig in Conflict kommen, schließlich aber doch zu dessen wahrem Besten führen sollten.

Unter der Zucht eines strengen Vaters und unter der liebevollen Pflege einer sanften Mutter wuchs der kleine Fritz heran und genoß einer so glücklichen und frohen Kindheit, wie sie Kindern nur auf dem Lande zu Theil zu werden pflegt. Obgleich auch in diesen einfachen, ländlichen Verhältnissen nach der Sitte der Zeit eine gewisse Förmlichkeit herrschte, selbst Puder und Haarbeutel nicht fehlen durfte und der kleine Fritz stolz darauf war, wenn ihm Sonntags ein schönes seidenes Zopfband in sein dunkles Haar gebunden wurde, so tummelte er sich doch in der Woche um so fröhlicher in Wald und Feld herum. Sein größtes Vergnügen war es, wenn es ihm erlaubt wurde, mit dem alten Gutsschäfer die Schafe auszutreiben oder gar einmal Nachts bei der Rindviehheerde einige Stunden mit zu bivouakiren. Am stolzesten aber fühlte er sich dann, wenn die Schwestern zum Scherz, wie die Hirtenfrauen ihren Männern, ihm in einem glänzenden zinnernen Henkeltopf das Essen hinaus in den Wald zur Heerde trugen, oder wenn er mit den Knechten die Pferde in den großen Gutsteich zur Schwemme reiten konnte. Manchmal begleitete er auch den Vater, einen eifrigen Jäger, auf den „Anstand“ im Walde, besah dabei aber auch hie und da eine Ohrfeige, wenn er durch unbefugtes Schreien oder Singen einen Hasen verjagte. Als Fritz mehr heranwuchs, nahm der Vater einen Hauslehrer, Namens Kuhnhardt an, der ihm mit den ältern Schwestern gemeinsam den Elementarunterricht ertheilte. In dem alten Nebengebäude unter dem Thurme wurde nun eine Schulstube eingerichtet, wo das junge Volk einige Stunden des Tages eingesperrt wurde. Immer blieb aber noch Zeit genug zum fröhlichen Herumtummeln übrig. Mit den Knaben des Dorfes scheint Fritz wenig Umgang gehabt zu haben; wahrscheinlich liebte dies der strenge Vater nicht. Sein bester Freund wurde dagegen ein alter Bauer Namens Rentzsch, der als der Weise des Ortes galt. Dieser suchte dem kleinen Fritz mancherlei Vergnügen zu machen, wie er ihm unter andrem eigenhändig einen Schlitten baute, vor welchen der

große Hofhund gespannt wurde; noch lieber aber sprach er mit dem begabten Knaben über höhere Dinge, denn dieser schlichte Bauer hatte Lessing gelesen und studirte immer von Neuem das berühmte Buch des Freiherrn von Knigge über „den Umgang mit Menschen.“

In Schulze's elterlichem Hause herrschte ein behagliches, wohlhäbiges, aber dabei bürgerlich einfaches Leben. Streng war die Unterordnung der Kinder unter die Eltern, welche nach alter Weise nur mit dem ehrerbietigen „Sie“ angeredet werden durften. Auf einem Familienbilde sehen wir die ganze Familie in „der guten Stube“ am Kaffeetisch vereinigt; der Vater sitzt im blauen Frack, mit wohlfrisirtem Haar, hohen Reiterstiefeln und Sporen, die Zeitung in der Hand, am Tisch, die Mutter schenkt den Kaffee in Rococotassen von Meißner Porzellan, die älteste Schwester Riekchen spielt am alterthümlichen Spinett, Lottchen und Fritz stehen neben ihr, ein Notenblatt in der Hand, und singen mit weitaufgesperrtem Munde.

Jeden Sonntag schritt die Familie, Groß und Klein, in feierlicher Prozession nach dem Kirchdorfe Wantewitz, wo Fritzchen früh lernen mußte, langathmige Predigten mit stiller Geduld anzuhören. Den Sonntag Nachmittag fuhr man dann bisweilen in weiter Familienkutsche nach Meißen oder Großenhain, wo es an städtischen Bekanntschaften nicht fehlte. Auch im gastlichen Hause zu Gävernitz und noch mehr im schönen Görisch sah man oft besuchende Freunde und Verwandte. Der gelehrte Justizamtmann Dittrich, der Amtsinspector Korbinsky von Großenhain, der Bürgermeister und Stadtrichter von Meißen, der Major von Kessinger von Baßlitz, der Vetter Troschütz von Piskowitz, mehrere andere benachbarte Gutsbesitzer, Oberförster und Pastoren bildeten den Umgangskreis der Familie; der nächste und einflußreichste Freund des Hauses war aber der Legationsrath Reyer aus Dresden, welcher, als gewandter Diplomat, die große Welt gründlich kennen gelernt und lange, als sächsischer Geschäftsträger, an verschiedenen europäischen Höfen gelebt hatte. Daß ein solcher Mann in dem Kreise von Landwirthen und Pastoren als politisches Orakel galt, ist natürlich. Er war, wie die meisten Staatsmänner der Rheinbundsstaaten, ein unbedingter Bewunderer Napoleon's, welchen er als den Wohlthäter Sachsens pries, dessen Maßregeln ihm als unfehlbar galten. Als auch in Großenhain auf dem Markte, in Folge des Tarifs von Trianon und des wahnwitzigen Decrets von Fontainebleau, Feuer angezündet wurden, um die confiscirten englischen Waaren öffentlich zu verbrennen, fand man dies groß und weise, denn die Continentalsperre sollte ja auch die sächsische Industrie fördern helfen. Von einem deutschen Vaterlande hatte man in diesen altsächsischen

Kreisen kaum eine Ahnung; der Untergang des morschen deutschen Reichs ging spurlos vorüber. Napoleon war das einzig Große, was man bewunderte, Sachsen das Vaterland, an dem man hing, Friedrich August der vielgeliebte Landesvater, den man mit altgewohnter Loyalität verehrte. Es galt in Schulze's Haus wie eine ehrwürdige Erinnerung, daß Friedrich August noch als Kurfürst vor langen Jahren, bei Gelegenheit einer großen Parforcejagd, allergnädigst geruht hatte, bei dem Gutsbesitzer von Gävernitz ein Frühstück einzunehmen.

Politisirt wurde natürlich viel in diesen Kreisen; auch damals war schon die Leipziger Zeitung in Sachsen das beliebteste, auf dem Lande fast allein gelesene Blatt. Der Vater verfolgte mit Interesse alle Ereignisse der Tagespolitik, die Mutter studirte emsig die Familiennachrichten in den Beilagen. Von Krieg und Kriegsbeschwerden empfand man in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts in Sachsen wenig; vielmehr blühten Landwirthschaft, Industrie und Handel ungestört weiter. Umsomehr konnte Johann Gottlob Schulze in diesen Jahren seine landwirthschaftlichen Reformpläne verfolgen. Er war ein Mann, der immer gern im großen Stil arbeitete. Wie oft klagte er, daß ihm seine beiden Güter zu klein seien, um seinem vorwärtsstrebenden Geiste den gehörigen Spielraum zu gewähren. Er begann Unternehmungen, die bisweilen über seine Kräfte gingen und ihn nicht selten augenblicklich in Verlegenheit setzten; so nahm er großartige Wasserbauten vor, wodurch er der Elbe ansehnliche Strecken, freilich mit unverhältnißmäßigem Kostenaufwand, abgewann; so baute er in Görisch nach einem großen Brande einen neuen, stattlichen, massiven Hof mit fast schloßartigem Wohngebäude, so ließ er große Terrassen aufmauern, um auf ihnen neue Weinberge anzulegen. Ueberhaupt brachte die Doppelwirthschaft auf beiden, durch die Elbe getrennten Gütern, eine gewisse Unruhe in das Leben. Zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen ging es fast täglich hin und her, eine eigene Fähre, die später die Franzosen verbrannten, trug über den breiten Elbstrom. Bald schlief man hier, bald übernachtete man dort. Nur in den Zeiten der Weinernte lebte man ganz in Görisch. Um die alte „Presse" entfaltete sich dann das mannigfaltigste, fröhlichste Leben. Lange Zeit galten die Schulze'schen Weinlesen von Görisch mit ihren Feuerwerken, ihren heitern Scherzen und ihrem wohlbesetzten Tische als die lustigsten Feste in der Umgegend.

Unter heitern, ländlichen Eindrücken, so recht am Herzen der Natur, wuchs Friedrich Gottlob Schulze auf. Wie sein vorwärtsstrebender, energischer Vater weithin in der Gegend als landwirthschaftliche Autorität, seine gute Mutter als freundliche Wohlthäterin der Armen galt, so war

der „Gävertzer Fritz" als witziger, lebensfrischer Knabe überall bekannt und beliebt. Aber lange sollte dies ungetrübte Glück der Kindheit nicht dauern. Es lag nicht im Sinne des Vaters, den Knaben allzulange auf „der Wildbahn sich umhertreiben zu lassen." Das muntere Füllen sollte möglichst früh in ein strenges Joch gespannt werden. Weithin als der beste Lateiner galt der Rector Kühn zu Großenhain. Hinter der Stadtkirche in einem düstern Schulgebäude hauste der alte gelehrte Hagestolz mit einem Drachen von Haushälterin. Er hatte etwa ein Dutzend Knaben als Pensionäre in seinem Hause, welche in der strengsten Disciplin zu guten Lateinern herangebildet wurden.

Dieser Mann war ganz nach dem Herzen des strengen Vaters, der aus seinem Fritz durchaus „etwas Großes" machen wollte. „Du sollst mir in Gävernitz nicht verbauern," hieß es fortwährend, wenn sich im ganzen Thun und Treiben des Sohnes die größte Vorliebe für Landleben und Landwirthschaft kundgab. Daß der einzige Sohn „studire," ein angesehener Beamter werde, vielleicht sogar einmal auf der Leiter des Staatsdienstes zu den höchsten Stufen emporklimme, war des Vaters ehrgeiziger Wunsch, in welchem ihn sein diplomatischer Freund Reyer noch immer mehr bestärkte. Darum sollte Fritz möglichst früh in die Stadt und zwar in die strengste Schule, die nur denkbar war.

Zu Ostern 1804 wurde der neunjährige Knabe dem Rector von Großenhain übergeben. Kein größerer Contrast ließ sich denken, als der zwischen dem freien, ungebundenen Leben in Feld und Wald und dem freudlosen Dasein des lateinischen Pensionats. Von Früh bis Abend war die Tagesordnung unabänderlich bestimmt. Nach den eigentlichen Lehrstunden wurden die Aufgaben unter Aufsicht des Rectors ausgearbeitet. Selbst bei Tische und auf Spaziergängen wurde die Zeit benutzt, um sich in der französischen Conversation zu üben, denn neben seinem Latein galt der Rector als ein tüchtiger Kenner der französischen Sprache, worauf Schulze's Vater besonders Gewicht legte. Die einzige Erholung der Knaben war ein einstündiger Spaziergang, wo der lange hagere Rector voranschritt als „dux gregis," mit seinem großen Rohrstab, den er auch sonst recht tüchtig zu handhaben wußte, wenn das junge Volk etwas zu laut werden wollte. Wie viele heiße Thränen vergoß der arme Fritz in dieser harten Schule, aber freilich auch nur im geheimen, Nachts unter der Bettdecke oder sonst an einem einsamen Orte, denn auch das Weinen war aufs Strengste verpönt. Durfte er einmal ein Stündchen allein ausgehen, so lief er stets nach einem Hügel

auf der Straße nach Gävernitz, wo er die rothen Dächer des väterlichen Hofes wenigstens von der Ferne liegen sehen konnte; sehnsuchtsvoll blieb er einige Minuten stehen, dann kehrte er traurig in das düstere Schulhaus zurück. Nur selten erhielten die Schüler die Erlaubniß, während der Fest- und Ferientage einige Zeit bei den Ihrigen zuzubringen. Das waren denn aber auch für Fritz überglückliche Tage, wo er in vollen Zügen die Freuden des Landlebens und die Wonne des Vaterhauses genoß. Manchmal schickte die gute Mutter einen Hasen oder eine fette Gans in die Küche des Herrn Rectors, um das Herz des strengen Mannes zu erweichen und ihren Fritz für einen Sonntag freizubitten, was immer nur als Belohnung für ganz besonderes Wohlverhalten gewährt wurde. Selten kam Fritz allein nach Hause, gewöhnlich begleitete ihn einer oder der andere seiner Schulgenossen. Besonders zur Zeit der Weinlese brachte er gern alle seine Kameraden, wohlversehen mit Feuerwerk, nach Görisch mit. Manchmal miethete er sich auch bei einem Fleischermeister in Großenhain einen Pony und zog dann an der Spitze seiner Kameraden, hoch zu Rosse, in Görisch ein. Schwer und thränenreich war dann freilich immer wieder der Abschied. Einmal verbargen ihn die Schwestern nach Ablauf der Urlaubszeit vor dem Vater noch einen Tag in einem großen Kleiderschrank, und er war glücklich selbst in dieser Situation, denn er war wenigstens daheim im Vaterhause.

Fünf Jahre, von Ostern 1804 bis Ostern 1808 blieb Schulze in Großenhain. Aber an eine bleibende Rückkehr in das elterliche Haus war nach Ablauf dieser Zeit nicht zu denken, denn der Aufenthalt in Großenhain sollte nur zur Vorbereitung für Pforta dienen. Der Vater, als Bürger von Großenhain, erhielt leicht für seinen Sohn eine Alumnusstelle, welche diese Stadt zu vergeben hatte. Beide Eltern brachten den Sohn, mit guten Empfehlungen und Zeugnissen versehen, nach Schulpforta bei Naumburg. Im Gasthof zu Almerich, wo man gewöhnlich übernachtet, trafen sie mit einem alten, ehrwürdig aussehenden Geistlichen zusammen, der ebenfalls seinen Sohn nach Pforta bringen wollte; die Väter und die Söhne wurden schnell mit einander bekannt, und zwischen letztern knüpfte sich von diesem Tage an ein für's ganze Leben dauerndes Freundschaftsband. Der Vater war der Pastor Thienemann zu Gleina bei Freiburg a. U., der Sohn Friedrich August Ludwig Thienemann, welcher sich später als Ornitholog und Eiersammler einen geachteten Namen in der Wissenschaft erwarb. (Brockhaus Conv.-Lex. XV. 1. S. 30.)

Ein Schüler des Rectors zu Großenhain zu sein, galt in Pforta

als die beste Empfehlung und Schulze wurde als „wohlvorbereitet" am 16. Juni 1808 als „Alumnus Portensis" aufgenommen.

Die ehemalige Cistercienserabtei Pforta, monasterium S. Mariae de Porta, eine Stunde westlich von Naumburg, in dem anmuthigen und fruchtbaren Saalthale gelegen, war seit der Reformation in eine Landes- oder Fürstenschule verwandelt. Kurfürst Moritz hatte dieser Anstalt die sämmtlichen Güter und Einkünfte der reichen Abtei überlassen. Manches war von der alten klösterlichen Zucht beibehalten, aber in die Klostermauern war der Geist der Reformation und das mit dieser so eng verbundene klassische Studium eingezogen, dessen geistig befreiende Macht die großen sächsischen Reformatoren wohl zu würdigen verstanden hatten. Die Grundlage des Unterrichts war die altklassische Philologie, deren Studium durch zweckmäßige Vertheilung der öffentlichen Lehrstunden und der dem Privatfleiße gewidmeten Studirstunden, durch strenge Zucht und vielfache Belebung eines edeln Wetteifers wesentlich gefördert wurde. Eine eigenthümliche Einrichtung war die vorschriftsmäßige Unterweisung der Anfänger durch die älteren Schüler. Jeder Primaner hatte, als Obergeselle, einen oder mehrere Untergesellen zur Beaufsichtigung und wissenschaftlichen Anleitung unter sich. Zwischen beiden stand der Mittelgeselle, welcher weder zu befehlen, noch zu gehorchen hatte. Diese Einrichtung führte natürlich manche Tyrannei mit sich, aber sie förderte die jüngern kräftig und an den ältern Schülern bewährte sich das „docendo discimus" in fruchtbringendster Weise.

Schulze erhielt zum Obergesellen Wilhelm Ferdinand Steinacker aus Leipzig, welcher durch seine Gelehrsamkeit, aber auch durch seine Härte und sein finsteres Wesen auf der ganzen Schule bekannt war. Letzteres empfand Schulze bitter genug, wie aus seinem ersten Briefe an die Eltern vom 19. Juni 1808 hervorgeht:

„Es soll mich sehr freuen, wenn ich erfahren werde, daß Sie alle nun glücklich im lieben Gävernitz angekommen sind. Sie sagten, bestes Väterchen, ich sollte mich ja recht im Schreiben zusammennehmen, auf daß ich mir nicht eine so schlechte Hand angewöhnte; ich werde dies so viel als möglich zu befolgen suchen, aber immer geht es nicht, denn wenn die Lehrer und Obergesellen etwas diktiren, so geht es schrecklich schnell. Jetzt gefällt es mir noch nicht recht; überhaupt schon die Einrichtung, z. B. die Untern müssen den Obern aufwarten, Gänge thun, Messer putzen; wenn etwas versehen wird, so stehen sie mit Schwalben und Prügeln gleich zu Diensten. Dies thun hier nicht einmal die Lehrer!"

Die rührende Liebe Schulze's zu den Seinigen spricht sich in folgenden Worten desselben Briefes aus:

„Das was mich sehr traurig macht, bester Vater, ist der Gedanke: wenn du nun einst das Unglück haben solltest, jemanden aus deiner guten Familie durch den Tod zu verlieren und hättest auch nicht einmal den Trost, gegenwärtig zu sein oder dir selbst könnte so etwas zustoßen und niemand von deiner lieben Familie wäre bei dir — ich bitte Gott in jedem Gebete, dies ja zu verhüten. Ach, wenn er doch diese meine mir so am Herzen liegende Bitte erfüllte! Wenn Sie mir doch, guter Vater, versprechen wollten, mir in jedem Briefe die Gesundheitsumstände und andere wichtige Sachen unserer guten Familie zu melden. Bestes Väterchen, seien Sie versichert, daß ich gewiß Ihre Vermahnungen aufs genaueste befolgen werde. Weil ich mir nichts von Heimweh merken lasse, so werde ich andern immer zum Beispiel aufgestellt. Seien Sie nur so gütig, gutes Väterchen, und thun Sie mir den Gefallen, mir recht oft zu schreiben, es kostet zwar viel Porto, aber wenn Sie wüßten, welche Freude es mir machte, so thäten Sie es gewiß."

In dem folgenden Briefe vom 1. August 1808 schreibt er: „Stellen Sie sich, geliebteste Eltern, nicht etwa vor, daß ich nun geweint hätte, nein! das suchte ich mir ganz zu enthalten und überhaupt würde ich mit meiner jetzigen Lage nicht so unzufrieden sein, wenn nicht folgende zwei Ursachen mich manchmal daran verhinderten, erstens der traurige Gedanke, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe schrieb, zweitens die schlechte Versorgung bezüglich meines Obergesellens, denn er hat mit mir und meinem Nebengesellen noch kein Wort gesprochen, was nicht mit Grobheit, Eigensinn und Wildheit verbunden gewesen wäre; wenn man dagegen andere hört mit ihren Untergesellen sprechen, so findet man einen großen Unterschied. Einige sagten mir gleich, daß ich es bei ihm nicht gut haben würde. Mein Nebengeselle weint oft, wenn wir manchmal über unsere Noth zusammen reden. Indem Sie dieses, werthgeschätzte Eltern lesen werden, so werden Sie sagen, das schadete mir nichts; denn es würde mir vielleicht mehr nützen, weil ich bei ihm auch etwas lernen könnte; ja letzteres ist richtig, aber das behaupte ich immer, daß allzu große Strenge ganz und gar nicht gut ist. Sie werden vielleicht deshalb an den Herrn Tertius oder Herrn Dr. Ilgen schreiben wollen; thun Sie aber dies ja nicht, ich bitte Sie darum, denn es würde nicht nur nichts helfen, sondern noch schlimmer werden. Er hat wegen seiner barbarischen Behandlung seiner Untergesellen viele Verweise bekommen, ist auch deswegen schon heruntergesetzt worden; es ist aber immer noch schlimmer geworden. Wenn Sie doch so gütig wären und legten in den nächsten Brief, den Sie an mich schreiben, ein Paar Zeilchen an den Steinacker bei, schickten ihm einige Kassenbillets und bäten ihn, mir vor-

züglich in den griechischen Anfangsgründen, wo ich noch nicht fest sein würde, nachzuhelfen; denn daß er es verdient, das ist wahr; er soll eigentlich den Tag nur eine halbe Stunde mit uns Lektion halten, nämlich Abends von 5—5½ Uhr, da hält er aber viele Stunden darüber, und das Meiste, was ich im Lateinischen und Griechischen lerne, ist bei ihm." Noch als Mann in höhern Lebensjahren konnte Schulze nicht ohne ein gewisses Schaudern an diesen Quälgeist seiner Kindheit denken, aber niemals vergaß er hinzuzusetzen, daß er seinem gründlichen Unterricht doch viel zu verdanken habe.

Die Früchte des Steinacker'schen Unterrichts zeigten sich bald in Schulze's schnellen Fortschritten im Griechischen. Schon am 20. October meldete er den Eltern, daß er nach Obertertia versetzt und gleich über 10 andere im Griechischen gesetzt sei: „Denn Sie müssen wissen, schreibt er, daß wir in den griechischen Klassen wieder nach den Kenntnissen in dieser Sprache und nicht wie sonst sitzen, z. B. habe ich hierin mehrere unter mir, die eigentlich sonst über mir sitzen." Schon in dem nächsten Jahre erhielt Schulze in von der Brincken einen neuen Obergesellen, der mit gleicher Tüchtigkeit im Wissen Freundlichkeit und Humanität verband.

Je länger Schulze in Pforta war, um so mehr wurde er von dem mächtigen Geiste dieser Anstalt ergriffen und, trotz aller Sehnsucht nach den Seinigen, gewöhnte er sich ein und wurde ein begeisterter „Pförtner."

Dazu trugen ausgezeichnete Lehrerpersönlichkeiten nicht wenig bei.

Seit 1802 stand der berühmte Dr. Karl David Ilgen, früher Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Jena, als Rector, an der Spitze Pforta's. Während seiner ganzen Amtsführung (1802—1830) bewährte er sich als einen ernsten Freund der alten Zucht, ohne jedoch als Feind harmloser jugendlicher Freuden zu erscheinen. Gleich groß als klassischer Philolog wie als Orientalist, wußte er auch den Schülern seine Begeisterung für die Ideale des klassischen Alterthums für die Schönheiten der antiken Literatur einzuhauchen. Er war der geborne Schulmonarch im großen Stil, jeder Zoll an ihm ein Rector. Wenn seine hohe imposante Gestalt, in der Klasse oder im Schulsaale erschien, so faßte alle ein ehrfurchtsvolles Zittern. Mit seiner gewichtigen Stimme glich er dem Jupiter tonans, wenn er das Semester mit den Worten schloß: „Omnibus rite peractis, quae lex et mos majorum fieri jubent — — Ite! classis missa est", oder den Alumnen an einem kalten Wintermorgen, wenn sie im großen Gebetsaal vor Frost klapperten, ein gewaltiges „Ihr sollt nicht frieren!" entgegen donnerte. Nach alter Weise wurde der Alumnus von ihm mit „Er" angeredet. Bei einem finstern Blick von ihm, bei

einem Runzeln seiner hohen Stirn, einem finstern Zusammenziehen seiner großen Augenbrauen fiel dem Schüler schon das Herz vor die Füße; um so mehr ermuthigte und erfreute aber auch ein kurzes Wort des Lobes aus seinem Munde. Auch auf Schulze übte Ilgens großartige ethische Persönlichkeit einen mächtigen Einfluß; bald gewann er sich des Meisters Vertrauen und Anerkennung, wie manche Briefe Ilgen's an Schulze's Vater beweisen. So schrieb Ilgen im Februar 1813: „So kann ich denn auch wieder von dem letzten Examen sagen, daß Ihr lieber Sohn in Hinsicht des Fleißes vorzüglich und in Hinsicht der Sitten ausgezeichnet erhalten hat." Auch späterhin bewahrte Ilgen dem alten Schüler ein liebevolles Andenken und besuchte ihn noch einmal in Jena, als er bereits daselbst Professor war. Da schaarte sich wohl Jena's Straßenjugend neugierig zusammen, wenn der altmodisch gekleidete stattliche Greis in schwarzseidenen Strümpfen, Schuhen mit goldenen Schnallen, den Rohrstock (seinen s. g. Gehstock) mit großem perlmuttnem Knopfe in der Hand, Schulze's junge Gattin galant am Arme führend, majestätisch durch die Straßen Jena's schritt.

Neben dem strengen charaktervollen Ilgen stand der feine, ästhetisch gebildete Professor Gottlob Adolph Lange, eine liebenswürdige, milde Natur. Zu diesem trat Schulze, als seinem s. g. Tutor, in ein besonders nahes Verhältniß und fand auch in Lange's Familie die freundlichste Aufnahme. Alle Briefe Lange's an Schulze's Vater sprechen die wärmste Theilnahme für seinen Zögling aus. So schrieb er am 30. März 1812: „bei einem Vater, der das Glück hat, einen so braven hoffnungsvollen Sohn zu besitzen, wie Sie, kann der Lehrer mit großer Ruhe und Freude sein Zeugniß ausstellen. In diesem Falle befinde ich mich ganz. Es ist ganz der Wahrheit gemäß, wenn ich Ihnen die Versicherung erneuere, daß Ihr lieber Sohn zu den fleißigsten, wohlgeartetsten und gescheitesten Zöglingen unserer Anstalt gehört. Davon wird Ihnen, wenn Ihnen die Einrichtung von Pforta in dieser Hinsicht bekannt ist, schon das ein hinlänglicher Beweis gewesen sein, daß ihn Herr Professor Schmidt, der Lehrer der Mathematik, zu seinem Famulus erwählt hat, was bei uns für eine besonders ehrenvolle Auszeichnung gilt."

Neben den klassischen Sprachen stand die Mathematik zu Pforta in hohem Ansehen, und Johann Gottlieb Schmidt, Verfasser mehrerer damals hochgeschätzter Lehrbücher, war ganz der Mann, für diese Wissenschaft eifrige Schüler zu werben. Schulze's scharfer Verstand, so wie seine frühe Gewöhnung an streng geordnetes Denken, befähigte ihn ganz besonders für dieses Fach. Der alte Professor Schmidt liebte ihn deshalb fast wie einen Sohn und schrieb an Schulze's Vater im Februar

1813: „Ich hielt Ihren Herrn Sohn, schon ehe ich ihn wählte, für einen solchen, dessen Wahl mich nie gereuen würde; daß ich mich hierinnen nicht geirrt habe, hat sich denn nun auch bei der genausten Verbindung mit ihm sattsam bestätigt. Seine Ordnungsliebe, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit, ingleichem sein Eifer in den Wissenschaften, welche ich zu lehren habe, verdient meinen vollen Beifall. Seien Sie überzeugt, daß er zur Mathematik vortreffliche Anlage besitzt, und mit dem muntersten Fleiße glücklich in ihr fortschreitet. Was manchem andern Mühe macht, ist ihm Lust. Am letzten Examen hat er mir eine öffentliche Arbeit aus der sphärischen Trigonometrie, für die Einschickung nach Dresden übergeben, die ausführlich und sehr gut war. Mit Recht konnte ich ihr folgende Censur schreiben: Eine vorzüglich lobenswerthe Arbeit, welche nicht nur Lust und Kraft zur Mathematik, sondern auch einen besonders glücklichen Fortgang zum theoretischen Theile derselben zeigt."

Mit dem Studium der Mathematik verband Schulze von jeher eine große Liebe zur Astronomie, welche ebenfalls sein väterlicher Freund, Schmidt, in ihm erweckt zu haben scheint. „Am meisten — schreibt Schulze im Sommer 1812 dem Vater — arbeite ich jetzt in der Mathematik und suche meinen Principal, den Herrn Professor Schmidt, recht zu benutzen, denn so einen Mann findet man selten wieder. Ich werde Herrn Dr. Ilgen ersuchen, daß er mich einige Nächte auf die hiesigen Berge gehen läßt, damit ich mit den Sternen recht bekannt werden kann, freilich sollte ich nur einige Bücher dazu haben und einen Himmelsglobus und dergl. mehr."

Aber nicht blos dem gestirnten Himmel, sondern auch sonst den himmlischen Dingen hatte der alte gelehrte Mathematikus seinen Sinn zugewandt. Schmidt war ein tief überzeugter, gläubiger Christ, vom reinsten Lebenswandel, eine fleckenlose Seele, die selbst ein Fluch, ein rohes oder leichtfertiges Wort aufs tiefste verletzen konnte.

Obgleich Schulze's klarer Verstand ihn vor allem mystischen und pietistischen Wesen bewahrte, so blieb doch Schmidt's religiöse Richtung nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf sein unverdorbenes, empfängliches Gemüth. Eine aufrichtige gottvertrauende Frömmigkeit, welche später durch den Einfluß streng philosophischer Studien, von allem dogmatischen Beiwerk gereinigt, nie aber zerstört wurde, brannte in Schulze's Herzen fort, wie eine heilige innere Flamme, zugleich erleuchtend und erwärmend, bis zu seinem letzten Athemzuge.

Fast noch mehr als die Persönlichkeit so bedeutender Lehrer, wirkte der Geist der Anstalt selbst, erziehend und erhebend auf Schulze ein. Trotz der strengen Disciplin, trotz der klösterlichen Beschränkung

glich Pforta damals einer kleinen Republik mit fest ausgeprägten Sitten und Gebräuchen, an welchen selbst die Behörden und Lehrer nicht zu rütteln gewagt hätten. Die Schüler fühlten sich nicht nur als Gehorchende und Lernende, sondern als lebendige, organische Glieder eines kleinen Staates, welchen ein wahrhaft antik-republikanischer Gemeingeist durchwehte. Mehr als geschriebene Gesetze galten die alten Sitten und Gebräuche, die „mores majorum" in Pforta. Alles ruhte auf einem wohl begründeten Gewohnheitsrechte. Auch für Pforta hatte das große Wort des Tacitus: „plus ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges" seine Wahrheit. Es gab zu Pforta eine strenge Aristokratie, sie ruhte aber lediglich auf dem Vorzuge der Kenntnisse und der Reife des Charakters. Jeder sonst geltende äußere Unterschied des Standes oder des Reichthumes mußte vor den Klostermauern zurückbleiben. Der Sohn des reichen Grafen unterlag ganz derselben Behandlung, wie der des armen Handwerkers. Nur wissenschaftliche und sittliche Tüchtigkeit gab in diesem Kreise Achtung und Ansehen. Den Gemeinsinn, „das immer zum Ganzen Streben", welches später Schulze als Mann so sehr auszeichnete, verdankte er zum Theil gewiß den in Pforta gewonnenen Eindrücken. Hier lernte er auch die strenge Gesetzlichkeit, die ein Grundzug seines Wesens blieb, jene Gesetzlichkeit, die nicht eine Folge der knechtischen Gesinnung oder der Furcht vor der Strafe ist, sondern die aus der Liebe zur Freiheit und aus dem ächten Gemeingeist hervorgeht.

Den Jüngling erhoben und begeisterten die großen Ideale der antiken Welt. Durch unermüdliche Privatlektüre machte er sich mit den bedeutendsten Werken der alten Klassiker bekannt. Die erhabensten Geister Griechenlands und Roms wurden seine vertrauten Freunde. In Hellas und Rom war er in dieser Zeit allerdings besser zu Hause, als in Deutschland. Deutsche Bücher zu lesen, hieß in Pforta damals „Allotria treiben." Nur Klopstock, der berühmteste Sohn Pforta's, und Schiller waren von diesem Banne ausgenommen. Es war ein wunderbar abgeschlossenes Leben in diesen stillen Klostermauern. Selbst die größten Weltereignisse gingen fast spurlos an dieser idealen Welt klassischer Begeisterung vorüber. Wohl sahen die Schüler im Frühling 1812 die zahllosen Colonnen der großen Armee Tag für Tag sich ostwärts wälzen; eine Weltbewegung, wie sie seit den Tagen der Völkerwanderung nicht dagewesen, aber sie machte auf sie einen weit geringern Eindruck, als Hannibals Uebergang über die Alpen und der Kampf der Dreihundert bei Thermopylä. Eines interessanten Momentes aus dieser Zeit erinnerte sich indessen Schulze immer aufs lebhafteste; es war der

Anblick **Napoleons** im Zenith seines Ruhms während jener denkwürdigen Tage zu Dresden im Mai 1812, wo Könige und Fürsten, wie gekrönte Höflinge, dem schicksalsgewaltigen Erdengotte huldigten. Schulze war in den Ferien bei seinen Eltern und fuhr mit ihnen und allen Geschwistern nach Dresden, weil der Vater durchaus „den Kaiser“ sehen wollte. Ein befreundeter Herr vom Hofe verschaffte ihnen einen Platz in einem Corridore des Schlosses, durch welchen Napoleon passiren mußte. Jedesmal nach aufgehobener Abendtafel begleitete der König von Sachsen mit vielen Fürsten, Marschällen und Generälen den kaiserlichen Gast bis an seine Schlafgemächer. Eng zusammengedrängt in einem Eckchen des Corridors, in athemloser Spannung, um den großen Augenblick nicht zu verpassen, stand die Familie Schulze, als der glänzende Cortege, unter dem Vortritt der großen Hofchargen erschien. Die einzige von der Familie, welche Napoleon schon einmal gesehen hatte und beauftragt war, den Vater augenblicklich auf ihn aufmerksam zu machen, war Charlotte von Kayserlingk, Schulze's ältere Schwester. Als der Zug nun ganz in ihrer Nähe vorüberkam, platzte sie in ihrem Eifer heraus und rief laut, mit vorgestrecktem Arm: „Vater, **der** ist es, **der** ist es!“ Einen Augenblick zuckte der Kaiser mit seinen Wimpern, als ob es sich um ein Attentat handelte; aber ein leichtes Lächeln überflog bald sein marmorkaltes Cäsarenantlitz, als er sah, daß kein Attentäter, sondern eine hübsche, lebhafte junge Frau den gefährlich klingenden Ruf ausgestoßen hatte. Ruhig schritt er weiter; der König von Sachsen begleitete ihn bis vor seine Thür. Napoleon wandte sich um, sagte freundlich: „Bon soir, mon cher papa“ und trat in seine Gemächer, vor deren Eingang zwei Mameluken, wie Hunde, wachthaltend, auf der Erde lagen.

Gern brachte Schulze in den Ferien einen oder den andern seiner Freunde mit nach Haus; namentlich begleitete ihn oft sein getreuer **Thienemann** und war ein gern gesehener Gast im elterlichen Hause. Ueberhaupt knüpfte Schulze in Pforta manchen **Freundschaftsbund**, welcher nicht nur für die Schulzeit, sondern für das Leben geschlossen war, wie ja gerade die Begeisterung für gemeinsame Ideale jugendliche Herzen am engsten verbindet. Außer seinem treuen Thienemann waren **Arnold** und **Beer** seine nächsten Freunde, Pastorensöhne und wieder selbst dereinst tüchtige, segensreich wirkende Geistliche, dazu kamen dann noch manche Andere, die sich später in der Wissenschaft angesehene Namen gemacht haben, so Georg Philipp **Wagner**, der gelehrte Kenner und Erklärer des Virgil (Conv.-Lex. 15. 2. S. 18), so Ludwig von **Döderlein**, der hochverdiente Erlanger Philolog (Conv.-Lex. 5. S. 163). Daß aber das klassische Studium Pforta's nicht nur Philologen, sondern

auch tüchtige Naturforscher wissenschaftlich vorzubereiten geeignet war, zeigt ein weiterer Blick auf die Namen von Schulze's Pförtner Freunden. Mit ihm eng verbunden waren Christian Gottfried Ehrenberg, der Meister des Mikroscops, der geistvolle Entdecker „großer Organisationen im kleinen Raume", der Herrscher im Reiche der Infusorienwelt; Carl Friedrich Naumann, der gelehrte Leipziger Mineralog und Geognost; August Ferdinand Möbius, der scharfsinnige Mathematiker und Astronom. Ein später in weiten Kreisen bekannter praktischer Arzt, der Hofrath Hedenus zu Dresden, Sohn des königlichen Leibarztes daselbst, war längere Zeit Schulze's Untergeselle und hing bis an sein Lebensende mit rührender Pietät an dem nur um einige Jahre älteren Freunde, der schon als Knabe in Pforta seine Humanität wie sein Lehrtalent an seinen Untergesellen bewährt hatte. An Schulze's 25jährigem Jubiläum besang der geistvolle Arzt seinen alten Obergesellen in einer zierlichen lateinischen Ode.

Schnell flogen dem Jüngling die letzten Jahre seines Aufenthaltes in Pforta dahin; Ostern 1813 sollte er eigentlich die Universität Leipzig beziehen. Aber das drohende Kriegsgewitter rückte immer näher und bald sollte Sachsen zum Kriegstheater, ja zum Schauplatz des größten europäischen Kampfes der Neuzeit werden; daher wurde bestimmt, daß Schulze vorläufig nicht nach Leipzig gehen, sondern im elterlichen Hause den Sommer zubringen sollte.

Mit schwerem Herzen trennte sich Schulze von dem lieb gewordenen Musensitz, von den theuern Freunden, von dem lieblichen Saalthale. In seinem rühmlichen Abgangszeugniß wird besonders bemerkt, daß er während seines fünfjährigen Aufenthalts nicht eine einzige Strafe, nicht einmal einen Verweis erhalten habe („ut mores et vitam reprehendi nunquam faceret locum"). Bis an sein Lebensende hing er mit Dankbarkeit an Pforta. Einem jüngern Freunde, der ihm gegenüber einst Pforta „eine Anstalt voll von veralteten und fehlerhaften Einrichtungen" nannte, erwiderte er lebhaft: „Das Gute überwiegt das Fehlerhafte weit; auch ich bin in Schulpforta gebildet worden und habe von den fehlerhaften Einrichtungen zu leiden gehabt, aber dennoch muß ich mit großer Dankbarkeit auf Pforta zurückblicken, denn dem Geiste der Alten, in den ich dort eingeweiht wurde, verdanke ich meinen Sinn für Humanität. Ich gebe zu, daß auch von Pforta Taugenichtse kommen, wie aus allen Schulen, aber der bei weitem größte Theil der Schüler macht Pforta Ehre, und ich habe eine große Liebe für Pforta behalten. Ach, ich erinnere mich noch, als wir abgehenden Schüler Pforta verließen und das kleine Thürmchen zum letztenmal sahen; wir waren unser sechs.

Da gaben wir uns Alle die Hand und gelobten uns, unser ganzes Leben der Humanität zu weihen und alles Gemeine von uns fern zu halten. Sehen Sie, das waren zwar nur sechs; aber ich könnte Ihnen zehnmal so viel nennen, die ich kenne und die dasselbe durch die That beweisen."

In der Hoffnung bis zur Uebersiedelung nach Leipzig daheim, in einem stillen, sonnigen Stübchen des Görisch mit reizender Aussicht, ganz der schönen Natur und den liebgewordenen Studien zu leben, traf Schulze Ostern 1813 bei den Seinigen ein. Aber bald sollte das eiserne Würfelspiel des Krieges auch dieses stille Asyl in seinem Frieden aufschrecken. Am 16. Mai 1813 kam es bei Großenhain zu einem Gefechte, doch blieben die Franzosen noch den ganzen Sommer in der Gegend im Quartier. Jetzt kam dem jungen Schulze die französische Conversationsstunde bei dem alten Rector in Großenhain trefflich zu statten. Er wurde der Dolmetscher nicht nur seines Vaters, sondern der ganzen Nachbarschaft. In der Umgegend lagen mehrere französische Cavallerieregimenter unter dem Commando des Marquis von Latour-Maubourg. Schulze's Vater, immer thätig nnd unternehmend, verpflichtete sich, für die Gutsbesitzer des Amtes Großenhain die Hafer- und Heulieferungen zu besorgen. Er wurde dafür in französischen Bons bezahlt, welche niemals eingelöst wurden und verlor dabei ein gutes Stück Geld. Bei allen solchen Unternehmungen mußte der Sohn die Feder führen und mit den französischen Officieren und Armeebeamten unterhandeln. Lebhaft erinnerte er sich noch besonders des berühmten Reitergenerals Latour-Maubourg, der einige Tage in Gävernitz im Quartier lag und sich mit dem jungen Mann, der fertig französisch sprach, viel unterhielt. Eines Nachts kam eine Ordonnanz in den Hof gesprengt; mit dem frühsten Morgengrauen saß der General mit seinen Adjutanten zu Pferde, tief in seinen Reitermantel gehüllt, ritt er davon, drückte seinem jungen Wirth am Hofthor noch einmal die Hand und sagte mit düsterm Blicke: „notre étoile va s'éteindre." An einem der nächsten Abende kam ein Knecht athemlos in die Stube gestürzt und erzählte: „es habe sich ein Trupp fremdartiger Reiter an der Windmühle von Gävernitz gelagert — Kerle mit großen Bärten, auf kleinen Katzen von Pferden, mit langen Bohnenstangen in der Hand, die ein barbarisches Kauderwelsch verführten." Es waren die ersten Kosaken, Gäste, welche man in Sachsen nicht so bald wieder los werden sollte. Als sich früh die herbstlichen Nebel zertheilten, sah man, daß sich ein ganzes russisches Infanteriecorps auf dem Windmühlenberge von Gävernitz gelagert hatte, jener Kosakenschwarm war nur sein

Vortrab gewesen. Es war ein Sonntagmorgen. Früh beim ersten Sonnenstrahl stellte sich das Corps auf und ein russischer Pope las an einem aus Trommeln aufgebauten Altare eine Feldmesse. Fremdartige Töne, melancholisch und ernst, klangen aus dem Lager daher; besonders machte die russische Nationalhymne auf Schulze einen tiefen Eindruck.

Täglich rückten nun neue, immer wunderbarere Schaaren nach, welche das Machtwort „des weißen Czaren“ von der Wolga und aus den Steppen Asiens mitten in's Herz Deutschlands gerufen hatte:

Was zieht für ein Gewimmel
Von Volk das Haus vorbei?
Wohl niemand als der Himmel
Weiß, wer ein jeder sei.

Ich kenne wohl die Preußen,
Die Schweden auch zur Noth,
Das aber sind die Reußen
In Dunkelgrün und Roth.

Der Kerl mit seinem Spieße,
Auf seinem kleinen Gaul,
Wenn der das Reiten ließe!
Doch scheint das Thier nicht faul.

Das nennt man die Kosaken,
Die dort den Bart voraus,
Den Fitschepfeil im Nacken,
Seh'n wahrhaft heidnisch aus.

Statt zur Musik sie reiten
Im Takte zum Gesang,
Es klingt recht sanft von weiten
Nah machts doch fast mir bang;

Sie rufen durcheinander
Ganz unverständlich hohl,
Da klingts wie Alexander!
Das ist ihr Abgott wohl.

Es kamen nun drückende Zeiten für Sachsen, denn die Russen kamen als Feinde in ein erobertes Land. Auch die Familie Schulze's hatte viel zu leiden. Die Kosaken plünderten und stahlen. Der ganze Kuhstall in Gävernitz wurde ausgeräumt, es blieb fast kein Stück Vieh mehr auf dem Hofe. Kleider, Stiefeln, alles was nur irgend brauchbar war, wurde weggenommen; Schulze und sein Vater flüchteten in alten

Jacken nach Görisch, weiter war ihnen nichts übrig geblieben. Glücklicher Weise wurde der Weinkeller von Görisch, in welchem für mehrere tausend Thaler Wein lagerte, nicht entdeckt. Erst nach und nach trat etwas mehr Ordnung ein, indem höhere russische Officiere wenigstens die ärgsten Excesse zu verhindern begannen. Aber die drückende Einquartierung blieb noch lange im Lande. Den ganzen Winter von 1813—14 lagen russische Landwehrleute in Gävernitz im Quartier, sie kamen ohne Uniform, in Kitteln, mit dem Stock in der Hand an und wurden erst in Sachsen einexercirt und mit dem Tuche bekleidet, welches das schwer gedrückte Land liefern mußte. Es waren größtentheils gutmüthige, rohe Burschen, auch mancher mit eingereihte ältere graubärtige Bauer unter ihnen. Eine besondere Liebhaberei hatten sie für Talglichter, die sie als Schmelze in das heiße Sauerkraut steckten, während die Kosaken die großen Töpfe voll geronnener Milch mit den Händen auszuessen pflegten, von deren Inhalt gewöhnlich die gute Hälfte in ihren langen Bart floß.

Erst gegen Weihnachten 1813 war die Ruhe so weit hergestellt, daß Schulze wagen konnte, die Universität Leipzig zu beziehen und seine akademischen Studien zu beginnen. Hier traf er mit manchem theuern Genossen von Pforta wieder zusammen. Freilich war ihm sein wissenschaftlicher Lebensgang nicht so leicht gemacht, wie seinen Freunden; sie alle gingen längstgebahnte Pfade, die sie nur fleißig zu verfolgen brauchten, um an ein sicheres wohlbekanntes Ziel zu kommen. Thienemann, der Mediciner, Wagner, der gelehrte Philolog, Arnold und Beer, die Theologen, wußten genau, was sie auf der Universität wollten und sollten. Anders Schulze, welcher ohne jeden Wegweiser einen neuen Pfad aufsuchen mußte. Nur in unklaren Zügen stand ihm sein wissenschaftliches Ideal vor der Seele; manchfach tappte er unbestimmt hin und her. Als er aber den richtigen Weg einmal gefunden hatte, wurde er auch ein Bahnbrecher für Tausende nach ihm, ja für alle seine künftigen Berufsgenossen.

Noch hielt der Vater unerbittlich an dem Plane fest, daß Schulze sich lediglich für den Staatsdienst vorbereiten, also Jura und Cameralia studiren sollte, weswegen er auch als studiosus juris in das Universitätsalbum eingetragen wurde. In dem Sohne dagegen kämpften zweierlei Richtungen mit gleicher Macht, einerseits die alte tiefgewurzelte Vorliebe für den landwirthschaftlichen Beruf und das Landleben, andrerseits die in Pforta erweckte Begeisterung für wissenschaftliche Ideale. Daß man auch die Landwirthschaft wissenschaftlich betreiben, daß man auch in dem Berufsleben des Landwirths höhere menschliche Ziele verfolgen könne, ahnten damals wenige. Schulze fiel die Aufgabe zu,

diese beiden scheinbar so disparaten Elemente zuerst in Einklang zu setzen, um dann in weitesten Kreisen die wissenschaftliche Vergeistigung der Landwirthschaft und die ideale Erhebung des landwirthschaftlichen Berufes zur Anerkennung zu bringen. Freilich war das, was ihm die Universität Leipzig für seine Bestrebungen bieten konnte, höchst mangelhaft. Am 23. Mai 1814 schrieb er dem Vater von Leipzig: „Was die akademischen Studien anbetrifft, so freue ich mich, Ihnen versichern zu können, daß ich sie mit großem Vergnügen und vielem Interesse treibe. Meine meisten Collegia sind am 16. d. M. angegangen, nur zwei noch nicht, nämlich ein mathemathisches bei Prof. Mollweide und ein cameralistisches beim Professor der Landwirthschaft, Leonhardi. Beide wollten auch vor Pfingsten anfangen, aber Mangel an Zuhörern verhindert sie daran. Ich fürchte, daß sie auch nach Pfingsten und dieses ganze Sommerhalbjahr aus demselben Grunde nicht werden diese Collegia lesen können. Eine wahre Schande für die Universität Leipzig, die doch jetzt die einzige in Sachsen ist und so viel Studenten hat, weil die meisten, die vormals in Wittenberg waren, hier sind. Nicht eher werden die Cameralwissenschaften, welche doch so nöthig zum Wohl des Staates sind, eifriger und allgemeiner auf sächsischen Universitäten studirt werden, als bis man nach dem Beispiel anderer Länder, den alten Schlendrian verlassend, aufhört Aemter, deren Verwaltung durchaus Kenntnisse in cameralistischen Wissenschaften verlangt, solchen Männern und zwar meistens bloßen Juristen anzuvertrauen, die jene Wissenschaften oft kaum dem Namen nach kennen, und bis man auf den Universitäten, wo jetzt die Cameralwissenschaften zu der philosophischen Fakultät gehören, eine besondere cameralistische Fakultät einrichtet."

Aus einem spätern Briefe vom 8. Juli 1814 tritt uns Schulze's wissenschaftliches Bestreben schon klarer entgegen: „Wenn ich von meinen jetzigen Geschäften rede, so meine ich damit die Arbeiten, welche ich in diesem halben Jahre verrichten muß, wenn ich anders dem Plane getreu bleiben will, den ich mir, in Rücksicht auf meine akademische Laufbahn, entworfen habe. In diesem halben Jahre, nämlich von Ostern ab, studire ich, theils unter Anleitung von Professoren, theils ohne dieselbe, Pflanzenkunde, Chemie, Philosophie und Geschichte. Ein mathemathisches Collegium konnte ich in diesem halben Jahre nicht hören, weil keines gelesen wird. Herr Professor Mollweide wollte zwar sehr gern lesen und ich wünschte vorzüglich bei ihm die ganze angewandte Mathematik zu hören, aber es fanden sich nicht genug oder vielmehr gar keine Zuhörer — keine sonderliche Ehre für eine Universität, wo vielleicht 1300 Studenten sind. Künftiges Semester wird Mathematik mein

Hauptstudium sein, wo ich hoffentlich auch ein Collegium über dieselbe werde hören können. Täglich überzeuge ich mich mehr, daß man Oeconomie ebenso gut studiren kann, wie andere Wissenschaften, und daß alle ihre Lehren sich meistens auf Mathematik, Chemie, Pflanzenkunde und Mineralogie gründen."

Am Anfang des Wintersemesters 1814—15 schreibt Schulze seinem Vater: „Die Arbeiten, welche ich mir in diesem Wintersemester zu vollbringen vorgesetzt habe, sind viele und ich will allen nur möglichen Fleiß anwenden, um dieses mir vorgesteckte Ziel zu erreichen. Ich will mich nämlich vorzüglich mit Mathematik, Zeichenkunst, Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Landwirthschaftswissenschaft beschäftigen. In Hinsicht auf Naturgeschichte will ich mich mit allen Reichen, dem Mineral-, Thier- und Pflanzenreich, besonders aber den beiden ersten, von denen ich noch wenig Kenntniß habe, bekannter machen und in Hinsicht auf Chemie will ich mich vorzüglich mit dem öconomischen Theil derselben beschäftigen. In Collegiis höre ich höhere Mathematik, allgemeine Naturgeschichte und besonders die Geschichte des Thierreichs, Mineralogie, Insectenkunde, Naturlehre und Chemie. Was Zeichenkunst betrifft, so werde ich an dem Unterricht, welcher auf hiesiger Zeichnungs- und Architekturakademie gegeben wird, Antheil nehmen, und zwar wöchentlich acht Stunden. Eigenes Studium muß überhaupt, besonders aber beim Cameralisten, das meiste thun. Da die Felder der Mathematik und Naturgeschichte außerordentlich reich sind, und ich auf beiden herumwandern und außerdem noch viele andere Wissenschaften treiben muß, so muß ich mit meiner Zeit recht sparsam umgehen; dafür sind aber auch der Nutzen und das Vergnügen, welche diese Studien gewähren, um desto größer. In vergangenem Sommerhalbjahr habe ich, wie Sie schon wissen, eine Pflanzensammlung angelegt oder vielmehr anzulegen angefangen. Sie besteht bis jetzt aus ohngefähr 1100 Stück, wovon jedes Stück in einen besondern weißen Bogen Papier, nach den gewöhnlichen Einrichtungen der Pflanzensammlungen, liegt. In diesem Wintersemester ordne ich sie nach einem Systeme und bemühe mich, ihre Unterscheidungszeichen, wie auch den Nutzen, Anbau und dergl., so zur Oeconomie gehören, kennen zu lernen. Auch habe ich schon angefangen, Mineralien zu sammeln, welcher Anfang jedoch noch sehr gering ist; ferner bin ich gesonnen, mir eine kleine Samen- und Holzsammlung anzulegen. Da die Kenntnisse von den Produkten der Natur die ersten und vorzüglichsten sind, welche sich ein Cameralist erwerben muß, man diese Kenntnisse aber durchaus nicht gründlich erlangen kann, wenn man sich nicht Sammlungen von solchen Produkten anlegt, so werden Sie es ge-

wiß billigen, daß ich dies thue und erlauben, daß ich theils solche Produkte, theils Sachen, die zu ihrer Aufbewahrung nöthig sind, selbst kaufe. — Man vermuthet jetzt hier (17. Novbr. 1814) allgemein und zwar nicht ohne Grund, daß unsere Universität nicht in Leipzig bleiben, sondern ihren Sitz in Dresden erhalten wird. Die Ursache davon wird nämlich der Umstand sein, daß unser Land dem preußischen Staate einverleibt werden wird, was nun wohl nicht mehr zu bezweifeln ist. Geschieht dies, so wird unsere Universität in Hinsicht auf cameralistische Wissenschaften hoffentlich verbessert werden. Auch würden dann diejenigen, die Cameralia studiren, bessere Aussichten in Rücksicht auf künftige Anstellung haben. Dieses und jenes läßt mich die Einrichtung der preußischen Universitäten und die Staatsverwaltung dieses Landes hoffen. Erfolgt diese Verbesserung unserer Akademie nicht, so würde ich Sie freilich ersuchen müssen, mich künftiges Jahr die göttinger oder sonst eine andere Universität beziehen zu lassen, wo ich die cameralistischen Collegia, welche hier nicht gelesen werden, hören könnte, z. B. über Landwirthschaftswissenschaft, Forstwissenschaft, Straßen- und Wasserbaukunde, Cameral-Polizei und Landwirthschaftsrecht. Uebrigens gebe ich Ihnen die Versicherung, guter lieber Vater, daß ich meine Zeit gewissenhaft anwende und daß ich mit allen meinen Kräften mich eifrigst bestrebe, den Zweck zu erreichen, den mein Dasein auf der Universität hat, und ich hoffe, daß meine Bemühungen nicht vergeblich sein werden."

Keiner der Leipziger Lehrer scheint auf Schulze's Entwickelung einen tiefergreifenden Einfluß geübt zu haben. Haubold's trockene Pandektenvorlesungen verderben ihm gründlich die Lust zur Jurisprudenz, welche er überhaupt, nur dem Vater zu Liebe, einige Zeit betrieben zu haben scheint. Auch für die Fächer, welche sonst den Jüngling am meisten zu erheben und zu begeistern pflegen, für Philosophie und Geschichte, war in Leipzig damals wenig vorhanden. Weder Krug's seichter Rationalismus, noch Hofrath Beck's historische Tabellen-Gelehrsamkeit konnten, trotz fleißigen Collegienbesuches, auf Schulze's geistiges Leben irgendwie bestimmend einwirken. Das meiste that, wie er selbst sagt, in Leipzig das Selbststudium; vor allem legte er einen tüchtigen Grund in den Naturwissenschaften, besonders in Botanik, Mineralogie und Chemie; letztere studirte er unter Leitung des Professor Gilbert. Eine tüchtige Kenntniß der heimischen Pflanzen verdankte er den Excursionen, welche er mit Professor Schwägrichen im Sommer 1814 zweimal die Woche in der Umgegend Leipzigs unternahm. Er wurde in dieser Beziehung so sicher, daß er später selbst botanische Excursionen zu leiten im Stande war.

Am eigentlichen Studentenleben nahm Schulze keinen Antheil. Er war eine jugendlich frische Persönlichkeit, zog sich aber von jeher gern in sich und einen völlig übereinstimmenden Freundeskreis zurück, daher seine tiefgewurzelte Vorliebe für das Landleben und seine stillen friedlichen Genüsse. Das Leben auf dem abgeschiedenen Görisch, an dem er von Kindheit mit schwärmerischer Vorliebe hing, war sein Ideal; dort zugleich der Landwirthschaft und den liebgewordenen Studien in stiller Muße zu leben, sein höchster Wunsch. Einen Plan für eine kleine Sternwarte, die er sich dort errichten wollte, hatte er längst entworfen.

Obgleich Schulze in spätern Jahren sich mit Sicherheit in dem öffentlichen Leben zu bewegen und in allen Kreisen der Gesellschaft, wenn es nöthig war, mit schlichter männlicher Würde aufzutreten wußte, so blieb ihm doch innerlich ein Zug von dieser schüchternen, fast jungfräulichen Art eigen, die vor jeder Berührung mit dem Treiben der großen Welt sich gern zurückzieht und allein im Stillleben der Familie und im engsten Freundeskreise Befriedigung findet. Allen rauschenden Vergnügungen war er abgeneigt. Theater, Gesellschaften und Bälle besuchte er nur, wenn er mußte. Obgleich er bei dem alten Tanzmeister Roller in Pforta die schwierigsten Kunsttänze perfekt erlernt hatte und noch manchmal, als älterer Mann, den Seinigen zum Scherz mit großem Geschick „Kosakisch" vortanzte, so war er doch niemals ein Ballheld oder ein Mann der Gesellschaft. Dies auf Stillleben gerichtete Wesen hatte in dem klösterlichen Pforta nur noch zugenommen. Darüber tadelte ihn der Vater öfter, welcher seinen Sohn viel lieber als einen gewandten Weltmann gesehen hätte. Er hoffte, daß Leipzig, das auch ihm als „Kleinparis" galt, die weltmännische Tournüre des Sohnes vervollkommen werde. Für dergleichen Dinge hatte aber nun einmal der ernste, nur seinen höheren Aufgaben zugewandte Sohn keine Neigung. Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Brief an den Vater vom 10. August 1814: „Nun habe ich Ihnen, theuerster Vater, noch etwas zu sagen, worüber Sie ein wenig lächeln werden. Sowie es immer mein eifrigstes Bestreben ist, mich durch mein Verhalten Ihrer Liebe würdig zu machen, macht mir auch nichts herzlichere Freude, als die Beweise und Versicherungen, die Sie mir von Ihrer Zufriedenheit gegeben haben. Nur in einem Punkte wurde ich immer von Ihnen getadelt, nämlich in Hinsicht des Benehmens in Gesellschaft oder kurz gesagt der Politesse. Daß dieser Tadel mich mit Recht traf, sah ich wohl ein, bemühte mich aber anfangs weiter nicht, es dahin zu bringen, daß ich ihn nicht mehr verdiente, weil ich wähnte, dieser Mangel sei von keiner sonderlichen Bedeutung. Dieser Wahn ist nun zwar seit geraumer Zeit verschwunden.

Erfahrungen haben mir gezeigt, wie nöthig h. z. T. die s. g. Politesse einem Menschen ist, welcher gebildet sein und heißen und als solcher auf andere wirken will, aber ich sehe zugleich, daß der Mangel an derselben nicht sogleich entfernt werden kann, daß sie sich weder aus Büchern noch aus Collegien erlernen läßt. Wie ich nach Leipzig kam, hoffte ich, daß sich die Sache von selbst geben würde, bald aber sah ich mich getäuscht und that beinahe schon Verzicht auf Erreichung jener Cultur und machte mich gefaßt, stets von der feinen Welt, ein Steifer, ein Sonderling — oder was sie sonst für Ehrentitel für dergleichen Menschen erdacht hat — genannt zu werden. Jetzt aber ist mir wieder ein Strahl der Hoffnung aufgegangen. Indem ich mit einer trefflichen Familie bekannt geworden bin und in ihrer Mitte öfters zu sein die Erlaubniß erhalten habe, glaube ich gewiß, die Schule gefunden zu haben, wo man jene Bildung sich verschaffen kann. Daß ich wohl schwerlich eine Familie finden würde, deren Umgang für mich nützlicher und angenehmer sein könnte, davon werden Sie sich, lieber Vater, am besten überzeugen, wenn Sie sie selbst persönlich kennen lernen werden. Herr Obersteuerinspektor Günther ist der Familienvater. Er hält sich hier erst seit Ostern auf, vorher bekleidete er eine ähnliche Stellung zu Schandau bei Pirna. Er wohnt in einem Hause, was mit dem unsrigen zu einem Garten gehört und durch diesen von der hintern Seite verbunden ist. Da ein Sohn von ihm mit mir zugleich in Pforta studirte, lange mit mir in ein und derselben Stube wohnte und wir Freunde zusammen waren, so hatte ich schon damals so viel Gutes von dieser Familie gehört, daß ich wünschte, sie kennen zu lernen. Freund Thienemann hat eben so wie ich Eintritt in dieses Haus. Sonderbar ist es, daß wir nicht eher, als vor vier Wochen, erfahren haben, daß diese Familie jetzt hier ist, da sie doch so nahe bei uns wohnt. Zuerst sprachen wir uns im Garten, zu dem unsere Häuser gehören und in den zu gehen uns erlaubt ist. Die Familie ist sehr zahlreich, außer den Eltern sind noch vier Söhne und vier Töchter da. Von den beiden ältern Söhnen ist einer auf der Schule zu Pforta, der andere lernt die Kaufmannschaft zu Torgau, die beiden jüngern sind noch zu Hause. (Der eine war der vor kurzen verstorbene Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Günther zu Leipzig.) Die Mädchen sind alle noch hier, die jüngste ist 9 Jahre und die übrigen stehen in einem Alter von 16 bis 20 Jahren. Außerdem halten sich bei ihnen noch eine Großmutter und zwei Tanten auf. Aus diesen Gliedern besteht nun die Familie, ihre Anzahl ist groß, aber sie machen doch zusammen ein harmonisches Ganze aus; ein Glied hängt fest an dem andern, ein Geist und zwar der beste beseelt alle. Wie glücklich diese Familie ist, kann

nicht beschrieben werden; sie ist sich selbst genug, nicht auswärts braucht sie das Vergnügen zu suchen, ein jedes Glied fühlt sich am glücklichsten im Kreise der Seinen. Vorzüglich zeichnet sich in ihr ein schönes Kleeblatt aus, nämlich das der drei ältesten Schwestern, indem sie gleichsam eine Seele in drei verschiedenen Körpern sind. Sie haben alle Bildung, welche nur ein Mädchen haben kann, sie sprechen und schreiben französisch, haben die deutsche Sprache in ihrer Gewalt, spielen meisterhaft mehrere Instrumente, singen vortrefflich, sticken, nähen und was dergleichen mehr ist, haben alle Annehmlichkeit im Umgang und gesunden Menschenverstand. Noch mehr aber als alles dies macht sie ihre Herzensgüte schätzbar. Sie lieben einander, wie sich nur Geschwister lieben können und hängen so aneinander, daß wenn sie auswärts einmal ein Vergnügen genießen, sie nur halben Genuß haben, wenn sie nicht alle drei daran Theil nehmen. Gesellschaften, Bälle und dergleichen besuchen sie nur selten. Doch ich muß aufhören, dieses Kleeblatt zu loben, sonst möchten Sie wohl gar gegen meine Lobeserhebungen mißtrauisch werden."

In einer freundlichen Wohnung, Stube an Stube mit seinem treuen Thienemann, verlebte Schulze in Leipzig glückliche Tage, nicht im Geräusch großer Geselligkeit oder lauten Studententreibens, aber ganz nach seinem Sinne in einem trauten Freundeskreise und im täglichen Umgang mit einer liebenswürdigen Familie, deren geistige und gemüthliche Bildung ihn in jeder Beziehung nur fördern konnte. Mit der Familie Günther und mit Thienemann, welcher sich später mit der jüngsten Tochter des Hauses verheirathete, blieb Schulze bis zu seinem Lebensende in Verkehr, wie zahlreiche, von warmen, freundschaftlichen Gefühlen durchwehte Briefe darthun.

Diese schöne Zeit sollte indessen bald durch ein trauriges Ereigniß, welches Schulze's Herz auf's tiefste erschütterte, beendet werden.

Im Frühjahr 1815 verweilte er bei den Seinigen in Gävernitz. Kayserlingk stand in der Lausitz zu Guben in Garnison. Gerade an diesem Schwager, einem eben so braven Offizier, als gemütlichen und treuherzigen Menschen, hing Schulze mit der ganzen Zärtlichkeit eines jüngern Bruders, wie er auch nach Kayserlingk's Tode den Söhnen desselben ein zweiter Vater wurde. Ihn und die Schwester Charlotte wiederzusehen, war sein Herzenswunsch. Nach der Sitte der Studenten damaliger Zeit schnallte er deshalb seinen Säbel um und wanderte wohlgemuth zu Fuß „nach der Lausitz wendischen Bezirken." Kaum aber war er bei den lieben Verwandten angelangt, so traf ein expresser Bote von Gävernitz ein, welcher ihm die erschütternde Trauerbotschaft brachte,

daß die theure Mutter plötzlich verschieden sei. Die furchtbaren Anstrengungen und Unruhen der Kriegszeit hatten ihre sonst so kräftige Natur untergraben; sie kränkelte seit dieser Zeit ununterbrochen, und längst waren die Ihrigen um sie besorgt. Jetzt trat aber plötzlich und unerwartet die traurige Katastrophe ein. Heiter, zu Fuß nach Studentensitte, hatte Schulze die Hinreise gemacht, traurig, mit blutendem Herzen, jagte er jetzt mit Extrapostpferden zurück. Als der Wagen auf der Wantewitzer Höhe ankam, erblickte er schon die schwarzen Männer, die sich zum Leichenzuge sammelten; Alles harrte nur noch auf die Ankunft des Sohnes, den man von Minute zu Minute erwartete.. Noch einmal schlug man den Sargdeckel zurück, damit er zum letztenmal die verklärten Züge der heißgeliebten Mutter sehen konnte. Dann schloß sich der Sarg auf immer, und tiefgebeugt folgte der Sohn der theuren Leiche auf den stillen Friedhof zu Wantewitz. Ein treues Mutterherz hatte aufgehört, für ihn zu schlagen.

Der Vater stand jetzt allein da; seine beiden ältesten Töchter Friederike und Charlotte waren aus dem Hause. Vielleicht war gerade in dieser Stimmung sein Herz den Wünschen des Sohnes geneigter, vielleicht fühlte er sich selbst einer Stütze bedürftiger, als sonst. Kurz, als der Sohn jetzt von neuem den Wunsch aussprach, sich ganz der Landwirthschaft zu widmen, gab der Vater nach. „Ich hatte damals in mir — erzählte Schulze später — einen langen Kampf, ging endlich zu meinem Vater und bat ihn, mich in die Lehre zu nehmen. Er wollte lange nicht daran, endlich sagte er mir, wenn ich denn durchaus Landwirth werden wollte, so sollte ich auch ein ordentlicher Landwirth werden und ließ mich alle Sachen, bis zur Mistgabel herab, durchmachen. Das that er, weil er meinte, wenn es mir mit der Landwirthschaft Ernst sei, so wäre das nöthig; sei es mir aber nicht Ernst, so würde ich dadurch am schnellsten curirt werden. Das war mir sehr gesund. Ich danke es meinem Vater, daß er so mit mir verfuhr; er hat mir wahrlich Nichts geschenkt!"

Von früh an hatte Schulze sich mit Vorliebe bei den landwirthschaftlichen Geschäften betheiligt, auch hatte er bereits die Zeit von Ostern 1813 bis Weihnachten desselben Jahres zu seiner landwirthschaftlichen Ausbildung verwandt, doch war dies immer nur nebenbei und mehr zur Unterhaltung geschehen. Jetzt sollte der landwirthschaftliche Beruf mit allem Ernst gewissenhafter Pflichterfüllung ergriffen werden. Der Vater war ein überaus gestrenger Lehrmeister, vielleicht um so mehr, als er wohl den Hintergedanken hatte, dem Sohne den landwirthschaftlichen Beruf auch jetzt noch wo möglich zu verleiden. Der gelehrte Schüler von Pforta,

der Student von Leipzig mußte ganz von unten, „von der Picke auf,“ dienen. Er wurde nicht etwa sogleich zum Verwalter gemacht, sondern erhielt erst ein Ochsengespann, dann, als erstes Avancement, ein Pferdegespann, welches er füttern und putzen, mit welchem er alle landwirthschaftlichen Arbeiten verrichten mußte. Er diente seinem Vater wie ein Knecht, nur mit dem Unterschied, daß er an dem Herrschaftstische essen und in seinem eigenen Zimmer, nicht im Pferdestall, schlafen durfte. In der heißesten Erntezeit arbeitete er vom ersten Strahl der Morgensonne bis zum Feierabend, unermüdlich wie der fleißigste Tagelöhner, mit auf dem Felde. Keine Strapaze war ihm zu viel; früh um 3 Uhr war er auf den Beinen; aber wenn sich Abends die ermüdeten Tagelöhner auf ihr Lager warfen, setzte er manchmal noch die liebgewordenen wissenschaftlichen Studien bei der Lampe im einsamen Kämmerlein fort.

In Jahresfrist wurde Schulze Meister in allen landwirthschschaftlichen Handgriffen, eine Fertigkeit, welche er sich bis in seine spätesten Jahre erhielt. Wie oft nahm er noch als Professor bei Probepflügen in Eldena oder Zwätzen dem Knechte den Pflug aus der Hand, um zu zeigen, wie er geführt werden müßte. Jedes neu einzuführende Ackerinstrument probirte er selbst und lehrte den Leuten den Gebrauch desselben.

So machte Schulze, freilich mehr zufälliger Weise, einen Entwickelungsgang durch, den er mit Recht später principiell als den mustergültigen aufstellen konnte. Wären des Vaters entgegengesetzte Absichten nicht dazwischen gekommen, so würde auch Schulze wohl gleich nach seiner Confirmation, wie es damals Sitte war, Oeconomielehrling geworden sein; er wäre dann auf derselben Stufe mit den meisten seiner Berufsgenossen stehen geblieben. So erwarb er sich dagegen eine gründliche klassische Vorbildung, wie sie nur den Höchstgebildeten der Nation zu Theil zu werden pflegt und ging dann als gereifter neunzehnjähriger Jüngling mit entwickelten Körper- und Geisteskräften zur praktischen Berufsthätigkeit über; aber auch in dieser Beziehung war sein Gang wieder ein durchaus normaler. Auf einem kleinen wohlbewirthschafteten Gute, welches alle landwirthschaftlichen Berufszweige vereinigte, lernte er das Handwerk des Landwirths bis zum kleinsten Detail; dann erst folgte die landwirthschaftliche Theorie und darauf die eigene selbstständige Bewirthschaftung größerer Güter. Wie ihm im kleinen der eigene Vater, so wurde ihm im großen Sturm und dann Karl August selbst Muster und Vorbild.

Wohl kaum hatte der Vater erwartet, daß der gelehrte Sohn die Feuerprobe so bestehen würde; immer mehr verstummte sein Spott über „den lateinischen Oeconomen,“ und manchmal spendete er dem unermüd-

lichen Sohne ein kurzes Wort des Lobes. Nach abgelaufener Jahresfrist sagte er zu ihm: „Fritz, von mir kannst du nichts weiter mehr lernen." Bald darauf las er eines Abends, wie gewöhnlich, die Leipziger Zeitung, reichte das Blatt dem Sohne und sagte: „Da ist etwas für dich." Es war die Anzeige des Sommercursus des landwirthschaftlichen Instituts zu Tiefurt, welchen Sturm im April 1816 zu eröffnen gedachte. Dieses Zeitungsblatt sollte auf Schulze's Schicksal einen entscheidenden Einfluß üben, denn nach einigen weitern Erkundigungen beschloß der Vater, daß sein Sohn, der nun wenigstens als Landwirth „etwas Rechtes" werden sollte, in das Institut zu Tiefurt eintreten sollte, ein Entschluß, welcher natürlich ganz der Neigung des Sohnes entsprach.

Der Hofrath C. Chr. Gottlieb Sturm, geb. 1781 zu Hohenlauben im Reußischen, wurde 1807 als Professor der Cameralwissenschaften zu Jena angestellt und errichtete 1814, unter dem Schutze seines Gönners Karl August, das landwirthschaftliche Institut auf dem Kammergute zu Tiefurt bei Weimar, welches indessen nur einen Sommercursus hatte, indem Sturm im Wintersemester seinem akademischen Berufe an der Universität Jena oblag.

Sturm hatte damals schon durch zahlreiche landwirthschaftliche Schriften Anerkennung gewonnen, besonders hatte er die Theorie von den Rassen und der Thierveredlung, namentlich der Wollerzeugung, zuerst wissenschaftlich begründet. Durch seine Biederkeit und Herzensgüte gewann er sich die Liebe und Hochachtung seiner Schüler und Aller, die ihm näher traten, in hohem Grade.

In den letzten Tagen des März 1816 schnürte Schulze sein Ränzchen, schnallte seinen Säbel um und wanderte, großentheils zu Fuß, nach Tiefurt, wo er in den ersten Tagen des April eintraf. Schnell lebte er sich hier ein und schrieb dem Vater: „Meine Gesundheitsumstände sind fortwährend die besten. Daß ich mit meinem neuen Aufenthaltsort sehr zufrieden bin und hier ganz das finde, was ich mir zu meiner Ausbildung wünschte und suchte, habe ich Ihnen schon in früheren Briefen geschrieben und wiederhole es hier noch einmal. So gut als möglich benutze ich hier die vorkommende Gelegenheit, Kenntnisse zu sammeln und Erfahrungen zu machen, und innig freue ich mich, wenn ich bemerke, daß meine Bemühungen hier nicht fruchtlos sind. Da man nur bei gehöriger Verbindung der Theorie mit der Praxis in unserem Fache zur höchsten Stufe der Vollkommenheit gelangen kann, so widme ich hier

beiden gleichviel Zeit und Fleiß. Mit Freuden bemerkte ich, daß es mir zu großem und wesentlichen Nutzen gereicht, ehe ich hierher gekommen bin, ein Jahr in Leipzig und ein Jahr in Ihrer Wirthschaft gewesen zu sein, und zwar jenes besonders zum Studium des theoretischen und dieses beim Betreiben des praktischen Theiles. Was wir hier für Unterricht genießen, sagt Ihnen beiliegender Lectionsplan. Auch außer den Collegien sind wir sehr viel in der Gesellschaft des Herrn Hofrath Sturm, und dieser Umstand giebt dem Institut gewiß einen großen Vorzug. Außer mir sind jetzt noch sieben junge Leute hier, wovon die meisten die Landwirthschaft mit vielem Eifer treiben. Da wir aus verschiedenen Gegenden und Ländern sind, so sind unsere Unterhaltungen über öconomische Gegenstände sehr interessant und lehrreich. Wie schnell mir hier die Zeit entflieht, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Wenn ich bedenke, daß das hier zuzubringende halbe Jahr schon zur Hälfte verflossen und die andere Hälfte noch schneller entfliehen wird und überlege, was ich noch zu thun habe, wenn ich alles das vollbringen will, was ich mir für diesen Zeitraum vorgenommen habe, so wird mir fast bange.

In der Zeit meines Hierseins haben sich mir in der That hinsichtlich meiner ferneren Ausbildung sehr vortheilhafte Aussichten eröffnet, was mir besonders deshalb sehr angenehm ist, weil ich gewiß hoffe, daß auch Ihnen dies viel Freude machen wird. Ich bin nämlich so glücklich, ganz besonders das Vertrauen und Wohlwollen des Herrn Hofrath Sturm zu genießen, und es wünscht derselbe, daß ich hier und mit ihm in Verbindung bleibe und hat den Plan, daß ich die Verwaltung der Kammergüter Lützendorf, Tiefurt und Oberweimar übernehmen soll. Was Sturm selbst betrifft, so kann ich mit völliger Ueberzeugung sagen, daß er ein tüchtiger, rationeller Landwirth, wie überhaupt Cameralist im weitesten Sinne des Wortes ist, Praxis und Theorie im rechten Verhältniß verbindet, wirklich musterhaften Eifer sowohl zur Vervollkommnung seines Faches, als besonders zur Bildung seiner Zöglinge zeigt, einen guten Vortrag hat und außerdem noch als ein braver, freundschaftlicher, gefälliger und nicht minder im Umgang angenehmer und jovialischer Mann sehr schätzbar ist. Der Großherzog weiß dies und hält Sturm sehr hoch. — — — Daß die Lobeserhebungen, welche man vom Großherzog und seiner Regierung außer Landes hört, Grund haben, daß dieser Fürst als Musterbild eines Regenten aufgestellt zu werden verdient, davon sehe und höre ich fast täglich neue Beweise."

Es war ein ungetrübt heiteres, thätiges Semester, welches Schulze im idyllisch schönen Tiefurt verlebte. In dem dichtbelaubten, schattigen Park, in dem einfachen Landschlößchen, wo Sturm mit seinen Schülern

wohnte, wehte noch etwas von dem poetischen Hauche aus den Tagen der Herzogin Anna Amalia, wo die größten Geister unserer Nation hier in ländlicher Einsamkeit gedichtet und gedacht und dem leisen Flüstern der sanftrauschenden Ilm ihre unsterblichen Lieder abgelauscht hatten. Die Landwirthschaft war in den längst verödeten Musentempel eingezogen; es war eine andere, praktischere Richtung, welche die Gegenwart beherrschte; aber doch fehlte auch ihr die Poesie nicht ganz. Sturm, damals ein Mann in der Blüthe seiner Jahre, stattlich, mit feurigen Augen und dunklem Lockenkopf, in der Mitte seiner Jünglinge, bald einen aus England angekommenen neuen Pflug erklärend, bald einen hochfeinen Merinobock sachkundig bestimmend, war gewiß auch ein in seiner Art poetisches Bild, er, der es so trefflich verstand, auch der Landwirthschaft eine ästhetische Seite abzugewinnen. Das Institut bildete eine Familie; die Zöglinge speisten am Tische des Directors und waren mit ihm von Früh bis Abend zusammen. Durch Felder und Wiesen, durch Ställe und Scheuern ging er mit ihnen, belehrend und anregend im Vortrag, jovial und heiter im Gespräch, vertraulich und vertrauenerweckend im persönlichen Umgange. Von ganz besonderem Nutzen waren die kleinen Reisen, welche Sturm von Zeit zu Zeit mit seinen Schülern unternahm; es wurden die Güter in der Nähe und Ferne besucht, wo man überall die freundlichste Aufnahme fand; dann wurde daheim im Conservatorium das Gesehene besprochen, und Sturm forderte die Zöglinge auf, ihr Urtheil über diese oder jene der gesehenen Wirthschaften abzugeben. Früh erkannte Sturm Schulze's Werth und geistige Bedeutung und bevorzugte ihn vor allen seinen Schülern. Dieses vertrauliche Verhältniß zu dem Lehrer förderte Schulze in hohem Grade und gab ihm Gelegenheit zur gründlichsten theoretischen und praktischen Ausbildung; besonders erwarb sich Schulze hier seine genaue Kenntniß der Schäferei und seine seltene Wollkunde, in welcher er bis in sein spätestes Alter so sicher blieb, daß er es mit jedem Schäfereidirector von Profession aufnehmen konnte.

Wenn die andern Zöglinge sich Abends nach gethaner Arbeit bei einer Pfeife Tabak und einem Glas Bier ihres Lebens freuten und dann spät aus der „Kneipe“ heimkehrten, sahen sie Schulze noch oft in einem langen, weißen Oberrocke am Schreibtische sitzen und studiren; doch war er kein Kopfhänger, sondern auch gern fröhlich mit den Fröhlichen, und wenn irgend eine gemeinsame Partie gemacht werden sollte, war er immer dabei.

Das Sommersemester neigte sich seinem Ende zu. Freund Thienemann besuchte Schulze in Tiefurt, im October 1816 fuhren die Freunde gemeinsam dem lieben Gävernitz zu. Hier erwirkte sich Schulze die Er-

laubniß, mit Sturm für das Wintersemester nach Jena zu gehen und daselbst seine Studien vollenden zu dürfen.

Bald nach seiner Ankunft in Jena meldete er dem Vater: „Am Sonnabend bin ich mit Sturm und seiner Familie von Tiefurt herübergezogen. Ich habe ein recht hübsches Logis, eine Stube mit Kammer, drei Treppen hoch in demselben Hause, wovon Herr Professor Sturm die erste Etage bewohnt. In demselben Hause wohnt auch mein Freund Weber von Bielefeld und zwei andere Studenten, die diesen Sommer in Tiefurt gewesen. Mit ersterem habe ich den meisten Umgang."

In dem nächsten Briefe schreibt er dem Vater über seine Studien: „Folgende Collegia höre ich hier: 1. Cameralpraxis, 2. Staatswirthschaft, Finanz- und Polizeiwissenschaft, 3. landwirthschaftliche Baukunst bei Herrn Professor Sturm, von Montag bis Freitag, früh von 9 bis 12 Uhr; 4. Anatomie und Physiologie der Hausthiere, 5. Allgemeine Thierheilkunde beim Herrn Professor Renner. Auf Thierheilkunde, wozu anatomische Kenntnisse nöthig sind, gedenke ich bei meinem Hiersein viel Fleiß zu wenden und von Renner auch etwas lernen zu können. Selbiger ist erst vor einem Monat hier eingetroffen. Er ist erst in Moskau und dann in Berlin gewesen. In der Stadt will es mir gar nicht gefallen. Jedoch, da ich nur diese kurze Zeit hier bleibe, so gedenke ich mir es durch Zurückziehung und fleißiges Studiren weniger fühlbar zu machen, daß ich entfernt von der freien Natur mitten im Gewühle der Stadt lebe. Für ein Glück achte ich es, daß Freund Weber hier ist und noch dazu mit mir in einem Hause wohnt, mit welchem ich in Gesinnung und Neigung so ganz übereinstimme. So oft es die Zeit erlaubt, fliehen wir die engen Mauern der Stadt, um einmal freie Luft zu schöpfen und unsere Augen an den ländlichen Fluren zu weiden. — — — Das Stadtleben ist nun einmal nicht für mich schlichten Landmann, jedoch hoffe ich, daß ich diesen Winter recht vortheilhaft zu meiner Ausbildung hier zubringen werde."

Dieser Ton klingt aus allen seinen Briefen wieder. Nur um seiner wissenschaftlichen Ausbildung willen läßt er sich den Aufenthalt in der Stadt vorübergehend gefallen; aber sein Herz schlägt froh der Zeit entgegen, wo er wieder Wald und Feld durchschweifen und als praktischer Landwirth wirken und schaffen kann. Inzwischen tröstet er sich mit fleißigem Studiren, giebt sich, wie einst in Leipzig seinem geliebten Thienemann, jetzt ganz seinem Freunde Weber hin und bleibt dem damals in Jena so mächtig gährenden Studentenleben fremd. Wenn man ihn später fragte, warum er denn der damals sich constituirenden allgemeinen

Burschenschaft nicht beigetreten sei, so sagte er: „Als ich nach Jena kam, that sich eben die Burschenschaft auf. Es war damals noch ein wildes Treiben darin; die Anführer der Burschenschaft duellirten sich beständig mit solchen, die nicht wollten wie sie, und man wußte noch nicht, was herauskommen würde. Ich war zu vorsichtig, als daß ich mich in eine Verbindung hätte einlassen sollen, deren Richtung noch nicht deutlich vorlag. Später wäre ich ganz gewiß eingetreten." Diese vielleicht oft zu weit gehende Vorsicht war ein Zug sächsischen Wesens an Schulze, welcher ihn vor allen übereilten Schritten bewahrte, aber auch bisweilen nicht rasch genug zu Entschlüssen kommen ließ. Am liebsten ging er, besonders als junger Mann, seinen eigenen Weg still für sich hin, ohne Eitelkeit, ohne Vergnügungssucht, lediglich die Ausbildung für seine Lebensaufgabe im Auge behaltend.

Mit Sehnsucht blickte Schulze dem Frühjahre entgegen, wo er wieder sich ganz der Landwirthschaft widmen, wo er unter Karl August's eigenen Augen in einem hochinteressanten Wirkungskreise eine ehrenvolle Thätigkeit entwickeln sollte.

Karl August, Großherzog von Weimar, „der große menschliche Fürst," welcher sein kleines Land eine Zeit lang zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands gemacht, hatte mit seinem allseitigen, weitblickenden Geiste schon früh den Fortschritten der Landwirthschaft, *besonders* dem humanen Feuereifer des kühnen Kleefeld und den klaren, wissenschaftlichen Reformbestrebungen des großen Thaer seine volle Aufmerksamkeit zugewendet*). Um die Vorzüge der neueren Theorien durch eigene Anschauung kennen zu lernen, durch Beispiel auf Verbesserung der Landwirthschaft einzuwirken und die Wissenschaft von diesem Gewerbe zu fördern, nahm er die in der Nähe seiner Residenz gelegenen drei Kammergüter Oberweimar, Tiefurt und Lützendorf in eigene Administration und richtete daselbst eine Muster-, Lehr- und Versuchswirthschaft ein. Die oberste persönliche Leitung dieser Wirthschaften führte Karl August selbst, mit Hülfe einer Immediatcommission; Mitglieder derselben waren der Hofrath und Professor Dr. Sturm zu Jena, der Ober-Consistorialrath Günther und der Kammerath Ortmann zu Weimar. In den Sitzungen, in welchen Berathungen über die Wirth-

*) Vergleiche Schulze's „Rückblicke auf Karl August's landwirthschaftliche Wirksamkeit," Anhang zu seinen „Geschichtlichen Mittheilungen über das akademische Studium und Leben auf dem landw. Institut zu Jena." 1858.

schaften gepflogen wurden, führte Karl August persönlich den Vorsitz. Ausgeführt wurden seine Anordnungen bis 1817 durch drei Inspectoren. Von dieser Zeit an sollte, um mehr Einheit in das Ganze zu bringen, die Bewirthschaftung Einem Oberverwalter übergeben werden, unter welchem auf jedem Gute ein Vogt oder Hofmeister stehen sollte.

Zu dieser Stelle eines Oberverwalters wußte Sturm seinem Fürsten keinen bessern Mann vorzuschlagen, als Schulze, welcher natürlich diese ihm angetragene Stellung mit Freuden annahm.

Am 15. März 1817 wurde er dem Großherzog vorgestellt, zu welchem er von nun an in ein enges Verhältniß persönlichen Verkehrs treten sollte. Nach einem längern Ferienaufenthalt in Görisch und Gävernitz trat er am 6. Juni 1817 in seinen neuen Wirkungskreis ein. Schon am folgenden Tage schrieb er dem Vater: „Gestern Nachmittags kam ich glücklich in Tiefurt an. Mit einer gewissen Bangigkeit reiste ich dem Orte meiner künftigen Bestimmung entgegen, welche besonders durch die in Weimar erhaltene Nachricht, daß mein Freund Weber nicht mehr dort sei, vermehrt ward. So bin ich nun hier ohne Freunde und Rathgeber, deren ich doch in meiner jetzigen Lage so sehr bedarf. Doch Gott ist bei mir, der wird mich so leiten, wie es für mich und andere am besten sein wird. Daß ich eine große Sehnsucht nach Ihnen und allen den lieben Meinigen habe, schäme ich mich nicht zu gestehen."

Die drei Güter sind etwa eine Stunde weit von einander entfernt, in der Mitte liegt Weimar. Auf jedem der drei Güter erhielt Schulze eine Wohnung und außerdem ein Absteigequartier in Weimar. Bald war er da, bald dort, wenn auch Tiefurt sein eigentliches Hauptquartier blieb; überall sollte er, als die Seele der Wirthschaft, gegenwärtig sein. Zwei ihm zum Gebrauch überlassene Vollbluthengste, die eigentlich als Beschäler dienen sollten, machten ihm allein eine solche rastlose Thätigkeit möglich. Schulze war von früh auf an's Reiten gewöhnt und hatte sich auf der Reitbahn in Jena in des alten Seidler's Schule zum kunstgerechten Reiter ausgebildet. So ritt er denn jetzt von einem Gute zum andern; durch die grünen Alleen des „Wewigs" sprengte er am frühen Morgen nach Oberweimar, flog von da nach Lützendorf und dann wieder nach Tiefurt zurück. „In welcher Lage ich jetzt bin — schrieb er im Winter 1817 dem Vater — können Sie sich leicht denken, da Sie in ähnlicher gewesen sind. Hier in Tiefurt, wo ich auf fünf Tennen dreschen lasse, nämlich drei auf dem Kammergut und zwei auf dem Bauergut, wo Schaf-, Rind- und Schweinevieh ist und die Futtervorräthe nicht sonderlich groß sind, und noch dazu die Leute wenig taugen, und die Aufsicht besonders in der Nacht, wegen des offenen Hofes sehr schwer ist, führe ich die Wirthschaft

ohne Gehülfen und muß dazu noch meine Geschäfte in Oberweimar und Lützendorf verrichten. Manchmal weiß ich in der That nicht, wo mir der Kopf steht. Dennoch geht alles recht gut. Meine Vorgesetzten sehen es auch ein, wie schwer meine Lage ist, und daß ich soviel thue, als nur einer thun kann. Haben Sie doch die Güte, einmal an den Herrn Ober-Consistorialrath Günther in Weimar zu schreiben und ihm in Ihrem Namen für das besondere Wohlwollen zu danken, was er mir schenkt; er ist ein sehr achtungswerther Mann, schon ein hoher Sechsziger, aber noch so munter, wie ein junger Mann. Auch seine Gemahlin ist eine prächtige Frau; es thut mir sehr leid, daß ich nur selten die mir gegebene Erlaubniß zum Zutritt in seine Familie benutzen kann."

Durchgreifende Meliorationen machten Schulze viel zu thun. Karl August war der Erste, welcher die reine Bracheund die Dreifelderwirthschaft in dortiger Gegend abschaffte und den Futterbau einführte. Klee, Esparsette, Luzerne, Oelfrüchte wurden angebaut, selbst mit dem Tabaksbau Versuche angestellt. Besonders viel geschah für die Thierzucht. Aus dem Kanton Bern wurde ein Stamm Rindvieh von der Gebirgsrasse, aus Franken ein Stamm von der Niederungsrasse gebracht, aus dessen Kreuzung sich ein Schlag entwickelte, welcher sich in Thüringen weit verbreitete; holländische und oldenburgische Rinder wurden eingeführt. Die Veredlung der thüringischen Schafzucht nahm von Oberweimar ihren Anfang. Beim Congreß zu Wien kaufte Karl August eine kleine Heerde der Negrettirasse und von Rambouillet ließ er Böcke kommen. Champagner Schweine wurden zur Veredlung der Landrasse benutzt. Ein Schweizer Senne fertigte Fettkäse, ein Tiroler Hirt besorgte die Geschäfte im Kuhstall. Eine große Brauerei, nach englischem Muster eingerichtet, machte in Oberweimar gute Geschäfte. Alles hatte der umsichtige Fürst im Auge, alles leitete er, über das kleinste mußte ihm berichtet werden. Jedes neugeborene Stück Vieh machte ihm Freude; er kümmerte sich um den Stand der Saaten, die Cultur der Aecker und die Bewässerung der Wiesen, machte selbst Entwürfe und ließ sich Pläne vorlegen.

Karl August betrachtete sich in Tiefurt nur als Pächter seiner eigenen Kammer, der er den jährlichen Pachtzins gewissenhaft abführen ließ; hier war er nicht der Fürst, sondern der landwirthschaftliche Hausvater. Hier feierte er in Person, inmitten von Bauern und Tagelöhnern, die Kirchweih und nahm nach vollbrachter Ernte den Erntekranz, als Herr der Ernte, entgegen. „Auf diesem Boden," sagt Schulze, „wuchs die außerordentliche Popularität auf, welche Karl August in der ganzen Zeit seiner Regierung genoß. Sie wurde nicht von ihm gesucht, sondern war eine natürliche Folge seiner Humanität und hohen Bildung. Das Volk liebte

ihn und verehrte ihn, weil er ihm seine Liebe, Achtung und Theilnahme in so schöner Weise bethätigte. Er war mit dem Volkskörper lebendig verwachsen." Unter einem solchen Herrn zu dienen und zu arbeiten war Lust und Ehre zugleich. Dem hohen Fürsten, auf den ganz Deutschland bewundernd blickte, stand Schulze jetzt als ausführendes Organ, als landwirthschaftliches Alter Ego zur Seite. Es waren seine köstlichsten Stunden, wenn er mit dem fürstlichen Herrn durch die Fluren ritt, ihm wirthschaftliche Pläne auseinandersetzte und manchmal wohl mit ihm ein Wort über höhere Dinge sprach. Aber alle ehrgeizigen Wünsche und eigennützigen Gedanken lagen ihm fern; er verehrte den hohen fürstlichen Herrn mit warmer Liebe, aber er wollte von ihm nichts für seine Zukunft. Anders dachte der ehrgeizige Vater, welcher auch bei diesem Verhältniß vor allem wieder nur die Connexion im Auge hatte. Schulze antwortete ihm: „Sie schreiben, bester Vater, daß man in meiner Heimath viel mehr Aufhebens von meiner Carriere macht, wie ich selbst. Ich gebe es zu und sehe ein, daß ich einen sehr ehrenvollen Posten bekleide, und daß es wahrlich viel ist, daß man mir so viel anvertraut hat. Auch das Publikum hier sagt dies, und ich bin sehr in Ansehen und Ehren; man erzählt sich von mir auch wohl mehr Gutes als Böses — dies ist alles wahr; nur sage ich, Geld und Ehre macht den Menschen nicht glücklich und noch weniger viel Ehre und wenig Geld. Daß es mein Plan nicht ist, in öffentlichen Anstellungen immer höher zu steigen, wissen Sie, und deshalb werde ich meine Connexion mit dem Fürsten und einflußreichen Männern nie sonderlich benutzen. Meine Wünsche und Gesinnungen hinsichtlich meines zukünftigen Wirkens und Lebens habe ich Ihnen, mein bester Vater, schon oft mitgetheilt. Einem Landwirth, der ich doch bin und stets bleiben werde, kann Nichts vortheilhafter und angenehmer sein, als wenn er ein eigenthümliches Gut besitzt, wenn es auch klein sein sollte. Der Görisch ist das Ziel meiner Wünsche; nach dem Willen der seligen Mutter soll er einst mein sein. Für Niemand in der Welt kann dieses Gut einen so hohen Werth haben, als für mich, theils weil es von unserer guten Mutter und ihren lieben Eltern herstammt, theils wegen seiner so schönen und abgesonderten Lage. — — — — Daß noch in diesem Monat Kaiser und Könige nach Weimar kommen werden, werden Sie wohl aus den Zeitungen schon wissen. Zu ihrem Empfange macht man viele Anstalten. Um alle diese Geschichten bekümmere ich mich aber wenig oder vielmehr gar nicht."

Aber Schulze's Lieblingswunsch, den Görisch einst sein zu nennen und dort ein friedliches, aber arbeitsames Stillleben zu führen, sollte sich nicht erfüllen. Während er in Tiefurt verweilte, verheirathete sich

der Vater wieder und wollte das Gut, welches schon dem Sohne bestimmt war, seiner zweiten Frau und deren eventuellen Kindern im Ehevertrag zuwenden. In seiner eigenwilligen Art muthete er dem Sohne zu, ausdrücklich und gerichtlich auf Görisch zu verzichten. Einen Augenblick zögerte und remonstrirte dieser, als aber der Vater einen gereizten Brief an ihn schrieb, opferte er ihm, wenn auch mit schwerem Herzen, das mütterliche Besitzthum und fügte sich ruhig dem väterlichen Willen: „Nochmals versichere ich Ihnen, bester Vater, daß ich, es komme, wie es wolle, Ihnen immer den innigsten Dank dafür weiß, daß Sie mir diese Erziehung gegeben und Sie unaufhörlich und unveränderlich als den Gründer und Beförderer meines Glückes verehren werde. Was meine Bitte hinsichtlich des Görischgutes betrifft, auf die Sie mich abschlägig beschieden haben, so werde ich mich willig in Ihren Beschluß fügen. Ich habe mich von diesem Wunsche losgerissen, aber daß es mir schwer geworden, kann ich nicht verhehlen, denn es war derselbe bei mir geradezu zur fixen Idee geworden. Dieses geliebte, anmuthige und friedliche Oertchen war der Punkt, um welchen die Wünsche und Projecte meiner jugendlichen Phantasie sich drehten."

Damit war Schulze der lang gehegte Lieblingswunsch seiner Jugend zerstört, allerdings freilich, wie sich später herausstellte, zu seinem eigenen Glück und zum Segen für die landwirthschaftliche Wissenschaft, für den Augenblick aber zu seiner größten Betrübniß. Trotzdem wurde seine wahrhaft rührende Pietät gegen den Vater keinen Augenblick getrübt. Selbst der Stiefmutter, die eine wohlwollende, herzensgute Frau war, brachte er eine kindliche Gesinnung entgegen und verehrte sie bis zu ihrem Lebensende wie eine zweite Mutter. Aber mit der Aufgabe des geliebten Görisch nahmen seine Pläne eine andere Richtung. Im Frühjahr 1819 schrieb er dem Vater: „Ich bin nun zwei Jahre hier Oberverwalter und bin sehr froh, daß ich es gewesen, indem ich in dieser Zeit so viel Erfahrungen als Mensch und Landwirth gemacht habe, als ich anderwärts kaum in acht Jahren zu machen würde Gelegenheit gehabt haben. Nachdem ich aber nun auch diese Zeit einzig und allein der Praxis gewidmet habe, wird es für meine Ausbildung von Nutzen sein, wenn ich jetzt in ein anderes Verhältniß komme, wo ich auch den Wissenschaften wieder einige Zeit widmen kann."

Einen Wendepunkt in Schulze's Leben bewirkte Sturm's Abgang von Jena, welcher 1819 einem ehrenvollen Ruf als Professor der Cameralwissenschaften an die Universität Bonn und als Director einer neuzugründenden landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf folgte. Ohne den geliebten Lehrer und Freund wollte auch er nicht länger in

*) Aus dieser zweiten Ehe Schulzes ging eine einzige Tochter Ernestine hervor, die sich mit dem Gutsbesitzer Rotter auf Hohenau bei Lauban verheirathete.

Tiefurt bleiben, besonders da in die Immediat-Commission durch einen gewissen Kammerrath Brandt ein herrschsüchtiges und eigennütziges Element gekommen war, welches Schulze's geradem und ehrlichem Charakter nicht zusagte. Auch blieb Sturm's Stelle vorläufig in Jena unbesetzt, wahrscheinlich mit Rücksicht darauf, daß der Großherzog seinen jungen Oberverwalter als einstigen Nachfolger Sturm's bereits in's Auge gefaßt hatte. Ein unmittelbares Einrücken in Sturm's Stelle war, nach den gegebenen akademischen Verhältnissen, nicht möglich, da Schulze weder Doctor war, noch sich literarisch bethätigt hatte. Dem Vater theilte er im Mai 1819 seinen Entschluß mit: „Ob ich gleich seit zwei Jahren ganz in der praktischen Wirthschaft gelebt habe, so ist doch keineswegs in mir die Lust zu den Wissenschaften entschwinden, sondern ist noch so lebhaft in mir, wie zuvor. Ja, es hat sich meine Neigung dazu sogar noch vermehrt und festeren Grund gefaßt, indem ich in dieser Zeit die Erfahrung gemacht habe, daß die Wissenschaft sehr gut mit der Praxis kann verbunden werden und diese durch jene ungemein gewinnt. In welche Verhältnisse ich auch kommen werde, so werde ich doch immer beides möglichst verbinden. Als Professor auf einer Akademie würde ich mich demnach in einem, meinen Wünschen entsprechenden Wirkungskreise befinden, zumal wenn ich damit die Bewirthschaftung eines Gutes — wäre es auch klein — verbinden könnte ... Zur Professur der Landwirthschaft auf einer Universität gehört ein Mann, der die Praxis und Theorie zugleich beherrscht und Schulen und Universitäten so gut besucht hat, wie der Theolog, Jurist und Arzt. Daß ich ein solcher schon bin, sage ich keinesweges, kann es aber doch werden, indem ich einerseits in der Landwirthschaft aufgewachsen bin, wenigstens in meiner Kindheit und nachher, sowohl zu Hause als auch hier, der Praxis mich gewidmet habe; andererseits indem ich auch zugleich die Schulen durchgemacht habe und auch auf Universitäten gewesen bin. Um aber auf eine solche Anstellung Ansprüche machen zu können, ist es durchaus nöthig, daß ich mir die Doctorwürde verschaffe und dem Publikum mich durch eine Schrift bekannt mache. Wenn ich bereits schon Doctor wäre und etwas Gediegenes geschrieben hätte, so hätte ich vielleicht jetzt eine gute Gelegenheit, angestellt zu werden; leider ist dies aber nicht der Fall. — — — Sollten Sie mich nicht, wie Sie mir gütigst versprochen, vor Pfingsten hier besuchen können, so komme ich in den Pfingstfeiertagen zu Ihnen, indem ich mit Ihnen durchaus noch einmal vor meinem Abgang über meine ferneren Wünsche und Pläne sprechen muß. Ohne Ihren väterlichen Rath und Willen werde ich Nichts unternehmen. Am Mittwoch ist der Großherzog in die Niederlande gereist und wird vor Michaelis

nicht zurückkehren. Am Tage vor seiner Abreise erfreute er mich durch ein schönes Geschenk, bestehend in einem Reitpferde, welches ich seit einem Jahre geritten. Es ist ein Goldfuchs aus dem Orlow'schen Gestüt, sechs Jahr alt, vor zwei Jahren erst aus Rußland geholt. Eigentlich war er zum Landbeschäler bestimmt. Besonders ist mir dieses Geschenk von hohem Werthe, weil es beweist, daß der Großherzog zufrieden mit mir gewesen. Es ist ein alter, selten guter Herr. Ich gehe von ihm selbst mit schwerem Herzen fort."

Nachdem Schulze persönlich des Vaters Zustimmung eingeholt hatte, kehrte er nur noch auf kurze Zeit nach Tiefurt zurück, legte seine Rechnungen zur vollsten Befriedigung der Immediatcommission ab und siedelte Anfangs August 1819 nach Jena über, um sich dort als Privatdocent niederzulassen. Mit inniger Dankbarkeit dachte Schulze stets an Tiefurt und seinen fürstlichen Gönner zurück. Als er 1834 im Begriff stand, Jena zu verlassen, um einem Ruf als Director der in Eldena neu zu errichtenden staats- und landwirthschaftlichen Akademie zu folgen, sagte er einem Freunde: „Der größere Wirkungkreis wird mich allerdings bestimmen, diese Stelle anzunehmen; freilich muß ich hier viel aufgeben; die Trennung vom Staate Weimar wird mir sehr schwer werden. Ach, Sie wissen nicht, was mich alles an Weimar kettet. Als ich noch Oberverwalter in Tiefurt und Lützendorf war, kam Karl August oft zu mir heraus, und wir durchritten mit einander die Felder. Der alte Herr war so leutselig; oh! Sie sollten ihn gekannt haben! Wir sprachen viel mit einander über Landwirthschaft, und da Karl August nun merkte, daß ich eigene Ideen über Landwirthschaft hätte, die höher gingen, als die der andern, frug er mich über meine Vergangenheit und meine Pläne für die Zukunft aus. Sie wissen ja, daß Karl August für alles Große und Edle ein warmes Herz hatte. Ich habe in diesen Gesprächen sehr viel gelernt, und manches hat er mir in meinen Plänen für die Zukunft verbessert*)."

*) Langethal's Memoiren.

Akademischer Beruf und Verheirathung.

1819—1826.

Im August 1819 siedelte Schulze von Tiefurt nach Jena über. Wohl mochte es manchem der gelehrten Herren wunderlich vorkommen, daß der junge Oeconom, der mit seiner kräftigen, untersetzten Gestalt, seinen frischen, rothen Wangen und seinem kerngesunden Aussehen nichts von einem Stubengelehrten an sich hatte, den sie wohl manchmal in seiner schwarzen Schnurenpikesche, auf seinem feurigen Hengste in Jena hatten einreiten oder auf Korn- und Viehmärkten wie einen gewöhnlichen Geschäftsmann hatten verkehren sehen, jetzt auf einmal in die Reihe der zünftigen Gelehrten eintreten wollte. Aber das vor der gesammten philosophischen Facultät bestandene examen rigorosum zeigte bald, daß der junge Verwalter auch ein sattelfester Grieche und Lateiner geblieben sei, daß er in Mathematik und Naturwissenschaften eben so tiefe als ausgebreitete Kenntnisse besitze, und daß er vollständig ebenbürtig sei, in die gelehrte Zunft aufgenommen zu werden. So wurde „Fridericus Aenotheus Schulze-Gaevernitius“ am 2. September 1819 von dem berühmten Historiker Luden zum Doctor der Philosophie promovirt, hielt am 19. October vor der philosophischen Facultät seine Probevorlesung „über den wissenschaftlichen Betrieb der Landwirthschaft“ und begann bereits am 1. November 1819 seine Vorlesungen. Seine feierliche Disputation pro venia docendi fand erst am 15. November 1820 statt. Sein fortdauerndes Interesse für das klassische Alterthum bestimmte ihn, den Gegenstand seiner Dissertation aus der Geschichte der römischen Landwirthschaft zu wählen, welche er später einmal umfassender zu behandeln gedachte; sein Thema war: Form und Zusammensetzung des römischen Pfluges*).

Zwei wohl selten in Einem Schriftsteller vereinigte Eigenschaften, eine streng philologische Durchbildung und eine jahrelange Beschäftigung mit dem praktischen Detail und allen Handgriffen der Landwirthschaft, befähigten ihn, auf diesem Gebiete ausgezeichnetes zu leisten. Nicht blos die landwirthschaftlichen Schriftsteller der Römer studirte er, als seine Hauptquelle, mit großer Gewissenhaftigkeit; er durchforschte zu diesem Behufe überhaupt einen großen Theil der römischen Literatur und brachte es dahin, zum erstenmal den römischen Pflug in allen seinen Bestand-

*) Antiquitates rusticae. Particula primo: de aratri Romani forma et compositione. Jenae 1820.

theilen zu reconstruiren. Die von ihm beigegebene bildliche Darstellung giebt eine klare Anschauung dieses wichtigsten aller menschlichen Werkzeuge. Diese kleine Schrift mit ihrer gründlichen, quellenmäßigen Forschung und ihrer verständigen, praktischen Auffassung gewann Schulze die Anerkennung aller sachkundigen Männer und sichert ihm einen ehrenvollen Platz unter den Historikern der römischen Landwirthschaft. In dem klassischen Latein seiner Darstellung bewährte sich der alte alumnus portensis; der Geh. Hofrath Abraham Eichstädt, vielleicht der größte lateinische Stilist seiner Zeit, unter dessen Aegide Schulze öffentlich disputirte, zollte seiner Beherrschung der lateinischen Sprache in Schrift und Rede die vollste Anerkennung und sprach dies in den schmeichelhaftesten Ausdrücken öffentlich aus.

Da die Professur der Cameralwissenschaften seit Sturm's Abgang unbesetzt geblieben war, so hatte der junge Docent ein ergiebiges Arbeitsfeld vor sich. Mehrere der jungen Männer, welche am Institut zu Tiefurt im Sommer 1819 Theil genommen hatten, begleiteten ihn nach Jena und bildeten den ersten Stamm seines Zuhörerkreises. „Ich richte meine Studien — schrieb er dem Vater im November 1819 — nicht allein auf Landwirthschaft, sondern auf Cameralistik überhaupt und besonders auf den staatswirthschaftlichen Theil. Auch meine Vorlesungen schlagen dahin ein. Es geht übrigens damit sehr gut.“ Im Sommer 1820 las er bereits die Nationalöconomie vor 30 Zuhörern. Immer aber blieb es sein Streben, Theorie und Praxis mit einander zu vereinigen und ein landwirthschaftliches Institut zu errichten, welches mit einem größeren Gutsbetriebe verbunden werden sollte. So hatte er bereits im Winter 1819 sein Auge auf das Kammergut Zwätzen bei Jena gerichtet und beabsichtigte, dasselbe zu diesem Behufe zu pachten, wurde aber durch übertriebene Gebote anderer Pachtlustiger zurückgeschreckt. Zugleich beschäftigte ihn damals der Gedanke, eine landwirthschaftliche Akademie auf dem königlich sächsischen Ostravorwerk bei Dresden, in Gemeinschaft mit dem Vater, zu errichten. Das Ostravorwerk ist die größte Domaine Sachsens. Innerhalb Dresdens selbst gelegen, ist es berühmt durch seine großartige Milchwirthschaft; auch sind damit alle andern landwirthschaftlichen Betriebszweige verbunden; schon damals wurde für dieses Gut ein jährliches Pachtgeld von 10000 Thlr. gezahlt. Schulze's Vater war Feuer und Flamme für dieses Unternehmen; er wollte nicht nur das Geld dazu hergeben, sondern selbst mit dem Sohne gemeinsam die Anstalt einrichten und dirigiren. Noch fehlte es im Königreich Sachsen ganz an einer Lehranstalt für diesen wichtigsten aller Gewerbszweige, und die sächsische Regierung schien längere Zeit

geneigt, diesen Plan Schulze's fördern und unterstützen zu wollen. Im Winter 1820 arbeitete Schulze auf den Wunsch des Vaters einen ausführlichen „Plan zur Errichtung einer landwirthschaftlichen Akademie zu Dresden auf der dortigen königlich sächsischen Domaine Ostra mit Döhlen und Zeulenroda“ aus, in welchem sich bereits eine wohldurchdachte Auffassung von der Aufgabe landwirthschaftlicher Akademien überhaupt, zu gleicher Zeit aber auch ein scharfer praktischer Blick für die Einrichtung und Stellung einer solchen Anstalt in Dresden offenbart. In dieser ausführlichen Denkschrift wird auseinandergesetzt, wie zu Ostra eine Lehranstalt zur Bildung rationeller Landwirthe einzurichten sei, welche andere nützliche Anstalten füglich damit verbunden werden könnten und inwiefern gerade Ostra sich zu einem solchen Zwecke eigne. Besonders treffend sind die Anforderungen auseinandergesetzt, welche man an den Direktor einer solchen Anstalt in sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung zu stellen hat.

Im Frühjahr 1820 verweilte Schulze mehrere Wochen in Dresden, um mit den sächsischen Behörden, besonders dem Finanzministerium, die Verhandlungen persönlich zu führen; aber das Interesse in den entscheidenden Kreisen war doch noch zu lau, das Verständniß für die Wichtigkeit einer solchen Anstalt zu gering, um irgend ein finanzielles Opfer zu bringen und auf die Bedingungen, welche Schulze und sein Vater im Interesse der Anstalt stellen mußten, einzugehen. So scheiterte der Plan einer landwirthschaftlichen Akademie Ostra-Dresden und Schulze kehrte Mitte Mai 1820 zur Fortsetzung seiner akademischen Thätigkeit nach Jena zurück. Mochte ihm auch das Aufgeben dieses Planes im Augenblick schwer werden, bei welchem sich sein Lieblingswunsch, Wissenschaft und Praxis zu vereinigen, in großartiger Weise erfüllt haben würde, so kehrte er doch auch unendlich gern nach Jena zurück, an welches ihn jetzt ein überaus theures Band knüpfte. Schon seit längerer Zeit hatte er die älteste Nichte des Hofrath Sturm, Bertha Sturm, kennen gelernt, wenn sie, um ihren Oheim zu besuchen, in der schönen Jahreszeit nach Tiefurt kam; sie hatte bereits über seinen dortigen Aufenthalt ein freundliches Licht verbreitet, wenn ihm auch damals noch nicht zur Klarheit gekommen war, daß dieses liebliche Mädchen bestimmt sei, ihm dereinst, als treue Lebensgefährtin, das höchste Glück zu bieten.

Bertha Sturm, geboren am 28. August 1799 zu Reichenbach im sächsischen Voigtlande, war die Tochter des Dr. med. Sturm aus Hohenleuben, der bei anerkannter ärztlicher Tüchtigkeit und aufopfernder Menschenfreundlichkeit, nie die Kunst verstanden hatte, seiner Praxis einen goldenen Boden abzugewinnen. Er starb 1813 zu Eisenach als Physikus

am Lazarethfieber, welches er sich in den preußischen Hospitälern bei der Pflege der Verwundeten zugezogen hatte. Seine Frau, Caroline, geborne Slevoigt, stammte aus einer alten jenaischen Gelehrtenfamilie; sie war in der Blüthezeit der deutschen Literatur, in der geistig so angeregten Welt des damaligen Jena aufgewachsen und durch nahe Familienverbindung, von Kindheit an, eng befreundet mit dem Hause Griesbach, in welchem sich damals die edelsten Geister Jena's und Weimar's, „der großen Stadt", versammelten.

Als sie ihrem geliebten Sturm die Hand am Altare der Pfarrkirche zu Wenigenjena reichte, besang sie ihr erhabener Freund Schiller in dem schönsten Hochzeitsgedichte, welches je einer Braut gesungen worden ist:

„Zieh', holde Braut mit unserm Segen,
Zieh' hin auf Hymens Blumenwegen!
Wir sahen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmuth sich entfalten,
Die jungen Reize sich gestalten
Und blühen für der Liebe Glück.
Dein schönes Loos, Du hast's gefunden,
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
Dem süßen Gott, der Dich gebunden,
Er will, er hat Dein ganzes Herz."

Aber ihr Lebenspfad war manchfach ein dornenvoller. Tod von Kindern, schwerer Vermögensverlust durch Krieg und Plünderung, lange Krankheit und endlich der frühe Tod des geliebten Gatten schlugen ihr tiefe Wunden, konnten aber ihr weiblich zartes, für alles Schöne empfängliche Gemüth nie ganz in seiner Harmonie stören; sie war eine schöne Seele im besten Sinn des Wortes, wie sie jene geistig bewegte Zeit mit ihrem reichen innern Gefühlsleben und ihrer tief poetischen Stimmung gerade in der Frauenwelt manchfach großzog. Seit des Gatten Tode zog sie wieder nach Jena und wurde die Hausgenossin ihrer Freundin Griesbach, das treuste Glied der s. g. Griesbach'schen Gemeinde.

Bertha, ihre älteste Tochter, war mit ihrem achten Jahre ganz zu Griesbachs gezogen und blieb, als Pflegetochter, bei den kinderlosen Eheleuten, die sich von ihr nicht wieder trennen konnten und sie ganz wie ihr eigenes Kind betrachteten.

Johann Jacob Griesbach*), Geh. Kirchenrath, Prälat und erster Professor der Theologie zu Jena, der erste kritische Herausgeber der neu-

*) J. J. Griesbach. Dargestellt durch Bernhard Rudolf Abeken. Leipzig 1829.

testamentlichen Schriften, einer der gelehrtesten und zugleich aufgeklärtesten Theologen seiner Zeit, bildete 30 Jahre lang (1776—1812) den geistigen Mittelpunkt Jena's. Er besaß in der Stadt ein stattliches, früher zum Schlosse gehöriges Haus, wo er im Winter wohnte; in der Nähe der Stadt hatte er sich aber, in der schönsten Lage des Saalthales, einen weit ausgedehnten Garten angelegt, mit freundlicher geschmackvoller Sommerwohnung, wo er von Anfang Mai bis tief in den Herbst zu leben pflegte. Ihm zur Seite stand seine treffliche Gattin, Friederike, geborne Schütz, die unermüdlich thätige Hausfrau, die theilnehmende Freundin der größten Geistesheroen des Jahrhunderts, wie die Helferin und Trösterin der bedrängten Armen.

Das Wirken und Schaffen draußen im schönen Griesbach'schen Garten, unter Blumen und Bäumen, war ihr größtes Vergnügen, ihre liebste Arbeit. Der Garten selbst, groß und sorgfältig angebaut, selbst mit einer kleinen Meierei*) versehen, umfaßte die manchfaltigsten Anlagen. Jede Jahreszeit hatte die ihr gehörigen Blumen und Früchte zur Entfaltung und Reife zu bringen. Manchfaltige, zum Theil seltene Blumen ergötzten das Auge, die feinsten Obstsorten fand man hier und Trauben der erlesensten Art. Waren große Räume dem Nutzen gewidmet, so fehlte es auch nicht an Plätzen, blos für das Vergnügen angelegt; auch dem Gefühl der Erinnerung war diese und jene Stelle geweiht. Ein runder Rasenplatz, von Rosenstöcken umgeben, in deren Mitte eine Masse weißer Lilien prangte, sprach das Andenken an Schiller aus, der diese Blumenverbindung besonders liebte. In diesem Garten verlebten Griesbachs ihre glücklichsten Tage; hier versammelten sich die Besten der jenaischen Gesellschaft, hier empfingen und bewirtheten Griesbachs alle die bedeutenden Fremden, die damals nach Jena kamen, in einfach patriarchalischer Weise. In diesem Hause erwuchs die kleine Bertha unter den edelsten geistigen Eindrücken zur lieblichen Jungfrau. Alle die großen Denker und Dichter, diese glänzenden Sterne am Firmament der deutschen Literatur, verkehrten hier als einfach schlichte Menschen und vertraute Hausfreunde. Selbst Goethe war hier nicht der erhabene Olympier, sondern entfaltete nur seine menschliche, harmlos liebenswürdige Seite. Mit Griesbach, seinem frankfurter Spielgenossen, sprach er am

*) Hierauf bezieht sich der Vers eines Gedichtes, welches Schiller, im Namen seines vierjährigen Sohnes, zu ihrem Geburtstage dichtete:

„Viel fette Schweine mästest du
Und giebst den Hühnern Futter,
Die Kuh im Stalle ruft muh! muh!
Und giebt dir Milch und Butter.“

liebsten im frankfurter Volksdialekt und neckte sich mit ihm und dem alten Freunde Knebel in der unbefangensten Weise.

Um unbequemen Huldigungen in Weimar zu entgehen, feierte er nicht selten den 28. August mit Griesbachs im engsten Familienkreise und die kleine Bertha, die mit ihm den gleichen Geburtstag hatte, mußte dann stets neben dem großen Wolfgang am Tische sitzen. Mit ihrem trefflichen Gedächtniß hielt Bertha Gestalt und Rede, Wesen und Worte dieser großen Männer fest, die sie in ihrer Kindheit kennen gelernt hatte. Carl August und Goethe, Herder und Wieland, Wilhelm Humboldt und Friedrich August Wolf, Voß, Seume und Jean Paul standen ihr lebhaft vor der Seele; nur des früh geschiedenen Schillers lichtvolle Gestalt, war ihr mehr aus der Erzählung, als aus eigener Erinnerung, gegenwärtig.

Griesbach's gaben dem Pflegetöchterchen eine sorgsame Erziehung, sie genoß, entweder allein oder mit mehreren Freundinnen (den Töchtern der besten Familien Jena's, Seebecks, Ludens, Alwine Frommann und Göttling) den Unterricht der tüchtigsten Lehrer, die in Jena zu haben waren. Aber von Verwöhnung oder geistiger Ueberreizung war nicht die Rede. „Mama Griesbach", die unermüdliche Hausfrau, die thätige Blumen- und Gartenfreundin, hielt die praktische Ausbildung eines jungen Mädchens in allen Zweigen der Haus- und Gartenwirthschaft für eine gar wichtige Sache. Auch außer den Schulstunden durfte Bertha keinen Augenblick müßig sein. Alle Arbeiten im Garten, Pflanzen und Jäten, selbst Pfropfen und Okuliren, lernte sie aus dem Fundamente. In der Wein- und Obsternte war vollends der Arbeit kein Ende. Manches heitere Kinderfest in befreundeten Familien mußte Bertha bisweilen mit schwerem Herzen aufgeben, weil es bei „Mama Griesbach" Kirschen abzunehmen, Hirse zu schneiden oder Himbeersaft zu bereiten gab. Principiell durchgeführte Versagung mancher kleinen, selbst unschuldigen Freuden war, bei der größten Liebe, feststehender Erziehungsgrundsatz und stärkte den Charakter früh für schwerere Entsagungen und Kämpfe, welche das spätere Leben auferlegt.

Nach dem Tode des Gatten verkaufte die Griesbach ihren großen Garten*) an die großherzogliche Familie und kaufte sich dafür auf der „Insel" bei Jena ein anderes kleineres Besitzthum, wo sie in bescheidenerem Maßstab, aber doch hinreichend ihre Liebe am Gartenbau bethätigen

*) Dieser Garten wird jetzt Prinzessinnengarten genannt, weil die Prinzessinnen von Sachsen-Weimar, Ihre Maj. die regierende Königin von Preußen und I. K. H. die Prinzessin Maria von Preußen, als Kinder, einen Theil der schönen Jahreszeit in diesem Garten zuzubringen pflegten.

konnte. Hier lebte sie jetzt allein mit ihrer Bertha im Sommer, während sie im Winter das große Haus in der Stadt bewohnte.

Die großen glänzenden Tage von Weimar und Jena waren vorüber, der Griesbach'sche Kreis war kleiner und stiller geworden. Wohl manchmal besuchten noch Freunde des geschiedenen Gatten von nah und fern die treffliche Frau; die ganze Stadt verehrte „Mama Griesbach“ als Wohlthäterin und Freundin; auch in ihrem hohen Alter bewahrte sie sich ein warmes Herz für die Freuden und Leiden anderer Menschen. Selbst gebeugt von hohem Alter, blieb sie beweglich und thätig von früh bis Abend. Noch sammelte sich um sie ein Kreis, dessen Mittelpunkt sie bildete und welcher allgemein in Jena „die Griesbach'sche Gemeinde“ hieß. An jedem Mittwoch kam die Gesellschaft zum Mittagsessen zur „Mama“ und blieb bis zum Abend bei ihr. Hauptfeste waren der Erinnerung geweiht, Geburts- und Todesfeste theurer Verstorbener. Wenn eine seltene Blume zuerst zur Blüthe gebracht war, wurde dann wohl auch eine besondere Feier veranstaltet, und in andächtiger Stimmung blieb die Gesellschaft zusammensitzen, „wenn die Königin der Nacht“ ihren wunderbaren Blüthenkelch nur für Eine Nacht entfaltete. Neben heimischen Rosen und Lilien spielten Caktus und Aloe eine Hauptrolle in dem Griesbach'schen Blumenkultus. Es waren meistens bejahrte Damen, die mehr in der Erinnerung an die große Vergangenheit, als in der Gegenwart lebten. Die Griesbach'schen Mittwoche waren der wittwenhafte Nachherbst der einst so lebendig bewegten Griesbach'schen Aera.

Durch seine Verbindung mit der Sturm'schen Familie, wohl auch schon durch einen geheimen Zug seines Herzens bestimmt, trat Schulze gleich bei seiner Ankunft in Jena in ein näheres Verhältniß zur Geh. Kirchenräthin Griesbach und miethete in ihrem Gartenhause auf der Insel eine freundliche Wohnung mit Aussicht nach dem Garten. Kein Wunder, daß sich hier sein längstgehegtes Interesse für Bertha Sturm, seine nunmehrige Hausgenossin, bald zu der unbezwinglichsten Neigung, zur feurigsten Liebe steigerte.

Bertha war damals zwanzig Jahr alt, sie war von mittlerer Größe. Ihre Erscheinung hatte auf den ersten Anblick nichts Blendendes; aber ihre wohlproportionirte Gestalt, ihre wohlgebildeten edeln Gesichtszüge, ihre jugendlich frischen Farben machten den angenehmsten Eindruck. Vor allem aber sprach aus ihrem Auge eine Tiefe des Gemüths und eine Klarheit des Verstandes, welche ihr schnell aller Herzen gewannen. Obgleich sie in dem reichen geistigen Leben und dem manchfaltigen geselligen Verkehre des Griesbach'schen Hauses aufgewachsen und empfänglich für

alle höheren geistigen Interessen war, hatte sie sich doch ein stilles mädchenhaftes Wesen, eine edle Einfachheit des Geistes bewahrt, die von jeder gesuchten Schöngeisterei, von jeder Ueberbildung weit entfernt war. Ihre Zeit war getheilt zwischen unermüdlicher Arbeit in Garten und Haus und zwischen dem Streben, sich geistig weiter zu bilden, besonders an den Werken der edelsten Geister unserer Nation. In ihrem ganzen Wesen herrschte eine seltene Harmonie zwischen praktischer Tüchtigkeit und idealem Streben. Ihre erste aufblühende Jugend fiel in die Zeit der Freiheitskriege. An dem Aufschwunge jener großen Tage hatte sie mit der stillen Begeisterung einer edlen Mädchenseele Theil genommen. Neben den großen deutschen Dichtern der weimar'schen Glanzperiode, hatten sie Arndt's, Schenkendorf's und Körner's Lieder am tiefsten ergriffen. Die Feier des Wartburgfestes, die Begeisterung der Burschenschaft, der ihr innig geliebter einziger Bruder, Hermann Sturm (jetzt Oeconomierath zu Cella im Eisenach'schen) mit voller Seele angehörte, riß damals auch alle edleren weiblichen Naturen mit sich fort. Bertha hatte ihr Herz den edeln Idealen jener großen Zeit, aber noch keinem der Jünglinge zugewendet, die im Griesbach'schen Hause verkehrten und manchfach um ihre Neigung warben. Um so wärmer und hingebender erwiederte sie jetzt die Liebe ihres jungen Hausgenossen, der ihr schon von Tiefurt her aus des Oheims Hause wohlbekannt war. Schon im Herbst 1819 waren die jungen Liebenden ihrer Herzen gegenseitig sicher, obgleich ihrer eigentlichen Verlobung noch schwer zu besiegende Hindernisse entgegenstanden. Als Schulze im Frühjahr 1820 auf längere Zeit nach Dresden ging, um in Betreff des Ostravorwerkes persönlich zu verhandeln, erlebten sie die erste längere Trennung. „Fast fange ich an zu glauben — schreibt sie dem Geliebten — daß uns das Schicksal nach Dresden führt. Nach und nach will ich suchen, mich an den Gedanken zu gewöhnen, dereinst als Hausherrin von Ostra aufzutreten. Nicht wahr, lieber Fritz, Du verzeihst der armen Schwachen, der vor der Größe dieses Unternehmens schwindelt? Bedenke mein jetziges Leben, das gegen ein solches Leben, wie das in Ostra, nur Spielwerk ist, sollte mir da nicht ein wenig bange werden? Aber, mein Herzensfreund, vereint mit Dir, wird mir jedes Leben und jede Lage, sei sie auch noch so schwer, leicht werden, jedes Opfer bringe ich Dir gern und es wird mir so leicht! Wird es noch etwas mit Ostra, so sollst Du sehen, daß ich auch mit der Zeit eine ordentliche Landwirthin werde, gieb nur den Muth nicht auf, wenn ich mich anfänglich auch ein wenig dumm anstelle. Da Du anfangs so wenig Glauben an Ostra hattest, so hatten auch wir uns daran gewöhnt, es ganz aufzugeben und es wurden die reizendsten Pläne ent-

worfen, wie wir hier als arme bescheidene Professorsleute glücklich und zufrieden leben wollten. Heute am dritten Osterfeiertage habe ich Dich von einem Minister zum andern begleitet und gegen Abend saß ich mit Dir in Gedanken bei Wagner's (der alte Pforta'sche Freund Philipp Wagner, Conrector an der Kreuzschule), wo wir uns erholten und recht selig zusammen waren und des Tages Geschäfte noch einmal besprachen; Du warst zwar ein wenig zerstreut und hattest den Kopf voll Pläne, aber nach und nach nahmst Du ordentlich am Gespräch Theil. Noch einmal lasse mich Dir recht von Herzen danken für Deinen lieben herrlichen Brief und daß Du mir eine so genaue Schilderung Deines Lebens gegeben — o lieber Fritz, das fühle auch ich immer deutlicher, daß mein Leben Dir gehört, daß es mir erst Werth hat, seitdem ich weiß, daß ich für Dich leben kann und darf. Wie anders erscheint mir das Leben jetzt, als früher; ich weiß, für wen ich lebe; wie beseligend ist der Gedanke, ein Wesen gefunden zu haben, das so ganz gleich gesinnt ist und empfindet, das so ganz zu uns gehört, dem man sich so ganz hingeben darf, ach, lieber Schulz, daß ich gleich zu Dir kommen und Dir mit einem Händedruck sagen könnte, daß ich so unendlich glücklich bin in Deinem Besitz. Donnerstag werden wir in Garten ziehen, wie öde und leer wird es mir da sein, wenn mein Freund mir nirgends begegnet. Eben ruft mir unsere gute Mama (Griesbach) tausend der herzlichsten Grüße an den geliebten Sohn zu. Jetzt aber muß ich mich wohl von Dir trennen, mein theurer Fritz, da es nah an Mitternacht ist. Nicht wahr, meine Briefe sind einzig und allein für Dich geschrieben. Nächstens schicke ich einen Brief an Deine Schwester, d. h. an Frau von Kayserlingk, mit, mir ist es fast ein wenig ängstlich, an sie zu schreiben; aber ich denke, sie nimmt es nicht so genau mit mir. Ueber alle Grüße, die Du gesandt, war große Freude, alle erwiedern sie, auch trägt mir die Kleine (die jüngste Schwester Bertha's, Amalie, jetzige Geh. Finanzräthin Emminghaus in Weimar), die ihre Einsamkeit bitter empfindet, viel Herzliches auf." . . . In einem der nächsten Briefe schreibt Bertha: „Das kann ich Dir sagen, mein einzig geliebter Fritz, daß ich mich am Abend jedes Tages freue, daß nun die Zeit Deiner Abwesenheit wieder verkürzt ist. Wie sollte es werden, wenn Du Jahrelang von mir müßtest? Es ist doch das höchste Gut auf Erden, sich so von ganzem Herzen geliebt zu wissen und wieder so zu lieben; ich kann Dir gar nicht sagen, mein Herzenslieber, wie ich mir jetzt oft so sonderbar vorkomme, da Du fern bist, habe ich doch so viele Liebe hier und doch komme ich mir oft wie verwaist vor. Ach, wie bist Du so gut, wäre ich doch auch so, aber ich weiß wohl, daß noch viel fehlt, ehe ich

so gut werde, doch bitte ich Gott täglich darum, daß er mich recht gut und fromm werden läßt, und nicht wahr, da wird er mir schon Kraft dazu geben. Mit dem Glauben will ich zur Ruhe gehen, schlaf wohl, mein höchstes Gut."

Alle Briefe Bertha's an den Geliebten athmen diese reine hingebende Liebe; oft mischt sich damit auch ein harmloser Scherz, ein guter Humor, der ein Grundzug ihres ganzen Wesens war. Aber diese Liebe zweier reinen jugendlichen Herzen sollte schwere Prüfungen bestehen. Schulze's Vater setzte dem glühendsten Wunsche des Sohnes jahrelangen Widerspruch entgegen. Alle geistigen und gemüthlichen Vorzüge Bertha's konnten ihm den Einen Mangel nicht ersetzen, daß sie eine vermögenslose Waise war. Eine reiche Erbin schien ihm allein das Glück des einzigen Sohnes begründen zu können. Unverholenen Unwillen setzte er dem offenen kindlichen Bekenntnisse des Sohnes entgegen, dessen pietätvolles Gemüth von jedem harten Worte des geliebten Vaters zerschnitten wurde. Am 14. Januar 1820 schrieb er dem Vater zum erstenmal über seine Liebe zu Bertha:

„Mein Freund Thienemann wird Sie mit der Angelegenheit meines Herzens umständlich bekannt gemacht und in meinem Namen um Ihre väterliche Zustimmung zu meinen Wünschen gebeten haben. Dies zu thun, war die Absicht seiner Reise. Er hielt sich geraume Zeit bei mir auf, ich konnte mein Herz in das seinige ergießen, er hatte Gelegenheit, Bertha wie auch die Ihrigen persönlich kennen zu lernen, er konnte sehen, ob ich wirklich durch ihre Liebe mich so hoch beglückt zu achten habe, als ich glaube — durch wen hätte ich mich Ihnen besser und schicklicher mittheilen können, als durch den Mund meines Busenfreundes, zumal da ich wußte, daß auch Sie ihn ganz besonders schätzen und gern haben? Ich liebe Bertha unaussprechlich, aber ich achte und verehre sie auch und sie verdient beides durch die Güte ihres Herzens, die Festigkeit ihres Charakters, die Bildung ihres Geistes, wie nicht minder durch die Bescheidenheit ihres Betragens, und sie ist mir ebenfalls zugethan. Daß wir ganz für einander passen, daß wir vom Himmel für einander bestimmt sind, steht mir klar vor Augen: jedoch sind wir noch nicht mit einander verlobt, noch haben wir uns nicht durch ein äußerliches Band gebunden. Das wird nicht eher geschehen, als bis ich die Einwilligung meines guten Vaters dazu erlangt habe. Diese mir zu erbitten, war der Grund, warum ich Thienemann zu Ihnen geschickt. Sie thun mir also Unrecht, lieber Vater, wenn Sie in Ihrem Briefe schreiben, daß ich hierin ohne Sie zu Werke gegangen sei. Dieser Vorwurf kränkt mich tief. Die Mutter Bertha's, wie auch ihre Pflegemutter fürchteten, daß Sie meine Wahl nicht billigen würden und suchten mich deshalb ernstlich von meinem Vorhaben abzubringen, doch ich suchte ihre Furcht immer zu verdrängen. Glauben Sie nicht, bester Vater, daß ich in schlechte Hände gekommen. Welch' eine treffliche Frau die Doktorin Sturm ist, habe ich Ihnen schon früher gesagt. Die Frau Geh. Kirchenräthin Griesbach, Bertha's Pflegemutter, welche sie jedoch wie ihr rechtes Kind liebt und betrachtet, ist hier allgemein an-

gesehen, geachtet und verehrt. Die größten Geister Deutschlands, Goethe, Schiller, Wieland, Seume, Voß waren und sind im Hause des seligen Griesbach vertraute Freunde. Bei Hofe war derselbe sehr hoch angesehen und noch jetzt genießt die Wittwe die ausgezeichnete Achtung desselben. Die Armen verehren sie, bekannt und unbekannt, als ihre Wohlthäterin. Bertha hat sie schon dreizehn Jahr bei sich. Eine bessere Erziehung in Hinsicht auf Herz und Geist konnte sie nirgends erhalten, nirgends ein vollkommneres Muster vor sich haben. Mein Herz neigte sich längst zu ihr und ich war auch dem ihrigen nicht fremd; daß wir uns aber liebten und einander gern haben möchten, darüber sind wir erst vor kurzem mit einander einig geworden. Erst am Ende des verflossenen Jahres (1819) haben wir es einander ausgesprochen. Ihnen, bester Vater, habe ich bald darauf mein Herz aufgeschlossen. Bald uns heirathen zu können, dies wünschen wir uns nicht allzuheftig. Dazu, meine ich, darf man nicht eher schreiten, als bis man in eine äußere Lage gekommen, wo man mit einer Frau füglich leben kann. Bei mir dürfte es wohl bis dahin noch einige Jahre dauern. Dies wird mich nicht ungeduldig machen. Liebster bester Vater, zürnen Sie nicht auf mich, willigen Sie in meine Wahl, schenken Sie auch Bertha Ihre väterliche Liebe, darum bitte ich Sie mit der ganzen Inbrunst meines Herzens. Bertha liebt Sie schon jetzt, ohne Sie persönlich zu kennen, mit Innigkeit; wie sehr würde ich die Gute beglücken, wenn ich ihr Hoffnung machen dürfte, Ihre väterliche Liebe erwerben zu können. Daß mir Gott mit der Zeit eine Versorgung und reichliches Auskommen zuführen wird, hoffe ich mit fester Zuversicht, nach Reichthümern kann mein Sinn nicht stehen."

Aber jahrelang blieb der Wille des Vaters unbeugsam, welcher das Glück des Sohnes nach einem ganz andern Maßstabe taxirte, als dieser selbst. Er versagte dem Sohne die Einwilligung nicht geradezu, ließ ihn aber seine tiefe Unzufriedenheit empfinden. Es wurde von nun an über diese Angelegenheit Stillschweigen zwischen Vater und Sohn beobachtet, welches letzterem, bei seinem offenen Sinne, im höchsten Grade peinlich war. Nur als der Vater im folgenden Jahr ihm einen vortheilhaften Versorgungsplan vorlegte, welcher wesentlich auf einem verabredeten Heirathsprojekt mit einer benachbarten Erbtochter, beruhte, und ihm ernstlich zugemuthet wurde, Bertha und mit ihr die akademische Laufbahn aufzugeben, trat er dem Vater ehrerbietig, aber bestimmt, gegenüber. Er schrieb im Februar 1821 dem Vater auf diese Vorschläge, indem er ihm seinen ganzen bisherigen Entwickelungsgang ins Gedächtniß rief:

„Nichts wünsche ich inniger, als Ihnen, mein guter lieber Vater, Freude machen zu können und immer habe ich darnach gestrebt, Ihre Zufriedenheit mir zu erwerben. Um so schwerer fällt es mir, Ihren Brief vom 8. Januar zu beantworten, denn unmöglich kann diese Antwort Ihren Wünschen entsprechen. Mit einer unbeschreiblichen Wehmuth und Angst ergreife ich die Feder, um Ihnen meine Erklärung zu schreiben, welche mir Ihre väterliche Liebe, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil rauben wird. Ich kann Ihnen die Stimmung nicht schildern, in welche mich Ihr Schreiben versetzte, bester Vater. Ich war mehrere

Tage unfähig, Nachdenken erfordernde Arbeiten zu unternehmen, doch die Vernunft rief mich zur Fassung zurück und dies um so mehr, da ich gerade in dieser Zeit so nothwendige Arbeiten zum Behufe der Vorlesungen zu fertigen hatte. Ihr Brief enthält einen fertigen Plan zu meiner Versorgung und zu einem für mich passenden Wirkungskreise. Ich erkenne darin Ihre väterliche Fürsorge für mein Wohl, wovon Sie mir schon so unzählige Beweise gegeben haben, und betrübe mich deshalb sehr, daß diese meine Antwort Ihren Wünschen gemäß unmöglich ausfallen kann.

Um mich Ihnen in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen und um zu bewirken, daß Sie mich nicht falsch beurtheilen, ersuche ich Sie, bester liebster Vater, an alles zurückzudenken, was in Hinsicht auf meine zukünftige Bestimmung sowohl von Ihnen, als von mir in früherer Zeit gewünscht, besprochen und gethan worden ist. Meine Wünsche und Pläne zielten immer auf das Landleben und die praktische Landwirthschaft hin, zum Stadtleben und zum Staatsdienst fühlte ich immer keine Neigung. Sie stimmten mit mir hierin nicht überein. Daß Sie auf den Willen des Knaben nicht gehört haben, weiß ich Ihnen großen Dank, denn sonst würde ich wohl eben keinen hohen Grad der Bildung erreicht und mich wenig über das Mittelmäßige und Gewöhnliche erhoben haben. Sie erkannten, bester Vater, die Vorzüge einer geistigen Ausbildung und öffneten mir die Bahn zum erhabensten Ziele, nach welchem der Mensch streben kann. Sie gaben mir dadurch zum zweiten Mal das Leben und daß ich diese große Wohlthat dankbar erkenne, davon ist der Allwissende mein Zeuge. Den Jüngling zogen die Wissenschaften an und es befestigte sich in ihm der Vorsatz, ihnen zu leben. Doch war jene Neigung zur Landwirthschaft und zum stillen Landleben nicht erloschen, sondern sie hatte sich innig mit der Liebe zu den Studien verbunden. Der Irrthum des Knaben, daß Studiren so viel heiße, als Beamter, Advocat, Geistlicher oder Arzt und überhaupt ein Stadtmann werden, war verschwunden. Ich sah, daß Landwirthschaft und Wissenschaft sich verbinden lasse, ja daß das Landleben durch Vereinigung mit wissenschaftlichem Leben erst vollkommenen Reiz erlange. Ein Leben dieser Art, einen solchen Wirkungskreis in der Heimath, auf dem geliebten Görisch, malte meine Phantasie mit den herrlichsten Farben aus. Aus einer grenzenlos kindlichen Liebe zu Ihnen, bester Vater, die immer fester in meinem Herzen einwurzeln mußte, je mehr ich zur Erkenntniß kam, daß ich Ihnen so unendlich viel zu verdanken habe, entsprang der sehnliche Wunsch, mit Ihnen einmal vereint leben zu können und dadurch entschädigt zu werden für die Entfernung aus dem elterlichen Hause, welche ich seit dem neunten Jahre erfahren hatte. Leider aber entsprachen diese meine Wünsche und Pläne nicht den Ihrigen. Vergebens hoffte ich auf eine Aenderung Ihrer Gesinnungen. Zum letzten Male eröffnete ich Ihnen von Tiefurt aus meine Wünsche und Neigungen in Betreff des Görisch im April 1819, in einem ausführlichen Briefe; aber meine Erklärung fand nicht die erwünschte Aufnahme. Im Gegentheil gaben Sie mir in Ihrer Antwort Ihre Unzufriedenheit mit meinen Wünschen zu erkennen. Wie tief diese Ihre Antwort mich bekümmerte und schmerzte, kann nur der beurtheilen, wer meine grenzenlose Liebe zu Ihnen, bester Vater, kennt. Ich bereute sehr, über diesen Gegenstand mich so offen erklärt zu haben und entschloß mich, darüber in Zukunft immer zu schweigen, und einen Lebensplan zu entwerfen, in dessen Verfolgung ich Ihren Beifall und Ihre Zufriedenheit mir würde erwerben können. Diesem zu Folge

begab ich mich von Tiefurt nach Jena und betrat hier die Laufbahn, welche ich jetzt gehe. Das Stadtleben und die Trennung von den landwirthschaftlichen Geschäften wollte mir zwar nicht behagen, aber desto größern Genuß gewährte mir das Studium der Wissenschaften, welchen ich jetzt so ganz ungestört leben konnte. Viel trug auch zur Zufriedenheit mit meiner veränderten Lage die Freundschaft und Theilnahme bei, welcher ich von mehrern guten Menschen mich hier zu erfreuen hatte. Der Entschluß, in dieser Laufbahn fort zu gehen, befestigte sich in mir um so mehr, da ich den Anfang so gut gelingen sah. Die Zukunft fing an sich wieder aufzuhellen, und ich befreundete mich mit dem Gedanken, einmal in der Stadt und im Dienste des Staats zu leben, getrennt von der praktischen Landwirthschaft. Zur Ueberzeugung, auch unter solchen Verhältnissen einmal glücklich leben zu können, trug, ich gestehe es offen, das meiste die nähere Bekanntschaft mit Bertha bei. Ich lernte in ihr ein Wesen kennen, mit welchem zusammenlebend, ich auch in einer solchen Lage glücklich mich zu fühlen hoffen konnte. Es schien der Himmel durch sie mich schadlos halten zu wollen für die erlittene Trennung von den Freuden des Landlebens. Freudig blickte ich in die Zukunft und nährte die Hoffnung, daß durch diesen Lebensplan ich mir ganz Ihre Zufriedenheit erwerben würde. . . . Nach Beendigung der Ostravorwerkangelegenheit beschloß ich Unternehmungen dieser Art zu entsagen, wenigstens für die nächste Zeit, weil zu ihrer Ausführung durchaus eine große Summe Geldes nöthig ist, und nahm mir vor, mit allem Eifer auf der akademischen Laufbahn fort zu gehen und geduldig zu erwarten, wohin der Himmel mich rufen werde. Dies habe ich denn seither auch gethan, und unwandelbar steht in mir dieser Entschluß. Ich dringe jetzt ein in den Geist meines so wichtigen und weitumfassenden Faches, ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß ich in demselben werde etwas Gediegenes leisten können, daß es mir wird möglich sein, wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, mich der Welt höchst nützlich zu machen. Wir leben jetzt eine wichtige Zeit, eine Zeit, wo das bürgerliche Leben mit Allgewalt sich entwickelt, wo die Staatsverhältnisse der Vollkommenheit sich nähern, wo aber auch ganz besonders eine zweckmäßige und gründliche Staatswirthschaft unumgänglich nöthig wird. . . . Da die Landwirthschaft doch immer das vorzüglichste und wichtigste Gewerbe ist, so kommt es mir sehr zu Statten, daß ich dieselbe nicht allein studirt, sondern auch selbst ausgeübt habe. Von den Rechtswissenschaften muß der Staatswirth eine Uebersicht haben und auch einige Theile davon, z. B. das Staatsrecht, Polizei- und Finanzrecht, genau kennen. Diese Studien hole ich jetzt nach und gedenke meinen Zweck zu erreichen. Ein guter Freund, ein tüchtiger Rechtsgelehrter, unterstützt mich darin. Das Cameralfach umfaßt eine Menge Wissenschaften, wovon viele einzelne das ganze Leben des Menschen in Anspruch nehmen, wenn sie sollen gehörig durchdrungen werden. Ob ich in Jena werde mit Gehalt angestellt werden, ist immer noch nicht entschieden. . . . Einen Ruf nach einer andern Universität kann ich wohl nicht eher erwarten, als bis ich ein Buch über Staatswirthschaft geschrieben habe. Und dies gedenke ich denn in diesem Sommer zu thun. Es ist gut, wenn man gleich zum ersten Male etwas Gediegenes zu Tage bringt, und deshalb will ich nicht damit mich übereilen. Gewöhnlich muß jeder, wer diese Laufbahn geht, drei, vier und mehrere Jahre als Privatdocent ausharren, bevor er eine Anstellung erhält; demnach kann ich sehr zufrieden sein, wenn ich im nächsten Jahre eine Anstellung habe. Freilich

habe ich seither viel Geld gebraucht und bedarf auch noch fernerhin Unterstützung, doch es ist ja bei allen jungen Leuten so, welche sich dem Dienste des Staates widmen. . . . Daß ich die Erlangung einer Selbstständigkeit in pecuniärer Hinsicht sehr wünsche, kann ich versichern. Je mehr Fleiß ich anwende, desto mehr habe ich Aussicht, meinen Wunsch bald zu erreichen. Deshalb hatte ich auch beschlossen, die nächsten Ferien nicht zu verreisen, sondern fleißig zu studiren, so viel ich auch Sehnsucht in mir fühle, Sie einmal zu sehen und zu sprechen. Daß ich bei dieser Lebensart gesund bin, habe ich für ein großes Glück zu achten und dankbar erkenne ich darin Gottes Güte. Die gewöhnlichen Spaziergänge, welche man der Gesundheit wegen machen muß, wollen mir freilich nicht ganz zusagen und gefallen, weil ich auf keiner Flur ein Land erblicke, das ich gepflügt habe, und mein Auge sich an keiner Frucht weiden kann, die ich gesäet und gepflegt und weil ich kein Stückchen Land mein nennen kann. Wenn dergleichen Wünsche in mir sich regen, so belebt mich zugleich auch die frohe Hoffnung, daß ich einmal in spätern Jahren werde Eigenthümer eines kleinen Gutes sein, wo ich alljährig entfernt von dem Gewühle des Stadtlebens auch die Freuden des Landes genießen kann. Durch Fleiß und Sparsamkeit hoffe ich diesen Plan ausführen zu können. Zeit dazu hat der akademische Lehrer, da auf allen Universitäten im Frühjahr 5—6 Wochen und im Herbste eben so lange Ferien sind.

Doch wohin bin ich in der Ergießung meines Herzens gekommen! Ich komme zu Ihrem Briefe zurück. Schon das Gesagte wird Ihnen Antwort sein auf die Anfrage, welche Ihre väterliche Fürsorge an mich ergehen läßt. Sie wollen 1) daß ich die akademische Laufbahn aufgebe, 2) daß ich Bertha verlasse; Antwort auf den ersten Punkt finden Sie schon in dem, was ich seither gesagt habe. Ich füge nur noch hinzu, daß ich in dieser Laufbahn einen guten Anfang gemacht und das schwierigste überstanden ist, und daß derselbe Rücktritt in diese Laufbahn schwierig, wo nicht unmöglich sein würde. Will ich einmal Anspruch auf eine Anstellung machen, so muß ich ununterbrochen als Lehrer auf der Universität bleiben, sei es auf der hiesigen oder auf einer andern. Verließe ich jetzt die Akademie, so würde das seither aufgewandte Geld, zum Theil wenigstens, vergebens ausgegeben sein und meine geistige Cultur würde gehemmt werden. Was den zweiten Punkt betrifft, so weiß ich in der That nicht, wie ich Ihnen meine Gesinnungen mittheilen soll — — — Welche Eigenschaften Bertha's ich so hochachte, habe ich Ihnen schon früher gesagt, ungefähr vor einem Jahre. Seitdem habe ich sie noch näher kennen gelernt und mich noch mehr überzeugt, daß sie jene Tugenden des Herzers, des Charakters und des Geistes in einem seltenen Grade besitzt, daß sie das allgemeine Lob, welches ich immer von ihr gehört habe, ganz verdient. Konnte unter solchen Umständen wohl meine Neigung zu ihr abnehmen? mußte ich mich nicht um so stärker zu ihr hingezogen fühlen und mußte nicht die Hoffnung, mit ihr glücklich leben zu können, in mir um so fester Wurzeln fassen? Daß sie gleiche Gesinnungen gegen mich hegt, weiß ich. . . . . Anträge, welche ihr gemacht worden waren und welche man ihr sehr empfohlen hatte, hat sie ohne alles Besinnen abgeschlagen. . . Je weniger freigebig sie mit ihrer Liebe gewesen, desto mehr zeichnet sie sich durch treue Ergebenheit aus. Würde ich sie verlassen, so würde sie mir nicht etwa einen Einspruch machen und nicht etwa ihre Liebe auf einen andern übertragen — nein, davon bin ich fest überzeugt, sie würde dennoch ihr Herz

nicht von mir wenden, aber ihre Seele in tiefen Kummer versenken. Der Jammer würde ihr Leben verkürzen und ihr letztes Wort würde ein Gebet für mich sein. Wehmuth bemächtigt sich jetzt meiner Brust. Es ist mir unmöglich, heute weiter zu schreiben.

Mein theurer guter Vater, zürnen Sie nicht auf mich, entziehen Sie mir Ihre väterliche Liebe nicht, die mich so unendlich beglückt."

Dieser herbe Conflict mit dem geliebten Vater war für das Herz des Sohnes der schwerste innere Kampf, den er je in sich durch zu machen hatte. Ueberall hatte er sich dem Willen des Vaters gefügt und ihm selbst die Lieblingswünsche seiner Jugend, das Landleben, die praktische Landwirthschaft und vor allem den Besitz des Görisch geopfert. Hier war ein Punkt gekommen, wo der Gehorsam zum Unrecht gegen sich und gegen das beste Mädchen geworden wäre. Mit ihr hätte er, das fühlte er tief, sein eigenes besseres Selbst aufgegeben. Es galt hier, durch Ausdauer und Geduld endlich des Vaters Herz zu erweichen. Am 28. August 1822 schrieb er der Geliebten an ihrem Geburtstag: „Eben weil ich Dich auf das innigste und zärtlichste liebe, Dich als ein Mädchen von dem edelsten Sinne und dem feinsten Gefühle so hochachte, habe ich den Entschluß gefaßt, unsere Verbindung noch aufzuschieben, denn nur dann kann Dir unseres guten Vaters Liebe vollkommen zu Theil werden, und nur dann kann ich mir dieselbe ungeändert erhalten, und gewiß würdest Du ohne den Besitz dieser Liebe nicht vollkommen glücklich sein und wie könntest Du, edles Mädchen, mich lieben, wenn ich des Vaters Ansichten nicht achtete und mich nicht möglichst bestrebte, seine Liebe mir zu erhalten, da ich ihm so unendlich viel verdanke und er auf mich, seinen einzigen Sohn, den größten Theil seiner Hoffnungen und Pläne gebaut hat? Ich lebe der frohen Hoffnung, daß der schönste Tag unseres Lebens nicht mehr fern sein wird. Zuversichtlich wird uns dann das frohe Bewußtsein, außer der Liebe vieler anderen guten Menschen, auch die Zufriedenheit unseres Vaters vollkommen zu besitzen, entschädigen für das, was wir jetzt entbehren. Die Liebe zu Dir, meine Bertha, hat in meinem Herzen ewig dauernde Wurzeln geschlagen, so daß nichts sie vertilgen, nichts, auch nur auf einige Zeit ihre Lebhaftigkeit vermindern kann, so daß auch der Tod ihr kein Ende setzen, sondern sie nur aus einem irdischen Boden in einen himmlischen verpflanzen wird!"

Trotz dieser harten Geduldsprobe verlebte Schulze im täglichen Zusammensein mit seiner Bertha, im freundlichen Gartenhause der edeln Griesbach, seiner mütterlichen Freundin, eine glückliche Zeit in Jena. Aber auch noch in anderer Beziehung sollte ihm in Jena ein neues

Leben aufgehen. „Er war nach Jena gekommen, um zu lehren. Nun that sich vor ihm eine neue ungeahnte Welt auf, die er erst begreifen lernen, die er als Schüler durchwandern sollte.“

Mit der Landwirthschaft hatte er sich praktisch und theoretisch beschäftigt. An seinem Meister Sturm, vor allem aber an Thaers „Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft“ hatte er sich herangebildet und war in Hinsicht auf Begründung der Lehre vom Pflanzenbau und der Thierzucht durch Mathematik und Naturwissenschaften, mit diesen Männern völlig einverstanden, aber bei den Lehren von Arbeit, Nominal- und Realpreis, Taxation, Buchhaltung, Wirthschaftssystemen, welche Thaer in dem ersten oder allgemeinen Theil vorträgt, vermißte er in allen Werken über Landwirthschaft eine gründliche Behandlung. „Bald kam ich zu der Ansicht, daß die Landwirthschaft von dieser Seite auf Nationalöconomie zu gründen sei, jedoch in allen Schriften über diese Wissenschaft suchte ich vergeblich die Zurückführung der Untersuchung auf klar erkannte Grundsätze und kam zu der Ueberzeugung, daß für beide Wissenschaften, die Nationalöconomie und die allgemeine Landwirthschaft, in dieser Beziehung eine neue Bahn zu brechen sei. Um mir darüber Aufschluß zu verschaffen, wandte ich mich an philosophische Schriften, aber auch hier suchte ich lange Zeit ohne Erfolg genügende Belehrung.“

In Jena war damals die s. g. Naturphilosophie durch bedeutende Männer vertreten, denen Schulze gleich von Anfang an näher getreten war. Unter ihnen ragte besonders der große Naturforscher Lorenz Ocken und der geistvolle Arzt Dietrich Kieser hervor. Diese beiden ältern Freunde machten Schulze mit den Schriften Schelling's bekannt und suchten ihn für die naturphilosophischen Ideen zu gewinnen, die damals in großem Ansehen standen. Aber Schulze's scharfer, durch klassische und mathematische Studien geübter Verstand widerstrebte dem zwar geistreichen, aber phantastischen Mysticismus dieser Schule, mochte sie auch durch noch so bedeutende Männer vertreten sein. Er warf die Bücher dieser Richtung bald wieder von sich und hätte fast der Philosophie unbefriedigt den Rücken gekehrt, da fiel ihm ein Werk in die Hand, welches für immer bestimmend auf seine wissenschaftliche Richtung einwirken sollte. Dies war das System der Logik von Fries.“ Durch das Studium dieser Schrift erkannte ich den Irrthum, in welchen viele Schriftsteller der Nationalöconomie und Landwirthschaft, in Bezug auf gründliche Behandlung der genannten Wissenschaften, befangen waren, in dem auch ich damals lebte. Ich sah nun ein, daß nicht die s. g. dogmatische Methode dafür angewendet werden dürfe, sondern nur dasjenige Verfahren zum

Ziele führen könne, welches Fries, Kant folgend, die Methode der Induktion und der regulativen Theorie nennt. Da nun aber die höchsten Principien für eine solche Begründung der Landwirthschaft und der Nationalöconomie in der Philosophie aufzusuchen sind, so verwandte ich bis zum J. 1826 meine Zeit großentheils auf das Studium der kantischen und friesischen Schriften. Dabei war mir meine freundschaftliche Verbindung mit Fries außerordentlich günstig, indem sich mir Gelegenheit bot, mit ihm über die schwierigsten Fragen in dem Gebiete der kritischen Philosophie mich zu besprechen. Besprechungen, welche für mich um so nützlicher waren, da Fries nicht blos mit Philosophie, sondern auch mit Mathematik, Physik, Naturwissenschaften, Jurisprudenz, Politik und anderen praktischen Wissenschaften vertraut war und einen reichen Schatz von Erfahrungen in der Anwendung der Philosophie auf alle Zweige des praktischen Wissens besaß. Ohne seine Leitung würde ich zum Verständniß und zur Anwendung der kritischen Philosophie Kant's auf meine Fachwissenschaften nicht gekommen sein. Auch wurden diese meine Studien wesentlich dadurch gefördert, daß Fries mich veranlaßte, einige Schriften von A. von Humboldt zu lesen, um das Wesen der combinirenden Methode, deren deutliche Kenntniß für mein Fachstudium höchst wichtig ist, kennen zu lernen. Er machte mich darauf aufmerksam, daß dieser Gelehrter in der Anwendung des kantischen Philosophems auf Fortbildung der Naturwissenschaften ein Musterbild aufgestellt habe, daß er besonders in der combinirenden Methode Meister sei. Aus dem Standpunkt der Logik Humboldt's Leistungen betrachtend, überzeugte ich mich, daß derselbe durch die Zweckmäßigkeit seiner Methode bei der Auffindung und Darstellung der Wahrheiten nicht minder, als durch den Reichthum seiner Beobachtungen seinen Ruf als Naturforscher begründet hat. So wurde mir Kant und seine Schüler Fries und Humboldt Führer bei meinen Bestrebungen, die Nationalökonomie, Land- und Staatswirthschaft wissenschaftlich zu begründen."

Jacob Friedrich Fries (geb. 1773), der gelehrte Physiker und Mathematiker, der tiefe Denker und scharfsinnige Philosoph, der erhabene patriotische Charakter, wurde von nun an Schulze's einflußreichster Lehrer und treuester Freund, ein Verhältniß von wahrhaft idealer Innigkeit, welches bis zum letzten Athemzuge des Meisters († 10. August 1843) unverändert fortdauernd, an die edelsten Freundschaftsbündnisse des klassischen Alterthums erinnert.

Fries, der consequenteste Fortbildner der kantischen Lehre, welche er durch die ihr gegebene anthropologische Basis wesentlich bereichert und fester begründet hatte, wirkte auf seine Schüler vor allem durch seine

erhabene ethische Auffassung, die er in seinem ganzen eigenen Leben in schönster Weise verwirklichte. Seine ästhetische Weltanschauung, welche dem Glauben neben dem Wissen seine Berechtigung einräumt, bewahrte ihn ebenso vor dürrem Rationalismus, wie vor mystischen Phantasien. Vor allem war aber Fries weit entfernt von Kant's gleichgültigem kosmopolitischen Standpunkte. Er war der Philosoph der Freiheitskriege. In seiner Ethik war die Bedeutung der volksthümlichen Entwickelung, der deutsch-nationale Gedanke, mit vollster Energie geltend gemacht.

In dieser Beziehung ging eine mächtige Umwandlung in Schulze vor und zwar wesentlich durch Fries und den Einfluß seiner jenaischen Umgebung. In Pforta war der nationale Gedanke dem Jüngling fern geblieben, im elterlichen Hause herrschte der sächsische Partikularismus vor. Daß es außer Sachsen noch ein Vaterland gäbe, war diesen altsächsischen Kreisen unbekannt. Selbst der große Aufschwung der Freiheitskriege trat zurück vor dem bittern Schmerz über das Schicksal des engern Vaterlandes. Erst in Jena ging Schulze ein neues Licht auf. Die sächsisch-partikularistischen Ansichten fielen jetzt, wie Schuppen, von seinen Augen. Auf wissenschaftlichem Wege, durch Fries und Fichte, wurde ihm zuerst die Bedeutung des Volksthums klar; im Umgang mit Männern, wie Fries, Luden und Oken, wurde er zum glühenden deutschen Patrioten, wie wir ihn von nun an in seinen Schriften und Reden kennen lernen. Deutschland ging ihm von nun an über alles. Alles Streben, auch auf wirthschaftlichem Gebiet, hatte von nun an nur Werth für ihn, insofern es dem deutschen Vaterlande diente. Während früher Politik ihm ziemlich fern gelegen hatte, sah er jetzt in der einheitlichen und freiheitlichen Entwickelung des deutschen Volks- und Staatslebens, in dem geordneten organischen Fortschritt, die höchste Aufgabe der Gegenwart.

In der kantisch-friesischen Philosophie fand Schulze die wissenschaftliche Lebensquelle, nach der er längst einen geistigen Durst empfunden hatte, welchen weder Wolf mit seiner mathematisch-dogmatischen Methode, noch Krug mit seinem seichten Rationalismus, noch Schelling mit seinen mystischen Phantasien hatte löschen können.

„Unter der persönlichen Anleitung von Fries vertiefte sich Schulze in die tiefsinnigsten Forschungen der größten Philosophen aller Zeiten. Er durchdrang mit kritischem Geiste die philosophischen Systeme, welche seit Plato und Aristoteles abwechselnd die geistige Welt beherrscht hatten. Er entfernte sich auf eine Zeit lang von der Beobachtung der realen Wirklichkeit in das Reich der idealen Gedankenwelt. Nicht um sich darin

zu verlieren, sondern um geläutert und klar und sicher von da zurückzukehren mit einer geistigen Ausbeute, die ihn allein befähigte, zu lehren, wie es ihm Bedürfniß war, und zu reformiren, wo ihm Reform unerläßlich schien." (Emmminghaus.)

Es waren sechs Jahre der intensivsten geistigen Arbeit, welche Schulze in Stand setzten, dann mit der wissenschaftlichen Selbstständigkeit eines Reformators auf dem Gebiete seiner Wissenschaft aufzutreten. Die schwierigsten Schriften von Kant und Fries machte er zu seinem geistigen Eigenthum. Die ganze nationalöconomische Literatur der damaligen Zeit suchte er zu durchdringen. Die Werke von Kraus, Jacob, Soden, Hufeland, Lotz, Say und Rau, vor allem aber Adam Smith's Meisterwerk „über den Nationalreichthum" und zahllose andere Schriften nahm er nicht nur mit dem Gedächtniß in sich auf, sondern prüfte sie auch mit kritischer Schärfe. Zu seinen landwirthschaftlichen Vorlesungen kam der ganze Umfang der Staats- und Cameralwissenschaften, welche der junge Docent an der damals so besuchten Universität Jena allein vertreten mußte. Er las täglich 2—3 Stunden der verschiedenartigsten Collegien und hatte sich dabei in ganz neue Gebiete einzuarbeiten. Niemals aber war es seine Art, Dinge vorzutragen, die er nur mit dem Gedächtniß aufgenommen hatte; überall mußte er selbstdenkend und schöpferisch gestaltend in den Organismus einer Wissenschaft eindringen. Schon damals ging ihm ein Licht über Wesen und Werth der Nationalöconomie auf; keines der vorhandenen Werke konnte seinen wissenschaftlichen Sinn befriedigen und er beschloß, seine eigene, selbstständige Bahn zu gehen. Schon im Frühjahr 1822 schrieb er dem Vater: „Meine Ansichten über Nationalöconomie sind sehr verschieden von den gewöhnlichen. Um sie geltend zu machen, muß ich eine Menge Schriften kritisiren, welche darüber erschienen sind. Die Volkswirthschaftslehre sehe ich an als die philosophische Grundlage der Staatswirthschaftslehre und der gesammten Gewerbswissenschaften und der allgemeinen Landwirthschaftslehre insbesondere. In der allgemeinen Landwirthschaftslehre werde ich zugleich die Lehre von den Wirthschaftssystemen und den Güterveranschlagungen wissenschaftlich zu begründen suchen. Zum Behufe meiner Vorlesungen habe ich auch schon an der Ausführung dieser Baue wissenschaftlich gearbeitet. Um aber solche Systeme über ganze Fächer in allen einzelnen Theilen möglichst vollkommen aufstellen und durch öffentliche Bekanntmachung die Wissenschaft bedeutend fördern zu können, dazu gehört viel Zeit. Könnte ich mich nur anhaltend und ausschließlich damit beschäftigen, so würde ich eher zur Vollendung kommen. Dies kann ich aber

nicht wegen meiner Vorlesungen. Diese nöthigen mich, meine Zeit auf verschiedene Studien zugleich zu wenden. So muß ich dieses Jahr wegen der vorzutragenden speciellen Landwirthschaftslehre mich viel mit Chemie und Physiologie der Pflanzen und Thiere beschäftigen. Hierzu kommt, daß es Pflicht eines akademischen Lehrers ist, alle Schriften zu lesen, welche in seinem Fache im In- und Auslande erscheinen, die guten und die schlechten."

So fühlte Schulze schon damals den durch seinen Beruf gebotenen Uebelstand, zu gleicher Zeit so verschiedenartige Fächer zu betreiben. Bei seiner Gründlichkeit konnte er sich nicht mit encyclopädischen Uebersichten begnügen; überall wollte er in den Kern der Sache dringen und so mußte er seine Kräfte oft übertrieben anspannen, ohne doch die so nothwendige Sammlung und Muße für größere literarische Arbeiten zu gewinnen. Besondere Schwierigkeit machte ihm der Dualismus der naturwissenschaftlichen und der historisch-philosophischen Studien, von denen er jene für die landwirthschaftlichen Vorträge, diese zur Begründung der nationalöconomisch-staatswirthschaftlichen Disciplinen nothwendig brauchte. Nur ein so rüstiger, jugendlicher Körper, nur ein so einfaches, enthaltsames Leben, wie Schulze führte, war solchen Anforderungen gewachsen. Winter und Sommer stand er früh um 4 Uhr auf, eine gute, landwirthschaftliche Sitte, welcher er bis zum Ende seines Lebens treu blieb. Der einzige Luxus, den er sich erlaubte, war die Haltung eines Reitpferdes. Spazierengehen, Landpartien in großer Gesellschaft, Einkehren und Sitzen in Gastwirthschaften liebte er nie besonders. Ein flotter Ritt von einigen Stunden über Berg und Thal, oft auf ungebahnten Pfaden, war seine liebste Erfrischung nach anstrengenden geistigen Arbeiten. Ein muthiges Pferd von feurigem Temperament zu reiten, machte ihm das größte Vergnügen. Bis in seine letzten Jahre übte Schulze täglich, in jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter, die edle Reitkunst, wenn er späterhin auch ein ruhigeres Pferd und ein sanfteres Tempo vorzog.

Immer tiefer drang Schulze in den Geist seiner Wissenschaft ein. Die höchste Befriedigung gewährte ihm das unermüdliche Forschen nach Wahrheit. Der akademische Beruf wurde ihm zur unentbehrlichen Lebensluft. „Uebrigens kann ich Ihnen sagen — schreibt er dem Vater — daß mir die reichlichen Früchte meiner Studien außerordentlich viel Freude machen. Es ist für den Geist ein schöner, herrlicher Genuß, wenn er auf neue Ideen kommt, wenn er von seinen Forschungen Ergebnisse erhält, welche für das menschliche und bürgerliche Leben von größter Wichtigkeit sind. Oft erntet man von seinem Nachdenken Früchte, an die

man anfangs gar nicht dachte. . . . . Welche schönen Aussichten habe ich gegenwärtig in meinem Berufe! Kann ich mich nicht in meinem Fache der Welt und zunächst dem Vaterlande unendlich nützlich machen? Ist meine gegenwärtige Lage nicht so sehr meinen Wünschen entsprechend, da ich in ihr meine Kräfte ganz der Auffindung und Verbreitung der Wahrheit und dem Unterricht darin widmen kann? Alles Wirken und Schaffen hat zwar den höchsten Werth in sich selbst; schon das Bewußtsein, mit dem ich einmal werde aus der Welt gehen können, daß meine Thätigkeit von Einfluß gewesen sei auf die Bildung der Menschen, wird ein hoher Lohn für meine Arbeit sein, doch auch Ehre und Gut habe ich davon zu erwarten. Würde es recht sein, wenn ich diese so herrliche, vielversprechende und glücklich betretene Laufbahn verlassen wollte? Haben Sie mich nicht in diese Laufbahn gebracht? Wem habe ich es anders zu verdanken, daß ich ein so schönes Leben lebe, als Ihnen, bester Vater? Und wenn es mir gelingen sollte, in meinem schönen Berufskreise vortheilhaft zu wirken, würde dies nicht Ihr Werk sein?"

Auch die äußere Anerkennung seiner Bestrebungen sollte dem jungen Docenten bald in erfreulicher Weise zu Theil werden. Der preußische Staatsminister, Freiherr von Altenstein, welcher mit tiefer Einsicht die allseitigste Förderung der geistigen Interessen ins Auge gefaßt hatte, hatte schon damals die wissenschaftliche Pflege der Gewerbswissenschaften an den preußischen Universitäten für eine hochwichtige Aufgabe erkannt. Schulze's gediegene Dissertation hatte seine Aufmerksamkeit auf den jungen Gelehrten gelenkt, welcher in so seltener Weise landwirthschaftliche Praxis mit wissenschaftlicher Durchbildung vereinigte. Schulze erhielt im Frühjahr 1821 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Cameralwissenschaften an die Universität Greifswald. Er lehnte denselben ab und wurde, mit Rücksicht hierauf, im J. 1821 bereits zum außerordentlichen Professor an der Universität Jena mit dem damals üblichen Anfängergehalte von 300 Thlrn. ernannt. War diese pecuniäre Ausstattung auch dürftig, so hatte er doch durch seine Ernennung zum Professor eine ehrenvolle Anerkennung und eine feste Stellung im Staatsdienst erhalten. Weitere Beförderung und Gehaltszulage war ihm in Aussicht gestellt und erfolgte schon im nächsten Jahre. Da auch die Vorlesungen ihm eine nicht unbedeutende Einnahme gewährten, so war Schulze so glücklich, bald in pecuniärer Beziehung eine selbstständige Stellung einzunehmen, was ihm bei seinen Wünschen, dem Vater gegenüber, jetzt doppelt angenehm sein mußte.

In dieser Zeit machte sich Schulze auch durch eine Schrift um das

Finanzwesen des Großherzogthums Weimar verdient. Dem Landtage war ein Plan zur Tilgung der durch den Krieg hoch angeschwollenen Staatsschuld durch Kreirung von einer Million Papiergeld vorgelegt. Bei der niedrigen Stufe, auf welcher damals die volkswirthschaftliche Bildung stand, machte dieses lockende Finanzkunststück großes Aufsehen, besonders da sein Urheber ein angesehener Kaufmann war. Dem Landtage fehlte es an volkswirthschaftlichen Capacitäten, um das Trügerische dieses Vorschlages sogleich zu durchschauen; man wiegte sich in der Illusion, ohne weitere Unkosten Staat und Volk um den Betrag einer Million bereichern zu können. Da erschien im Frühjahr 1823 Schulze's Schrift: „Ueber Papiergeld, besonders in Bezug auf das Großherzogthum Sachsen-Weimar," worin er mit eben so großer Schärfe, als überzeugender Logik die Unhaltbarkeit dieses Finanzplanes nachwies, welcher wesentlich durch Schulze's Kritik für immer von der Tagesordnung beseitigt wurde. Abgesehen von der unmittelbar praktischen Einwirkung dieser Schrift, enthält dieselbe eine tief eingehende und dabei doch gemeinfaßliche Theorie des Papiergeldes überhaupt und bietet auch für die Gegenwart noch manchen beherzigenswerthen Wink. Besonderes Interesse gewährt das Verfahren, welches Schulze einschlägt, um zu ermitteln, wie viel Papiergeld ein Land ohne Schaden für seine wirthschaftlichen Verhältnisse aufzunehmen im Stande ist. Er zieht dabei besonders das Verhältniß des inländischen Verkehrs zum ausländischen, das Verhältniß des Großhandel zum Gesammthandel, die Entfernung der einzelnen Landestheile von einander in Betracht.

So schlug Schulze in Jena und dem weimarischen Lande immer tiefere Wurzeln. Seine wissenschaftlichen Studien, seine akademischen Erfolge machten ihm den Aufenthalt in Jena immer lieber. Die Anerkennung, welche dem Sohne auch äußerlich zu Theil wurde, die feste Ausdauer in seinen Gefühlen, stimmten endlich auch den Vater seinen Herzenswünschen günstiger. Als er denselben zu Pfingsten 1823, wie gewöhnlich in den Ferien, besuchte, ertheilte er dem Sohne seine Zustimmung zur Verbindung mit der Geliebten. Dankerfüllt schreibt er dem Vater nach seiner Rückkehr: „Nun, geliebter Vater, komme ich zu meinen eigenen Angelegenheiten und sage Ihnen zuvörderst den herzlichsten Dank für die Beweise von väterlicher Liebe, welche Sie mir wiederum bei meinem Dortsein gegeben, insbesondere danke ich innig für die freundlichen Worte, welche Sie über mein Verhältniß zu Bertha bei meinem Abschied zu mir sprachen. Es macht mich unendlich glücklich, zu wissen, daß Sie über diesen, für mich so wichtigen und meinem Herzen so nahe liegenden Gegenstand die erwünschte Gesinnung hegen. Der Gedanke,

daß Sie mit meiner Wahl unzufrieden waren, betrübte mich früher tief. Es schmerzte mich sehr, meinen sehnlichsten Wunsch, Ihnen durch alle meine Handlungen Freude zu machen, hier unerfüllt zu sehen. Wenn Sie Bertha näher werden kennen gelernt haben, so werden Sie gewiß meine Wahl vollkommen billigen. Sie werden sich überzeugen, daß Bertha durch ihre persönlichen Vorzüge tausendfach ersetzt, was ihr an Reichthum abgeht."

So war denn das letzte Hinderniß glücklich entfernt, welches der Verbindung mit der Geliebten entgegen gestanden hatte. Am 7. October 1823 wurde zu Jena die Hochzeit gefeiert, an welcher zahlreiche Freunde und Verwandte von nah und fern fröhlich theilnahmen. Gleich nach Beendigung der Feierlichkeit reiste Schulze mit seiner jungen Frau zu dem Vater nach Görisch, wo sie in einer reizenden Natur, in der schönen Zeit der Weinlese, glückliche Tage verlebten. Schnell gewann Bertha durch ihre liebliche Erscheinung, wie durch ihr ebenso bescheidenes, als charaktervoll verständiges Wesen das Herz des Vaters, welcher von nun an der Schwiegertochter nicht nur ein freundliches Wohlwollen, sondern selbst eine Verehrung entgegenbrachte, wie sie dieselbe durch ihre edle Weiblichkeit und ihre hohe Geistesbildung unwillkürlich allen abnöthigte, die mit ihr in nähere Berührung kamen. Damit war der tiefste Mißklang, der Schulze's Herz bis dahin oft genug schmerzlich berührt hatte, für immer beseitigt. Die Harmonie im Verhältniß zum Vater war hergestellt, welcher von nun an auch an der äußeren Lebensstellung und dem wachsenden Rufe des einzigen Sohnes die vollste Befriedigung finden konnte.

Schon im folgenden Jahre wurde Schulze durch die Geburt eines Söhnchens hoch erfreut. „Gewiß nehmen Sie, bester Vater — schreibt er — den innigsten Theil an dieser unendlichen Freude Ihrer Kinder. Der innigste Wunsch, welcher meine und meiner Bertha Brust erfüllt, ist der, daß dieses Kind zu einem frommen, biedern, für alles Große und Edle begeisterten Manne aufwachsen, daß es ein echter Deutscher werden möge."

So entfaltete sich Schulze's junges Familienglück in schönster Weise; aber auch die Wirksamkeit in seinem akademischen Berufe sollte bald, durch Gründung des landwirthschaftlichen Instituts, eine bedeutsame Erweiterung erfahren.

Das landwirthschaftliche Institut zu Jena.

1826—1834.

In keinem Semester hatte es Schulze an fleißigen Zuhörern gefehlt; ja, er erfreute sich sogar einer nicht unbedeutenden akademischen Wirksamkeit. Seine Zuhörer waren meistens Juristen und Cameralisten, künftige Staatsbeamte, die sich unter seiner Leitung in der Staatswirthschaft ausbilden und auch eine übersichtliche Kenntniß der Landwirthschaft erlangen wollten. Viele tüchtige, hochangesehene Beamte, besonders aus den thüringischen Staaten, sind aus seiner Schule hervorgegangen und haben im Staatsdienst, besonders als Finanz-, Steuer- and Cameralbeamte, ihrem Lehrer alle Ehre gemacht. So nützlich und erfreulich diese Thätigkeit für Schulze war, so hatte er sich doch noch eine andere, viel tiefer greifende Lebensaufgabe gesteckt, in deren Lösung seine eigentliche culturgeschichtliche Mission bestand. Während bis dahin die Universitäten wesentlich nur Bildungsstätten künftiger Staats- und Kirchendiener gewesen waren, hielt es Schulze für dringendes Zeitbedürfniß, auch die Landwirthe in den Kreis der akademischen Bildung hereinzuziehen. In ihnen erkannte er den Stand, der nicht nur das Brot zu bauen habe, sondern welcher durch seinen Wohlstand und seine Selbstständigkeit das eigentliche Ferment unserer nationalen Entwickelung, die Grundsäule einer künftigen echtgermanischen Selbstregierung in Staat und Gemeinde werden müsse, welcher vor allem durch seinen Einfluß auf die zahlreichste Klasse des Volkes, die abhängige, dienende Landbevölkerung, geistig aufklärend und sittlich veredelnd wirken könne. In diesem Sinne wollte er die Landwirthe und die Landwirthschaft in den Organismus des akademischen Gesammtlebens hereinziehen. Dies ist Schulzes bahnbrechender Gedanke in der Bildungsgeschichte der deutschen Landwirthe. Wohl gab es längst vor ihm Professuren der Landwirthschaft an einzelnen Universitäten, so in Gießen, Göttingen, Frankfurt a. O., deren Aufgabe es war, künftigen Staatsdienern, den s. g. Cameralisten, einen Einblick in dieses wichtige Gewerbe zu verschaffen. Daß aber der Besuch der Universität für eigentliche Landwirthe, d. h. künftige Besitzer und Bewirthschafter größerer Güter, heilsam und wichtig sei, davon hatte niemand eine Ahnung. Selbst der große Begründer der deutschen Landwirthschaftswissenschaft, Albrecht Thaer, huldigte der Ansicht, daß der Besuch einer Universität für angehende Landwirthe unzweckmäßig sei, „indem das Leben auf einer Universität etwas zu Heterogenes in die Bildung des Landwirths bringe, welches ihm

in Ansehung seiner künftigen Thätigkeit und Lebensweise nachtheilig sein möchte." Er legte seine „Akademie des Landbaus" demnach nach dem einsamen Möglin und sprach sich offen gegen jede Verbindung landwirthschaftlicher Lehranstalten mit Universitäten aus. Schulze dagegen hielt allein die Universität für geeignet, dem Landwirth eine höhere menschliche Gesammtbildung zu geben. Nur ein landwirthschaftliches Institut, welches ein organisches Glied in der großen universitas litterarum bilde, schien ihm die Aufgabe lösen zu können, welche er der Landwirthschaft als Wissenschaft gesteckt hatte. Dieser bewegenden Lebensidee standen die größten Vorurtheile entgegen, einerseits in dem exclusiven Zunftgeist der gelehrten Facultisten, andererseits in den Vorurtheilen der landwirthschaftlichen Berufsgenossen. „Ich kannte — sagt er — die großen Schwierigkeiten, welche der Leitung eines landwirthschaftlichen Instituts auf der Universität entgegenstehen, aber ich ließ mich dadurch von meinem Vorhaben nicht abschrecken, sondern hoffte mit fester Zuversicht, daß der edle Geist der Studirenden, welcher damals auf der Universität Jena, angeregt durch die siegreichen Kämpfe der Freiheitskriege, an einer sittlichen Reform des Studentenlebens mit frischer Kraft arbeitete, fortan für Lösung dieser hochwichtigen Aufgabe ungeschwächt und glücklich thätig sein und in den studirenden Landwirthen rüstige Mitkämpfer haben werde. Diese Hoffnung ging in Erfüllung. Mein Vertrauen zu dem guten Geiste der jenaischen Studentenschaft und zu der Empfänglichkeit der angehenden Landwirthe für die große Idee des Universitätslebens, wurde durch das Gedeihen des akademischen Studiums und Lebens in meiner Anstalt in sehr erfreulicher Weise gerechtfertigt." Immer mehr befestigte sich in Schulze die klare Vorstellung von dieser seiner eigentlichen Lebensmission; doch zögerte er lange, ehe er zur Ausführung seines Planes, der Errichtung eines landwirthschaftlichen Instituts, als eines selbstständigen, aber organischen Gliedes der Universität, schritt. Erst wollte er selbst die wissenschaftliche Reife, die Beherrschung seines Faches durch gründliche und allseitige Studien gewinnen. Sobald ihm aber dies gelungen war, trat er auch mit der vollen Sicherheit eines Reformators für die Verwirklichung seiner Idee auf. Die leitenden Grundgedanken seines ganzen Strebens legte er in seiner Schrift „Ueber Wesen und Studium der Wirthschafts- oder Cameralwissenschaften*)" mit meisterhafter Klarheit

*) Ueber Wesen und Studium der Wirthschafts- oder Cameralwissenschaften, vorzüglich über wissenschaftliche Begründung der Landwirthschaftslehre, auch der Forstwirthschafts-Bergbau-Handelslehre und Technologie durch die Volkswirthschafts-

dar. Dieses Buch ist gewissermaßen das Programm seines ganzen wissenschaftlichen Lebens. Alles, was er später dachte, lehrte und verwirklichte, ist nur die consequente Ausführung dieser bahnbrechenden Schrift.

Nach Schulze's Auffassung ist alle gewerbliche Thätigkeit eine auf Gegenstände der äußern Natur gerichtete Thätigkeit des Menschen. Die Regeln für die gewerbliche Thätigkeit sind demnach herzuleiten:

1) aus den Lehren über das Wesen der äußern Natur, also aus den Naturwissenschaften,
2) aus den Lehren über das Wesen des Menschen, also aus den Menschenwissenschaften.

Von den für die Gewerbswissenschaften nöthigen Grundsätzen werden die naturwissenschaftlichen in den angewandten Theilen der Naturwissenschaften entwickelt, z. B. in der Agriculturchemie, Thierphysiologie, die menschenwissenschaftlichen aber in der Volkswirthschaftslehre; denn diese letztere ist die Wissenschaft von denjenigen Grundbedingungen des Volkswohlstandes, welche im Wesen des Menschen liegen.

Schulze machte in seiner Schrift auf die Hauptmängel des landwirthschaftlichen Studiums aufmerksam und wies nach, daß Thaer's große Leistungen in der Begründung der Landwirthschaft sich auf die speciellen Lehren von dem Pflanzenbau und der Thierzucht beschränkt hätten, dem allgemeinen Theil dagegen, der s. g. landwirthschaftlichen Betriebslehre, wissenschaftliche Begründung gänzlich fehle; dieser Theil sei aber insofern der wichtigste, als er das landwirthschaftliche Leben von der menschlichen Seite betrachte. Um die Bildung der Landwirthschaft in dieser Richtung wissenschaftlich zu vervollkommnen, müsse sie auf Nationalöconomie gegründet werden; diese aber könne einen so wichtigen Nutzen nur dann gewähren, wenn man sie auf geistige Menschenlehre, psychische Anthropologie, baue. Zuerst evident dargelegt zu haben, daß die Nationalöconomie nicht blos Grundwissenschaft der Staatswirthschaft, sondern auch aller Privatwirthschaftswissenschaft, besonders auch der Landwirthschaftslehre sei, daß somit eine ganze Seite derselben nationalöconomisch begründet werden müsse, ist Schulzes bleibendes Verdienst in der Geschichte der öconomischen Wissenschaften; ein Gedanke von solcher Tragweite, daß

lehre. Von Friedrich G. Schulze, Professor in Jena. Jena. Friedrich Frommann. 1826.

Schulze mit Recht als „Reformator der Landwirthschaftslehre“ bezeichnet wird*). „Dessen sind wir gewiß, sagt Arwed Emminghaus, einer der gründlichsten neuern nationalöconomischen Schriftsteller, daß die Geschichte der Wirthschaftswissenschaften dermaleinst an dieser Schrift nicht wird vorübergehen können, daß sie dieselbe als die Grundlage einer neuen und bedeutenden Schule, welche für die Entwickelung der Wirthschaftswissenschaften Erhebliches geleistet hat, wird bezeichnen müssen. Und weiter kann darüber kein Zweifel bestehen, daß die methodologischen Erörterungen dieser Abhandlung ihren Zweck vollkommen erreicht haben. Sie bilden die Basis des Schulzeschen Lehrplans. Und dieser Lehrplan hat sich glänzend bewährt.“

Ueber die höhere Begründung der Landwirthschaft sprach sich Schulze gern und oft aus. So sagte er einst zu einem jüngern Freunde: „Thaer hat unendlich viel für unsere Landwirthschaft gethan, denn er hat sie zuerst vom Gewerbe zur Wissenschaft erhoben, aber mit seinem Ziele höchstmöglicher und nachhaltiger Reinerträge kann ich nur insofern übereinstimmen, als ich es für das nächste erkenne und diesem ein letztes Höheres beigefügt wird. Was hilft uns denn am Ende alles Geld, wenn wir keinen richtigen Gebrauch davon machen können? Wer sein Geld nur für Befriedigung des Wohllebens und der sinnlichen Genüsse zu verwenden weiß, welche vergänglich sind, ist zu beklagen; wenigstens sehe ich gar nicht ein, warum man sich durch Aufbau einer Wissenschaft die Mühe geben soll, solche gemeine Ziele zu befördern. Mein Ziel geht höher hinauf, ich will die Anwendung des Geldes zum wahren Genusse, welcher dauernd ist, eine Anwendung für höhere Bildung zum Wahren, Schönen und Guten, die sich in der Familie durch Sittlichkeit und im Staate durch Achtung vor dem Gesetze und durch Gemeingeist ausspricht. Thaer hat den Mangel eines Schlußsteines seiner Lehre auch gefühlt; da, lesen Sie einmal diesen Brief, den er mir als Antwort auf meine Bemerkungen sandte, daß ich sein Gebäude der Wissenschaft fortbauen wolle. Es ist mit Bleistift, wie Sie sehen, geschrieben und mit zitternder Hand, denn es geschah in seiner letzten Krankheit, vier Wochen vor seinem Tode, sehen Sie, da steht das Datum und die Jahreszahl.“

Schulze bewahrte diesen ermuthigenden und anerkennenden Brief, den Thaer auf seinem letzten Krankenbett geschrieben, wie ein heiliges Vermächtniß des großen Todten.

---

*) Friedrich Gottlob Schulze, als Reformator der Landwirthschaftslehre von Dr. Karl Birnbaum. Frankf. 1860.

Auch über Nationalöconomie sprach sich Schulze zu demselben Freunde aus: „Wir müssen das Wort Oeconomie im weitern Sinne fassen und hiernach theilt sich die Oeconomie in Staats- und Privatöconomie, und die Grundsätze für beide sind in der Nationalöconomie zu suchen. Nun wissen Sie, daß uns von den Franzosen so mancherlei Irrthümer in die Volkswirthschaft gebracht worden sind, warum? weil sie ihren Gegenstand von einer niedern Stufe auffaßten und nicht auf das Wesen des Menschen eingingen. Daher will ich der Nationalöconomie eine philosophische Begründung geben, denn die ist nöthig, damit wir die richtige Methode ergreifen, um Irrthümer zu vermeiden. Das ganze Wirthschaftsleben ist ein Kampf der Menschen mit der Natur. Was macht einen Feldherrn groß? Daß er seine Kräfte und die des Feindes sicher abzuwägen weiß und daß er seine Mittel richtig anzuwenden versteht. So müssen auch wir zunächst unsere Kräfte kennen lernen, und das lehret uns die Psychologie. Dann gehen wir zur Erforschung der Natur über, und das thun wir, indem wir Naturwissenschaften studiren. Nun will ich in der Nationalöconomie den rechten Weg zeigen und auf die Irrwege hindeuten, aber auch die Anwendung auf die Landwirthschaft darthun. Der Landwirth hat es nicht allein, wie man in den Lehrbüchern findet, mit der Natur, sondern auch mit den Menschen zu thun. Die Prinzipien und Regeln für die menschliche Seite giebt der allgemeine Theil, der dem speciellen vorangeht. Aber bisher hat man auch diesen allgemeinen Theil nur von Seiten der Natur aufgefaßt, ihn Betriebslehre genannt und hinter den speciellen Theil gestellt. Darum entbehrt auch unsere Landwirthschaftswissenschaft einen tiefern Grund und eine höhere Weihe, und ich kann es andern nicht verdenken, wenn sie dieselbe nur halb für eine Wissenschaft ansehen. Das alles, lieber Freund, trage ich jetzt in mir, und Gott gebe, daß ich bald zur Ruhe komme, um mein Buch schreiben zu können."

Aber gerade an geistige Ruhe, an wissenschaftliche Muße war von jetzt an bei Schulze nicht mehr zu denken. Von nun an gehörte seine ganze unermüdliche Arbeitskraft dem landwirthschaftlichen Institute, welches er am 2. Mai 1826 eröffnete. „Diesen Tag wählte ich, — sagt er — weil er der Geburtstag meines Vaters war, der mir Gelegenheit geboten hatte, den Weg zu einer wissenschaftlichen Bildung im Gebiet der Landwirthschaft, den damals Landwirthe nur selten wählten, zu betreten." Der 2. Mai 1826 wird für immer ein epochemachender Tag in der Geschichte des höhern landwirthschaftlichen Studiums auf deutschen Universitäten bleiben. Wohl gab es, wie bereits erwähnt, längst an einzelnen deutschen Universitäten

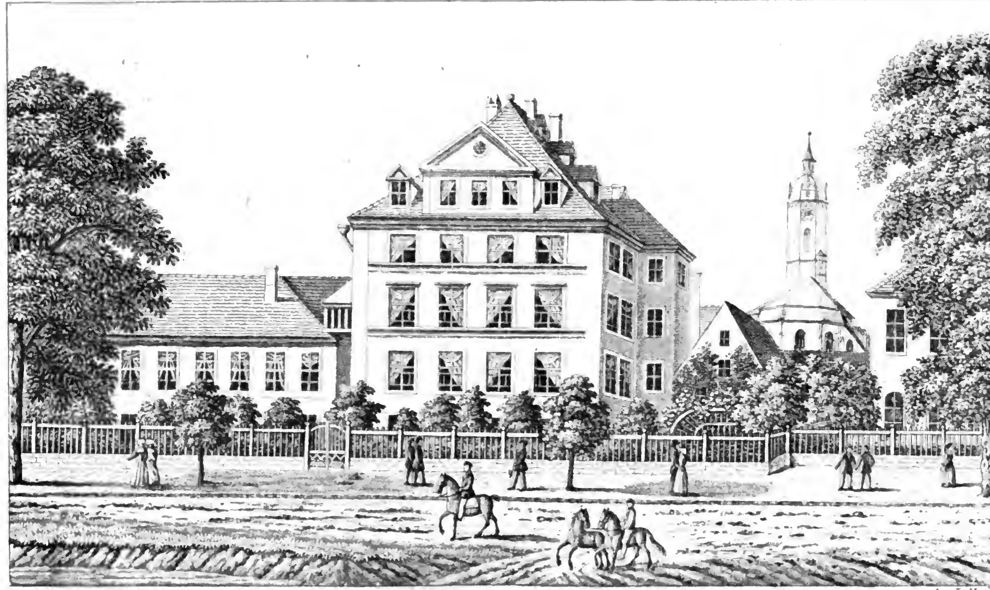
ziemlich einfluß- und wirkungslose Professuren der Landwirthschaft mit der Bestimmung, künftigen Cameralbeamten einen nothdürftigen Begriff von Oeconomie beizubringen; wohl bestanden, getrennt von Universitäten, schon einzelne Lehranstalten für Landwirthschaft, so Thaer's berühmtes Institut zu Möglin, so das glänzend ausgestattete land- und forstwirthschaftliche Institut zu Hohenheim. Aber Schulze war der erste, welcher eine landwirthschaftliche Lehranstalt nicht blos äußerlich an einem Universitätsorte errichtete, sondern dieselbe organisch mit dem wissenschaftlichen Universitätsgeiste verknüpfte, er war der erste, welcher für die höchste Bildungsstufe des Landwirthes, in Bezug auf Wissen und Wollen, auf Geist und Charakter, grundsätzlich die Universität postulirte. Seine consequent durchgeführte Institutsorganisation, sein tiefdurchdachter Lehrplan ist unverkennbar die Grundlage aller landwirthschaftlichen Akademien geworden, welche seit dieser Zeit errichtet worden sind. Besonders ruhen sämmtliche höhere preußische Lehranstalten nachweisbar auf seinen Grundgedanken.

Es war ein kühner Schritt, daß Schulze ein landwirthschaftliches Institut zu Jena errichtete, bei dessen Gründung und Errichtung er ganz auf seine eigene Kraft hingewiesen war. Die Universität Jena bot überhaupt, nach den damaligen Verhältnissen, ihren Gliedern weder bedeutende äußere Mittel, noch glänzende Anstalten mit großartigem Lehrapparat, dagegen gewährte sie Lehrenden und Lernenden eine unbeschränkte Freiheit der geistigen Bewegung, eine fortwährende Anregung durch einen wahrhaft wissenschaftlichen Sinn und einen echt akademischen Gemeingeist. Es lag in der jenaischen Luft etwas Begeisterndes und Erhebendes, was den Einzelnen antrieb, oft mit geringfügigen äußern Mitteln, aus eigner Kraft das Höchste zu leisten. In diesem Geiste gründete auch Schulze sein Institut, ohne alle äußere Unterstützung von Seiten des Staates. Er mußte zunächst alle Hülfsmittel in sich selbst suchen. Wunderbar, wie er mit jugendlicher Energie alle diese Hindernisse besiegte, wie er die äußerlichen Mängel seiner Anstalt durch seine innere Geisteskraft zu ersetzen wußte. Seine Vorlesungen über Nationalöconomie und Staatswirthschaft, die er an der Universität zu halten verpflichtet war, wurden mit dem Lehrcursus des Instituts in engste Verbindung gesetzt. Sämmtliche landwirthschaftliche Vorlesungen mußte er allein übernehmen; er las in einem regelmäßigen Cursus über allgemeine Landwirthschaft, Ackerbau, Thierzucht, landwirthschaftliche Statistik von Deutschland, er machte wöchentlich landwirthschaftliche Ex-

cursionen auf benachbarte Güter, hielt ein Conversatorium über nationalöconomische und landwirthschaftliche Gegenstände. Für naturwissenschaftlichen Unterricht war in Jena gut gesorgt, der berühmte Chemiker Döbereiner las neben allgemeiner Chemie die Agriculturchemie. Bergrath Lenz trug Mineralogie, Hofrath Zenker Botanik, mit besonderer Rücksicht auf Landwirthe, vor. Eine mit der Universität verbundene Thierarzneischule bot den Landwirthen Gelegenheit, sich im Fach der Thierheilkunde auszubilden.

Da es Schulze nicht gelang, ein großherzogliches Kammergut für Institutszwecke zu bekommen, so errichtete er eine Versuchswirthschaft auf gepachteten Feldern und Wiesen in der Stadtflur von Jena, womit er eine kleine, aber hochfeine Merinoschäferei verband, ein Zweig der Thierzucht, welcher damals in besonderem Ansehen stand. Auch miethete er für sein Institut das große Griesbach'sche Haus in der Stadt, welches er einige Jahre später käuflich erwarb und ganz für Institutszwecke umbaute und einrichtete. „So hatte die Schulze'sche Anstalt auch ihre Wohnstätte gefunden. Wie sie ihren persönlichen Mittelpunkt, vom Anfang ihrer Gründung an, in der Person ihres Gründers und Leiters hatte und wie man sich das Schulze'sche Institut nicht ohne die Person Schulze's, ohne diesen mächtig anregenden, lebendigen und belebenden, das Ganze mit Hingebung umfassenden, den Einzelnen mit väterlicher Sorgfalt bewachenden Geist vorstellen kann, so bildete das Schulze'sche Haus den räumlichen Mittelpunkt, die eigentliche Heimath des Instituts. Es war das Wohnhaus Schulze's und seiner Familie und es war Institutsgebäude, worin die Vorlesungen gehalten wurden, besondere Räume dem chemischen Laboratorium, den Sammlungen gewidmet waren." Schulze hatte seit Jahren bereits nicht unansehnliche Sammlungen von landwirthschaftlichen Modellen, Sämereien, Holzarten, Mineralien, getrockneten Pflanzen, so wie eine nicht unbedeutende Bibliothek landwirthschaftlicher und cameralistischer Schriften zusammengebracht, welche er jetzt den Institutsmitgliedern zur Verfügung stellte. Alles blieb freilich nur im bescheidenen Maßstabe eines Privatunternehmens, aber es war für den Unterrichtszweck zunächst hinreichend und wurde durch die größeren Universitätssammlungen ergänzt.

Das Schulze'sche Institut war ein Privatinstitut, aber die Mitglieder erlangten durch die Aufnahme in dasselbe das akademische Bürgerrecht und wurden als Studenten bei der Universität immatriculirt. Die Zahl derselben war in fortwährendem Steigen begriffen; mit sechs Theilnehmern eröffnete Schulze die Anstalt im Frühjahr 1826, im Wintersemester desselben Jahres zählte dieselbe bereits 13 Mitglieder,



gez. u. gest. v. L. Hess.

Gebäude des landwirthschaftlichen Instituts zu Jena.

(Vergl. Deutsche Blätter f. L. I. S. 18.)

deren Zahl im Wintersemester 1833/34 auf 19 stieg. Die Frequenzverhältnisse sind nach Langethal's Mittheilungen folgende: O. 1826: 6, — M. 1826: 13, — O. 1827: 15, — M. 1827: 14, — O. 1828: 16, — M. 1828: 13, — O. 1829: 16, — M. 1829: 16, — O. 1830: 17, — M. 1830: 15, — O. 1831: 11, — M. 1831: 14, — O. 1832: 15, — M. 1832: 17, — O. 1833: 17, — M. 1833: 19.

Schulze hatte damals noch kein eigentliches Lehrercollegium für seine Anstalt. Die Vorlesungen, die nicht an der Universität gehört werden konnten, übernahm er selbst, wie er auch die Demonstrationen und Excursionen selbst leitete. „Offenbar war hierdurch seine, wenn auch rüstige Kraft, an welche doch auch die Direktorialgeschäfte gleich anfänglich große Ansprüche erhoben, übermäßig angestrengt und die Gewöhnung an solche ungemeine, vielseitige Thätigkeit, sowie der überaus gerechtfertigte Wunsch, den ganzen Unterricht am Institut einheitlich zu gestalten, hat ihn auch später veranlaßt, eine zu große Bürde auf sich zu nehmen. Besonders anregend wirkte Schulze durch seine Conversatorien. Hier bewährte er sein Lehrertalent, seine geistig anregende Kraft in vorzüglichem Maße. Fragend, die Antwort erwartend, berichtigend, ergänzend, den Antwortenden auf den richtigen Weg leitend, saß er mitten unter seinen Schülern. Im Flug ging die Zeit dahin." Zu den kleinern wöchentlichen Excursionen kamen dann größere landwirthschaftliche Reisen, die Schulze in den Ferien mit seinen Studenten unternahm. In mehreren großen Planenwagen fuhr man zusammen nach Sachsen, um die berühmten Schäfereien von Oschatz, Rothenschönberg u. s. w. kennen zu lernen oder in die Gegend von Halle und Magdeburg, wo man auch die großartigen industriellen Anstalten von Nathusius in Augenschein nahm. Ueberall fand man freundliche, gastliche Aufnahme. Eine besondere Freude machte es Schulze, wenn er auf solchen Reisen auch seine Studenten nach Gävernitz und Görisch führen konnte. Von einem derartigen Besuch berichtet ein Studirender: „Den Schluß des Wintersemesters machte eine Reise nach Sachsen in die Schäfereien, woran außer mir noch sechs Studenten Theil nahmen und nach deren Beendigung man einstimmig erklärte, daß man sehr viel gelernt habe. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft von Schulze's Eltern, von seinem Vater und seiner Stiefmutter, die er beide in hohen Ehren hielt. Unser Professor sah seinem Vater sehr ähnlich, hatte auch sonst viel vom Wesen des Vaters geerbt, nur war unserem Schulze einiges fremd, was sein Vater besaß; dazu gehörte namentlich die Launenhaftigkeit des letztern. Er konnte leicht verstimmt werden und oft wegen Kleinigkeiten; doch wer

ihn richtig zu behandeln wußte, stimmte ihn schnell wieder um. Heute aber, am 1. April 1831, hatte er die beste Laune und führte uns, als wir Nachts in Görisch ankamen, aufs freudigste in sein Haus ein. Der 2. April war gerade kein Frühlingstag, denn es hatte des Nachts etwas geschneit, und es wehte ein scharfer Nordost, aber er zeigte uns doch einen wolkenlosen Himmel, und die Sonne schien warm. Um uns zu überraschen, führte uns Schulze der jüngere hinten an dem Granitberge herum, so daß wir plötzlich ins Freie auf die Bergspitze traten und das schöne Elbthal mit seinem breiten wogenden Strome erblickten, dessen Spiegel in tausend Sternenblitzen den Sonnenschein wiedergab. Ich jubelte laut auf vor Entzücken, und Schulze drückte mir vergnügt die Hand. Wo Schulze Gelegenheit fand, zu erfreuen, so versäumte er sie nie. Im Weinkellergebäude, der s. g. Presse, empfingen uns Schulze's Eltern, und der alte Herr hatte im Keller sein Vergnügen mit uns. Da lagen wohl über 5000 Thaler Wein in großen Fässern, und der alte Herr sah's nun darauf ab, uns durch Anpreisung schlechter Jahrgänge anzuführen. Im Keller wurde sehr viel gelacht, beim solennen Frühstück vom besten Elfer getrunken; ich brachte das Wohl unserer verehrten Wirthin aus, und dann gings nach Görisch zurück." Von jeder dieser Reisen kehrten sämmtliche Studirende mit dem Bewußtsein heim, den Schatz ihres Wissens bereichert und im Zusammensein mit dem geliebten Lehrer glückliche Tage verlebt zu haben.

Zu den Unterrichts- und Direktorialgeschäften kam der Umgang mit den einzelnen Studirenden, das Eingehen auf ihre persönlichen Interessen und Bedürfnisse. Bei Schulze war den jungen Leuten gegenüber von keinem vornehmen Professorenton, von keinen steifen Ceremonialbesuchen, von keinen officiellen Empfangsstunden die Rede. Zu jeder Tagesstunde war er jedem zugänglich, jedem nur irgend erfüllbaren Wunsche und Anliegen kam er mit Freundlichkeit entgegen. Das Verhältniß zu seinen Institutsmitgliedern hatte etwas Familienhaftes, sein von Wohlwollen durch und durch erfülltes Gemüth umfaßte sie alle mit väterlicher Liebe. Jeder einzelne war ihm für seine ganze Lebenszeit ans Herz gewachsen. Sein Institut war ihm in der That nur ein erweiterter Familienkreis. Seine Gattin war ihm die treueste Gehülfin in seinem anstrengenden Berufe; sie lebte, wie er, ganz für die Anstalt, deren Aufgabe sie mit klarem Verstand aufzufassen wußte. Obgleich vielfach kränkelnd, besonders seit ihrer Niederkunft mit einem zweiten Kinde, einem Töchterchen — Luise, — war sie doch unermüdlich thätig, den Gatten in allen seinen Bestrebungen zu unterstützen. Von Mutter Griesbach hatte sie den hülfreichen Sinn, die thätige Liebe für andere Menschen geerbt. Von ihrem

Krankenbette aus sorgte sie für andere Kranke, und besonders wird mancher der jungen Männer, der in der Fremde, getrennt von seinen Eltern, krank darnieder lag, sich der werkthätigen Freundlichkeit erinnern, die er von Schulze's Gattin erfahren hat.

Seit dem Jahre 1830 fand Schulze in einem seiner Schüler einen Gehülfen und Freund, der ihm für seine ganze Lebenszeit als Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werk treu zur Seite blieb.

Dr. Christian Eduard Langethal (geb. 1806 zu Erfurt) hatte 1830 schon seinen naturwissenschaftlichen Cursus an der Universität zu Jena vollendet, als er in das Institut trat, um sich unter Schulze's Leitung in den Cameralwissenschaften auszubilden. Langethal war schon damals ein ausgezeichneter Pflanzenkenner und von einem seltenen Lehrtalente, welches er, als vieljähriger Schüler der trefflichen Erziehungsanstalt zu Keilhau bei Rudolstadt, auszubilden Gelegenheit gehabt hatte. Durch die Biederkeit seines Charakters, die frische Natürlichkeit seines Wesens und den Reichthum seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse wurde er Schulze immer werther. Ganz wie von selbst verwandelte sich nach und nach das Verhältniß des Studirenden in das eines Gehülfen und Mitarbeiters; er wurde seit 1831 Schulze's Amanuensis, zog ganz in sein Haus, übernahm die Ordnung und Beaufsichtigung der Sammlungen, leitete die Excursionen und begann am Institut privatissime Vorlesungen über landwirthschaftliche Botanik und Mineralogie zu halten. Er blieb von nun an der unzertrennlichste Gefährte Schulze's und eine wichtige Stütze seiner Anstalt. So oft wie möglich sah damals Schulze die Institutsmitglieder im Familienkreise bei sich. „An einem Sommerabend — erzählt Langethal aus jener Zeit — stiegen sämmtliche Mitglieder des Instituts zu Schulze's Wohnung hinauf und versammelten sich in seinem Empfangszimmer, was noch groß genug war, sie zu fassen. Schulze hatte seine Studenten zu einem Abendessen eingeladen und öffnete ihnen die Thüre seiner Familienwohnung. Wir erblickten in der großen Stube seine junge Frau auf dem Sopha. Die beiden kleinen Kinder, mit welchen sie sich beschäftigt hatte, nahmen vor uns schleunig die Flucht und verschwanden im Nebenzimmer. Schulze's Frau war eine höchst anmuthige, liebliche Erscheinung, schien etwas leidend zu sein, doch sah man ihr das nicht im Gesicht, noch in ihren Bewegungen an. Sie war munter und unterhaltend, doch sagte mir Schulze, sie kränkele schon seit drei Jahren und er sei sehr besorgt um sie. Wir verbrachten einen sehr heitern Abend und trennten uns spät. Ueberhaupt war Schulze in seinen Erholungsstunden heiter und ein Freund von Musik. Obschon ihm die Natur keine Stimme verliehen hatte, liebte er dennoch den Gesang

ungemein. Oft bat er uns auf Excursionen, ein Lied anzustimmen, weil er versichert sein konnte, daß nur gute Lieder von uns gesungen wurden und daß wir im Stande wären, den Gesang rein und mehrstimmig auszuführen. Ebenso hatte er heitere Gespräche nicht ungern und liebte es, in geselliger Unterhaltung mit uns zu scherzen." Aber zu denjenigen seiner Schüler, die ihm am nächsten standen, sprach er auch bisweilen über seine heiligsten Lebensansichten, so sagte er zu Langethal: „Sehen Sie, der Mensch steht in dreifachen Verhältnissen: Er ist zuerst ein Glied der Menschheit, und als solches muß er sich bethätigen, als Christ in echter Frömmigkeit, welche von Herzen kommt und nicht von den Lippen. Sie wissen, ich mag die Menschen der letztern Art nicht leiden. Zweitens ist er Staatsbürger, und das muß er bethätigen durch Achtung vor dem Gesetz und durch Gemeingeist. Drittens ist er aber auch Glied der Familie, und hier soll er sich zeigen in Einfachheit der Sitten und moralischem Lebenswandel. Im Familienleben unterscheiden sich die germanischen Völker von den romanischen. Betrachten Sie das heillose Familienleben der Franzosen und Italiener und vergleichen Sie es mit dem Familienleben der germanischen Völker, so werden Sie es bestätigt finden. Darum müssen wir deutsche Sitte in unserem Familienleben zu wahren und zu erhalten suchen und alles verruchte Wesen, was von Frankreich zu uns kommt, abhalten. Das gute Familienleben ist das Palladium für uns Deutsche; fällt das, so fällt alles." Aber wie Schulze sprach, so handelte er auch. In Stadt und Land galt er als Muster eines Familienvaters und in dieser Eigenschaft sprach sich so recht sein deutscher Charakter aus. Selbst für andere ihm untergeordnete Hausväter übte er, aus Rücksicht für ihre Familie, die größte Nachsicht, so lange sie möglich war. Wenn man ihm bei Klagen über irgend einen sagte: „Schaffen Sie den Mann doch fort!" so antwortete er: „Ja, Sie haben recht, aber die Frau und die Kinder dauern mich, ich will es noch einige Zeit mit ihm ansehen."

Von seinen Mitbürgern wurde Schulze allgemein verehrt wegen seines Gemeinsinnes, womit er sich an allen öffentlichen Angelegenheiten der Stadt und des Landes betheiligte. Wie streng er aber in der Befolgung der Gesetze war, dafür mag folgendes Beispiel dienen. Der Arzt hatte seiner Frau, die schon in mancherlei Bädern mit geringem Erfolge gewesen war, Franzensbad bei Eger empfohlen. Schulze begleitete sie dorthin, und wie er wieder zurückkam, erzählte er Langethal: „Denken Sie sich, wie es uns gegangen ist. Als wir an die österreichische Grenze kamen, war es schon Nacht; es regnete und war kalt. Wir mußten 2½ Stunden in einer kalten Stube warten. Alle

wurden abgefertigt, nur wir nicht, und meine arme Frau klapperte vor Frost." „Aber warum haben Sie denn dem Mauthbeamten kein Geldstück in die Hand gedrückt, der hat doch nur darauf gewartet." „Mein Gott, Langethal — sagte er — wie können Sie das mir rathen, das hieße ja die Gesetze umgehen und den Staat betrügen." Schulze pflegte oft zu sagen: „Alle Hintergehungen des Staates sind verwerflich, denn es sind entweder grobe Betrügereien, wie das Paschen, oder feine, wie das falsche Angeben des Vermögens bei der Besteuerung; sie entspringen aus Immoralität und Mangel an Gemeinsinn. Nun aber brandmarkt man eben doch Betrügereien gegen den Einzelnen, unter welchen nun der Einzelne leidet und beschönigt die Betrügereien gegen den Staat. Sie sehen aber, um wie viel mehr man die letzteren brandmarken sollte, denn sie gereichen allen zum Nachtheile." Es wird in der That wenige Menschen geben, die ihren Grundsätzen mit solcher Strenge im Leben bis ins kleinste treu bleiben.

Schulze's hingebende Thätigkeit für seine Anstalt wurde durch deren, von Jahr zu Jahr wachsende Blüthe und durch die Liebe und das Vertrauen seiner Schüler, die bereits aus weiter Ferne durch Schulze's Ruf nach Jena gezogen wurden, reichlich belohnt. Besonders strömten ihm bald aus den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands die strebsamsten Jünglinge zu, die seit dieser Zeit immer ein tüchtiges Element seiner Anstalt bildeten.

Der erste Ankömmling aus jenen Landen war Karl von Hueck, dem bald seine Freunde, die Freiherrn v. Mohrenschildt, v. Stackelberg und viele andere nachfolgten. In Dr. Karl von Hueck, Erbherrn auf Munalas in Esthland, gewann Schulze einen seiner treusten Freunde, der ihm, wie Langethal, bald als Mitarbeiter zur Seite trat und dann, bis zu Schulze's Lebensende, mit ihm und seiner Familie im innigsten Freundschaftsbunde blieb.*)

„Das lebhafte Interesse — sagt Schulze — für eine höhere Bil-

*) Von ihm sagt Schulze in seinen geschichtlichen Mittheilungen: „Meinem geliebten Schüler und hochgeehrten Freunde Dr. Karl von Hueck sage ich für die Verdienste, welche er sich um die Akademie erworben, öffentlich meinen Dank. Seine Tüchtigkeit im landwirthschaftlichen Fache und seinen edlen Gemeingeist hat er auch später in seiner Heimath in ausgezeichneter Weise bewährt. Seine Wirthschaft zu Munalas wird als Musterwirthschaft in weiten Kreisen angesehen und vielen seiner Nachbarn ist er ein berathender Freund. Im J. 1845 veröffentlichte er eine Beschreibung seiner Wirthschaft unter dem Titel: „Das Gut Munalas in Esthland und meine Bewirthschaftung desselben. Mit besonderer Berücksichtigung der landw. Verhältnisse Esthlands geschildert. Reval 1845."

dung, welches die große Mehrzahl der Institutsmitglieder bethätigte, ihre Empfänglichkeit für die leitenden Ideen meiner Nationalöconomie, das Verhältniß des gegenseitigen Vertrauens, in welchem ich zu ihnen stand und die Entwickelung eines akademischen Geistes in der Anstalt, ermuthigten mich außerordentlich. — — Mein Institut unterschied sich wesentlich von allen damals bestehenden landwirthschaftlichen Lehranstalten dadurch, daß es mit dem naturwissenschaftlichen Studium das nationalöconomische verband und so bemüht war, durch Streben nach der höchsten Bildung des Landwirths, sich als ein würdiges Glied am Organismus einer durch ihren wissenschaftlichen Geist hochberühmten Universität zu bewähren."

Das schnelle Aufblühen des Schulze'schen Instituts war auch auswärtigen Regierungen nicht entgangen. Im J. 1826 sprach der Freiherr von Altenstein, welcher Schulze seit 1821 niemals aus den Augen verloren, abermals in einem eigenhändigen Schreiben den Wunsch aus, daß Schulze in preußischen Staatsdienst treten und sein in Jena gegründetes Institut auf eine preußische Universität verlegen möge. Schulze erklärte, daß eine in der Mitte Deutschlands liegende preußische Universität, besonders Halle, sich dazu am besten eignen würde, machte sich jedoch zur Annahme eines Rufes keineswegs verbindlich. Im folgenden Jahre wurde Schulze die Direktion des neuzuerrichtenden, mit der Forstakademie zu verbindenden landwirthschaftlichen Instituts zu Tharand angetragen. Den vortheilhaftesten Ruf erhielt er von Seiten der russischen Regierung, welche eine landwirthschaftliche Akademie mit der Universität Dorpat zu verbinden beabsichtigte. Mit der großartigen Liberalität, mit welcher diese Regierung auswärtigen Gelehrten entgegenzukommen pflegt, wurde ihm ein glänzender Gehalt (2500 Thlr.), der Rang eines kaiserlichen Staatsraths, der Erbadel, Fortbezug des vollen Gehaltes als Pension nach 25 Jahren und eine ansehnliche Wittwenversorgung für den Fall angeboten, daß er die Gründung und Leitung einer derartigen Akademie übernehmen würde. So sehr ein derartiges Anerbieten von einer mächtigen auswärtigen Regierung Schulze, als eine ehrenvolle Anerkennung seiner Bestrebungen, erfreute, so schwankte er doch keinen Augenblick, diesen Ruf abzulehnen und zwar schon aus dem Grunde, weil sein ganzes Wirken ein deutsch patriotisches war, welches auf fremdem Boden nicht gedeihen konnte. Weder Geld noch äußere Ehre waren bei ihm die entscheidenden Triebfedern; nur in dem Gedanken, daß er von seinem Standpunkt aus für das deutsche Vaterland wirken, durch höhere Ausbildung des landwirthschaftlichen Standes das deutsche Gesammtleben fördern könne, sah er den Werth seiner ganzen

Bestrebungen, wenn dieselben auch scheinbar noch so weit von solchen Ideen ablagen und nur den nächsten materiellen Zwecken zu dienen schienen. Uebrigens war ihm seit 1826 die ordentliche Professur der Staats- und Cameralwissenschaften, die seit Sturms Abgang unbesetzt geblieben war, übertragen worden, so daß auch seine äußere Stellung zu Jena eine befriedigende genannt werden konnte. Wie sehr seine manchfaltigen Lehr- und Direktorialgeschäfte ihn in Anspruch nahmen, zeigt der Umstand, daß er, trotz dadurch verursachter Geldverluste, seine Habilitationsschrift erst drei Jahre nach seiner Ernennung im Sommer 1829 erscheinen lassen konnte. Dieselbe bildet den zweiten Theil seiner Antiquitates rusticae und handelt über das Wirthschaftssystem der alten Römer: „de ordine, ex quo Romani agros coluerunt.“ Seine Habilitationsrede hielt er am 3. Juli 1829 „de oeconomicis facultatibus in Germaniae academiis constituendis.“ Da die Rede nach der Bestimmung der Statuten lateinisch gehalten werden mußte, so fand sie in den öconomischen Kreisen wohl kaum diejenige Beachtung, welche ihrem Inhalt gebührt hätte. Schulze entwickelt hier in großen Grundzügen aus dem ganzen Organismus der Wissenschaft, daß naturgemäß zu den bestehenden vier Fakultäten eine fünfte, die öconomische, zu treten habe und als ebenbürtige Größe, neben den übrigen Fakultäten, dereinst anerkannt werden müsse, indem sie alle die Lehren zu umfassen habe, welche sich mit der öconomischen Thätigkeit der Menschen, sowohl der staats- wie der privatwirthschaftlichen, beschäftigen.

Je mehr Schulze mit seinem ganzen Streben in dem Geiste der jenaischen Universität wurzelte, je fester ihn freundschaftliche Bande an die besten Männer der Hochschule fesselten, unter denen ihm besonders Fries, sein Lehrer und Meister in der Philosophie, Karl Hermann Scheidler, der allseitige Gelehrte, der ritterlich patriotische Charakter, Eduard Schwarz, der freisinnige Theolog und berühmte Kanzelredner, der geistvolle Alterthumsforscher Göttling, die Mediciner Stark und Huschke, am nächsten standen, um so ferner lag ihm der Gedanke, das geliebte Jena einmal zu verlassen. Da erging an ihn ein Ruf, welchem Folge zu leisten er für Pflicht hielt, weil sich ihm durch denselben die Aussicht eröffnete, den Plan, den er sich zur eigentlichen Lebensaufgabe gemacht, in einer großen Staatsanstalt in Preußen zu verwirklichen.

Eldena.

1834—1839.

1. Erste Verhandlungen über Eldena.

Im August 1832 traf ganz unerwartet der Rittergutsbesitzer Dr. Cranz von Brusenfeld, der Jugendfreund und Vertraute des Staatsministers von Altenstein, bei Schulze ein. Er war vom Ministerium ausgeschickt, um die höhern Lehranstalten Deutschlands in Augenschein zu nehmen und bei dieser Gelegenheit einen Direktor für das landwirthschaftliche Institut zu suchen, welches man zu Eldena, einem der Universität Greifswald gehörigen Gute, zu errichten beabsichtigte. Er erklärte Schulze nach kurzem Zusammensein, „daß er ihm, unter allen, die er bereits in seinem Auftrage gesprochen, am besten gefalle; er sei der letzte auf seiner Reise, den er in dieser Angelegenheit besuche. Es habe ihm keiner der früheren recht zugesagt und gerade hier in Jena, wo er es am wenigsten erwartet habe, finde er ganz, was er suche, er werde ihn dem Ministerium dringend empfehlen."

Freilich war das, was man in Eldena zu errichten beabsichtigte, weit entfernt von Schulze's Ideal einer landwirthschaftlichen Lehranstalt. Man wollte ein landwirthschaftliches Institut errichten, mit wesentlicher Berücksichtigung der Provinz Pommern, mit einer schulmäßigen Disciplin für die Zöglinge. Man wählte Eldena nur deshalb, weil dies Gut der Universität Greifswald gehört und man aus den ersparten Universitätsgeldern den Fonds für die Errichtung einer solchen Anstalt nehmen wollte. Man meinte, „die Zöglinge der Anstalt wohnen, ohne Studenten zu sein, in der Stadt, empfangen von den Professoren der Universität und von dem neu zu berufenden Cameralisten, welcher das Direktorium der Schule enthält, Privatunterricht und gehen wöchentlich zweimal Nachmittags im Sommer auf das Gut Eldena zur Besichtigung der Gutswirthschaft und zum Behuf der praktischen Demonstrationen." Als Cranz nun Schulze diesen Plan vorlegte und ihn fragte, ob er wohl geneigt sein würde, die Einrichtung und Leitung einer solchen Anstalt zu übernehmen, so sprach dieser ganz offen seine Ansicht dahin aus, daß er die ganze Auffassung für eine durchaus kleinliche und untergeordnete halte. Wolle man bei Gründung einer solchen Anstalt wirklich etwas Großes und Fruchtbringendes schaffen, so dürfe man nicht blos Pommern, ja nicht einmal blos den preußischen Staat im Auge haben; eine derartige Anstalt könne nur dadurch eine höhere Be-

deutung gewinnen, wenn sie für ganz Deutschland bestimmt sei, wenn sie von ächt akademischem Geiste getragen, sich die Aufgabe stelle, das gesammte deutsche wirthschaftliche Leben wissenschaftlich zu fördern und sittlich zu veredeln. „Ich erklärte mich — sagt Schulze — zur Uebernahme nur dann bereitwillig, wenn ich erwarten dürfe, daß die meinem hiesigen Institute zu Grund gelegte Idee dort im weitern Kreise ausgeführt werden sollte und könnte, äußerte jedoch Bedenken in Bezug auf die Wahl des Ortes, indem ich meinte, daß anderwärts die äußern Verhältnisse für eine solche Akademie weit günstiger sein würden, als in Greifswald. In den darauf folgenden schriftlichen Verhandlungen sprach ich mich über jene Idee ausführlich aus und erklärte insbesondere, daß meine Bestrebungen nicht blos auf Förderung der rationellen Landwirthschaft im gewöhnlichen Sinne, sondern auch auf sittliche Veredlung des wirthschaftlichen Volkslebens, in Bezug auf Privat- und öffentliche Verhältnisse, gerichtet, auch daß universitätsmäßige Einrichtung der Studien und des geselligen Studentenlebens, Verbindung der Landwirthschaft mit Staatswirthschaft und nationalöconomische Grundlegung der staats- und landwirthschaftlichen Studien, wesentliche Bedingungen für die Erreichung dieses Zweckes seien. Darüber mich bestimmt und speciell zu erklären, schien mir um so nöthiger, weil der Plan, welchen man mir mittheilte, von jenen sittlichen und nationalöconomischen Bestrebungen nichts enthielt und in disciplinarischer Hinsicht ein strenger Schulzwang angenommen war. Bei dem damaligen Zustande des öffentlichen Lebens in Deutschland meinte ich, daß diese Erklärung in Berlin Anstoß finden und man mich mit meinen Ideen von Sittlichkeit, Freiheit, Volks- und Staatsleben, in Jena lassen würde."

Es war die Blüthezeit der Demagogenuntersuchungen, wo die Kamptz und Rochow den Gedanken der deutschen Einheit mit der grausamen Geschäftigkeit spanischer Inquisitoren verfolgten, wo die Verurtheilungen zahlloser unschuldiger Jünglinge einen trüben Schatten auf die Ehre des preußischen Staates warfen. Gerade darum glaubte Schulze mit seinen Ansichten um so offener heraustreten zu müssen. Er stellte deshalb den nationaldeutschen Gedanken, die Veredlung und Erhebung des deutschen Volks- und Staatslebens, welcher auch die Wirthschaftswissenschaft in letzter Instanz zu dienen habe, an die Spitze seines Glaubensbekenntnisses. Aber Schulze hatte sich in dem Erfolge seiner Erklärung getäuscht; er hatte geglaubt, sich in Berlin durch dieselbe unmöglich gemacht zu haben, während er sich gerade dadurch Altenstein's Herz gewonnen hatte. Trotz aller Gegenbestrebungen der Dunkel-

männer, trotz aller Intriguen der Rückschrittspartei, hielt dieser hochherzige Staatsmann geistige Freiheit für die Lebensluft der deutschen und preußischen Universitäten. Vorsichtig und klug wußte er selbst in dieser Zeit trotz aller Hindernisse das preußische Unterrichtswesen im Geiste des Fortschrittes weiter zu entwickeln und Preußen in dieser Beziehung zum Vorbild für ganz Europa zu machen.

Einem so denkenden, philosophisch durchgebildeten Geiste, wie Altenstein, mußte Schulze's rückhaltloser Freimuth ebenso zusagen, wie dessen höhere wissenschaftliche Auffassung des wirthschaftlichen Lebens.

In ihm hatte er ganz den Mann gefunden, den er brauchte und den er für Preußen zu gewinnen fest entschlossen war. Nach einigen Wochen traf ein zweiter Commissarius, der Geheime Ober-Regierungsrath Behrnauer, in Jena ein, welcher mit Schulze weiter verhandeln sollte. Behrnauer theilte ihm mit, daß die Anstalt ein doppeltes Direktorium erhalten solle, den öconomischen Theil werde Dr. Cranz übernehmen, für das Cameralfach und das Studiendirektorium sei Schulze vom Minister ausersehen. Gegen ein solches Doppeldirektorium erklärte sich Schulze aufs entschiedenste: „unter einem solchen könne die Anstalt nicht gedeihen, nur Einer dürfe herrschen, zumal bei Errichtung einer so durchaus neuen Anstalt."

Auf eine Aufforderung Altenstein's reiste Schulze, zur Ausgleichung der verschiedenen Ansichten, im Herbst 1832 nach Berlin. Er kam nach einem einwöchentlichen Aufenthalt daselbst nach Jena zurück und sagte zu Langethal: „Hören Sie, wie es da zuging. Meine Ansichten über die Einrichtungsweise eines solchen Instituts fanden gleich von vorn herein beim Minister Altenstein und bei seinen Räthen Beifall; aber der Anstoß war das doppelte Direktorium, was der Minister wegen seines Freundes Cranz durchaus wollte und was ich nicht zugeben konnte, wobei ich fast alle Räthe auf meiner Seite hatte. Zuletzt gab der Minister nach. Als ich nun auf seinem Zimmer meine letzte Unterredung mit ihm hatte, die vertraulich war, stand er am Fenster und zupfte an einem Geraniumstöckchen. Endlich wandte er sich an mich und sagte: lieber Herr Professor, ich sehe ein, daß Sie recht haben, ein doppeltes Direktorium schadet der Anstalt. Aber es schmerzt mich sehr, meinen lieben Jugendfreund Cranz bei Seite geschoben zu sehen. Könnten Sie es denn nicht möglich machen, ihm ein Plätzchen in Eldena einzuräumen? — — — Das hat mir vom Minister sehr gefallen, denn darin zeigt er auch den Mann mit treuem Herzen, er wollte seinen Freund nicht fallen lassen! Ich sagte zu ihm: Excellenz, soll unser Werk gelingen, so müssen hierbei alle persönlichen Rücksichten schweigen. Ich selbst habe

mich nicht zum Direktorium gedrängt, soll ich es aber übernehmen, so muß ich auch für den Erfolg verantwortlich sein. Daher kann ich nicht anders als sagen, daß bei der Einrichtung des Instituts ich nur allein walten muß, wenn der Erfolg gut sein soll. Aber lassen Sie der Sache Zeit, sobald wir mit der Einrichtung fertig sind und unser Institut blüht, dann wird es möglich sein, daß wir dem Herrn Dr. Cranz einen ihm angemessenen Platz geben. Damit war der Minister zufrieden. Aber in Betreff des Ortes der Anstalt konnte ich keine Veränderung erreichen. Die Universität Greifswald hat nämlich sehr viel Vermögen, aber wenig Studenten. Nun will man einen Theil ihres Vermögens zur Errichtung einer landwirthschaftlichen Lehranstalt verwenden, um die Frequenz zu heben. An andern Universitäten hat man kein Geld dafür, ich mußte also in dieser Beziehung nachgeben, habe aber um so mehr Gewicht darauf legen können, daß Sie und Hueck mit mir kommen dürfen. Die Sache ist nicht ganz ohne Schwierigkeiten abzuthun, denn Hueck ist Ausländer und Ihnen steht der Botaniker Hornschuch im Wege, aber der Herr Minister hat mir versprochen, die Sache durchführen zu wollen. Seien Sie unbesorgt, Sie gehen mit mir. Es ist das eine Bedingung, die ich stelle und ohne deren Genehmigung ich nicht nach Eldena gehe. Soll ich ausführen, was ich will, so muß ich treue Freunde um mich haben, die mich ganz verstehen und auf die ich mich verlassen kann. Nun wollen wir nur recht zusammenhalten, aber leid thut es mir, daß ich jetzt mein System der Nationalöconomie wie ich wollte, nicht anfangen kann. Meine Gedanken sind immer in Eldena, ich finde keine Ruhe."

Der ganze Winter 1832—33 ging mit schriftlichen Verhandlungen über Specialien hin. Endlich wurde man in allem einig. Schulze's ganzer Organisationsplan wurde angenommen*), der Gedanke einer landwirthschaftlichen Specialschule, wie man ihn anfangs im Sinne gehabt hatte, wurde aufgegeben und die neu zu errichtende Anstalt wurde nach Schulze's Vorschlag „staats- und landwirthschaftliche Akademie" benannt, wodurch einerseits die Verbindung der Landwirthschaft mit Nationalöconomie und Staatswirthschaft, andererseits der universitätsmäßige Charakter der neuen Anstalt bezeichnet werden sollte. Auch versprach man Schulze, daß, um des einheitlichen Geistes willen, niemand in Eldena als Lehrer angestellt werden solle, den er für

*) Dieser dem Ministerium vorgelegte erste Organisationsplan ist wichtig für die Geschichte der landwirthschaftlichen Akademien in Preußen, weil derselbe, freilich manchfach modificirt, später allen andern landw. Akademien zum Muster diente.

ungeeignet halte, ja man sagte ihm zu, daß man nur solche Männer berücksichtigen würde, die er vorschlage, soweit dies mit den preußischen Gesetzen vereinbar sei. Schulze sagte: „Sie thun in Berlin alles mögliche, ich muß fort, so leid es mir auch thut.“ Im Juli 1833 kam die vom König vollzogene Vocation. Schulze war darüber wiederum erfreut und betrübt zugleich; das letztere, weil er nun die Abschiedsstunde von seinem liebgewordenen Jena heranrücken sah. Es lag ganz in seinem Wesen, daß er auch jetzt noch immer zögerte und alle Bedenken erwog, die in ihm auftauchten. Bis jetzt hatte er nur auf die Sache geschaut, nun aber richtete er seinen Blick auch auf die Familie und seine eigene Person. Wird's nicht der Gesundheit meiner Frau schaden, wenn ich mit ihr nach Pommern gehe? — so frug er sich, aber der Arzt erklärte, daß dieser Wechsel ihr eher förderlich als nachtheilig sein werde. Wird mir selbst der Ort meiner Wirksamkeit gefallen? — frug er sich weiter und weil ihm das niemand beantworten konnte, erklärte er Langethal: „Wir wollen in der Sache nicht voreilig sein. Ich nehme den Ruf bedingungsweise an, reise in den Ferien nach Pommern, sehe mir Land und Leute an, und gefallen sie mir, so werden sie auch Ihnen wohl gefallen. Dann gehe ich über Berlin zurück, mache die Sache fest oder gebe sie ganz auf; denn entscheiden muß ich mich jetzt. Aber darauf verlassen Sie sich, wohin ich gehe, dahin gehen Sie auch.“

In den Herbstferien 1833 reiste Schulze zum erstenmal nach Pommern. Es war gerade ein wunderbar schöner Herbst, in welchem sich jene norddeutschen Gegenden am Strande des Meeres am vortheilhaftesten ausnehmen; Schulze durchflog, fortwährend vom heitersten Himmel begünstigt, Neuvorpommern und Rügen, Land und Leute machten ihm den günstigsten Eindruck. Am 1. October 1833 traf er in Greifswald ein und schrieb von da seiner Gattin: „So bin ich nun hier in der Gegend, welche unsere neue Heimath werden wird. Die ersten Worte, welche ich hier schreibe, sollen an Dich gerichtet sein, meine heißgeliebte beste Frau, so wie ich mit dem Gedanken an Dich hier ankam. Von Brusenfeld hierher fuhr ich mit Extrapost, eine Stunde von hier ließ ich Abends 5 Uhr den Postillon links abfahren; wir kamen durch den Elisenhain*) und von da nach Eldena. Mit welchen Erwartungen ich dahin gefahren und mit welchen Empfindungen ich die Gegend besehen habe, kannst Du dir denken. Meine Erwartungen sind wirklich übertroffen worden, aber sie waren auch sehr gering. Die Gegend

*) Ein in der Nähe von Eldena gelegener prachtvoller Buchenwald, der Hauptvergnügungsort der Greifswalder.

ist freilich eben, aber reich an Bäumen und Wäldern, fruchtbar, und der Anblick des Meeres hat wirklich viel Erhebendes. Als ich vom Pachter geführt, den Platz besah, wo unser Haus stehen wird, erblickte ich, um eine Gartenmauer kommend, plötzlich den Meeresspiegel. Mein Inneres wurde auf eine ganz besondere Weise bewegt, der Gedanke an die Ewigkeit und der Wunsch, daß Du gegenwärtig sein möchtest, waren die vorherrschenden Gefühle in mir. Das schöne Wetter an diesem Tage war der Gegend sehr günstig. Besonders freute ich mich Deinetwegen über die stille Luft am Meere, über den reinen Himmel und über die Bejahung Deiner Frage: wächst auch Wein dort? Der Pachter zeigte mir mehrere große Stöcke an seinem Hause mit reifen Trauben. Die ersten Weinbeeren in diesem Jahre habe ich somit in Eldena gegessen. Sonderbar ist es, daß gerade heute unsers Ministers von Altenstein Geburtstag ist. Ich habe viel an diesen vortrefflichen Mann gedacht. Gott gebe, daß er noch lange unser Vorgesetzter bleibe. — — — Ich werde heute Abend wiederholt mit der zärtlichsten Liebe an Dich, meine Bertha, und unsere geliebten Kinder denken und Gott mit ganzer Seele bitten, daß er Euch alle mit Gesundheit beglücken und uns hier ein Leben gewähren möge, das für uns gut ist." Besonders machten das Meer, was Schulze zum erstenmal in seinem Leben sah, und die prachtvollen Buchenwälder von Pommern und Rügen auf ihn einen tiefen Eindruck. So schrieb er von Stubbenkammer auf Rügen: „So eben komme ich vom Königsstuhl, wo ich bei gestirntem Himmel in die offene See hinabschaute. Erst heute habe ich von hier den Anblick des Meeres in vollem Maße genießen können und mich daran hoch erfreut. Gestern reiste ich von Greifswald nach Putbus, um den Fürsten zu sprechen*), fand ihn aber nicht zu Hause, übernachtete in Bergen, fuhr heute hierher, besuchte Nachmittags den in melancholisches Dunkel gehüllten Herthasee und den Burgwall der Herthaburg. Ich trennte mich einige Minuten von meinem Führer, um mich recht ungestört der Erinnerung an unsere deutsche Urzeit hinzugeben. Es gewährte mir einen ganz eigenen Genuß, an diesem Orte die berühmte Stelle des Tacitus zu lesen, die auf diesen See bezogen wird. Ich will den Kindern dies alles genau beschreiben, auch von den Hünengräbern erzählen, welche in Rügen in Menge sind. Dem Hermann bringe ich ein steinernes Beil mit, welches in einem solchen Grabe gefunden

*) Fürst Malte von Putbus war Kanzler der Universität Greifswald, er wendete der neuen Anstalt ein besonderes Interesse zu und unterstützte Schulze in seinen Bestrebungen nach Kräften.

wurde. Morgen will ich über Arcona bis Gingst fahren, in Altenkirchen Malchen Baier besuchen, übermorgen über Stralsund nach Greifswald zurückkehren. Die Menschen gefallen mir in Pommern und Rügen außerordentlich. Ich habe sie mir ganz anders gedacht. Ich habe hier so viele herzliche, gebildete und liberale Männer kennen gelernt, daß ich meine Ansichten von hiesiger Gegend in dieser Beziehung ganz geändert habe. Viele interessiren sich sehr für unsere Anstalt und freuen sich auf unsere Ankunft. Alles, alles ist gut, wenn nur Dir der Aufenthalt zusagt, Geliebte meiner Seele — dies ist meine stete Sorge, Tag und Nacht denke ich daran."

Von Eldena reiste Schulze nach Berlin, wo es noch viel zu verhandeln und zu besprechen gab. Schulze schrieb am 20. October: „Heute um 3 Uhr conferire ich abermals mit dem Minister und speise dann mit ihm. Ich habe noch sehr viel zu sprechen, zu schreiben, kämpfen und laufen. Der schwierigste Punkt ist, daß Cranz, nachdem das Mitdirektorium beseitigt ist, fortdauernd Ministerialcommissar werden und eine Art von Oberdirektion haben will und daß der Minister ganz dafür ist. Darauf lasse ich mich aber durchaus nicht ein. Die Geheimen Räthe, besonders Behrnauer und Schulze, sind ganz meiner Ansicht. Geben Altenstein und Cranz nicht nach, so bleiben wir in Jena. Ihre projektirte Einrichtung wäre nicht blos gegen meine Ehre, sondern auch höchst gefährlich für das Institut. Cranz ist nicht praktisch genug, hat immer neue Pläne im Kopfe und baut in die Luft. Uebrigens ehre und schätze ich Cranz fortdauernd als Menschen und werde persönlich mit ihm gut durchkommen. Er hat vieles, fast alles nachgegeben."

So fest und entschieden war Schulze's Standpunkt. Da ihn weder geldliche Vortheile, noch äußerer Ehrgeiz lockten, so war er fest entschlossen, in Jena zu bleiben, wenn man der Ausführung seiner Pläne, der Verwirklichung seiner Ideen unbesiegliche Hindernisse in den Weg legen würde. Sein ganzes Streben galt nur der Sache, nicht seinem persönlichen Interesse. Um so mehr mußte er sich, vor seinem definitiven Eintritt in den preußischen Staatsdienst, die Selbstständigkeit seiner Stellung nach allen Seiten hin wahren. Sollte er die Verantwortlichkeit für das Gedeihen der völlig neu zu gründenden Akademie übernehmen, so durfte ihm keine Immediatcommission, keine Oberdirection die Hand binden; er mußte allein Leiter einer Anstalt bleiben, deren Geist und Richtung sein eigenster Gedanke war.

Aber gerade diese Selbstständigkeit Schulze's, in welcher sich sein reines Interesse für die Sache unverkennbar aussprach, im-

ponirte dem Minister und bestimmte ihn auch, seine persönlichen Lieblingswünsche in Betreff seines Freundes Cranz der Sache zu opfern.

Altenstein war so von der Wichtigkeit der neu zu gründenden Anstalt durchdrungen, daß er mit Schulze fast täglich persönlich verhandelte. Die Stunden vertraulicher Berathung, die Abende, die er im anziehenden Zwiegespräch mit dem hochgesinnten Staatsmann zubrachte, blieben ihm für sein ganzes Leben eine herzerhebende Erinnerung. Dem Minister Altenstein standen wissenschaftlich hochgebildete Männer als Ministerialräthe zur Seite, vor allem die Geheimen Räthe Nicolovius, Johannes Schulze und Keller, welche Schulze mit Rath und That unterstützten, ihm Muth zusprachen und persönlich förderten. Besonders freundliche Aufnahme wurde ihm in des eben so geistvollen, als wahrhaft freisinnigen Geheimen Raths Keller Familie zu Theil, in dessen gastlichem Hause er von nun an immer die angenehmste Erholung nach seinen Tagesgeschäften fand. Ueberhaupt gewann Schulze in Berlin eine aufrichtige Verehrung für die großen Eigenschaften des hohen preußischen Beamtenthums, wie es damals im Cultusministerium vertreten war. Während ringsumher Demagogenverfolgungen und politische Denunciationen wütheten, während schon der Gedanke an ein deutsches Vaterland bei den Herren von Kamptz und Rochow und ihren untergeordneten Helfershelfern verdächtig machte, hielt Altenstein mit seinen Räthen, auf seinem Gebiete, die Fahne der wissenschaftlichen Freiheit und des deutschen Universitätsgeistes aufrecht. Gerade deshalb glaubte Schulze noch in letzter Stunde ein offenes Bekenntniß vor dem ganzen Ministerium ablegen zu müssen, ehe er sich eidlich zum preußischen Staatsdiener verpflichten ließ. Nachdem alle Verhandlungen über die äußere und innere Organisation der Akademie und über seine persönliche Stellung*) zum Abschluß gediehen waren, sollte Schulze nun endlich, im Schoße des Ministeriums, als Direktor der staats- und landwirthschaftlichen Akademie, verpflichtet werden. Vor dem Akte selbst aber ergriff er das Wort und sagte: „Meine Herren, bevor Sie damit beginnen, muß ich noch eins vorausschicken, denn Sie müssen genau vorher wissen, wen Sie an mir bekommen. Ich achte den preußischen Staat sehr hoch, denn er erfreut sich freisinniger Institutionen, durch die er allen

*) Schulze erhielt einen Gehalt von 2000 Thlr., außerdem Naturalien, welche auf 800—1000 Thlr. zu veranschlagen waren; freie Wohnung, zwei Gärten, Stallung und Futter für 4 Pferde, Holzdeputat, Antheil an den Honoraren, welche die Akademiker an die akademische Kasse zahlten, nämlich 8 Thaler von jedem für ein Halbjahr.

andern deutschen Staaten in weiser Ordnung der bäuerlichen und städtischen Verhältnisse vorangegangen ist; noch jetzt sorgt er fortwährend für höhere Bildung des Volkes durch gute Einrichtungen der Universitäten und Schulen. Ich werde mich freuen, von nun an ein Bürger dieses Staates zu sein. Aber, meine Herren, ich bin nicht Preuße allein, sondern ich bin ein Deutscher und werde das nie vergessen. Ich werde stets dahin zielen, daß die Anstalt, die ich zu gründen berufen bin, nicht allein eine preußische, sondern vor allem eine deutsche sei. Wenn das nicht mit Ihren Ansichten übereinstimmen sollte, so verpflichten Sie mich nicht." Der Minister antwortete: „In diesem Sinne sind wir alle Deutsche, verpflichten Sie den Herrn Professor, Herr Geheimer Rath." Da fiel ein Geheimer Regierungs-Rath dem Minister in's Wort und sagte: „Excellenz, ich muß mir erlauben, darauf aufmerksam zu machen, daß der Herr Professor Schulze nach einer Allerhöchsten Verordnung vor seiner Verpflichtung das Wort zu geben hat, daß er in keiner Burschenschaft gewesen ist." Da trat Schulze vor und sagte: „Meine Herren, nur zufällig nicht, aber ich erkläre hiermit, daß ich die Grundsätze der Burschenschaft, Wissenschaftlichkeit, Sittlichkeit und Vaterlandsliebe theile. Darauf befahl der Minister mich zu verpflichten, weil dem nichts mehr entgegenstände." *)

So kehrte denn Schulze als preußischer Staatsdiener nach Jena zurück und sagte: „Was mich betrifft, so habe ich Alles gethan, was andere thun würden, um die Stelle nicht zu bekommen, wiewohl ich das in ganz anderer Absicht that, denn ich mußte mir meine Bahn rein machen. Man hat mich aber dennoch genommen und so sehe ich das als einen Wink der Vorsehung an und gehe."

Es war das letzte Wintersemester des landwirthschaftlichen Instituts zu Jena, welches Schulze nach achtjähriger segensreicher Wirksamkeit im März 1834 schloß. Als Zeichen ihrer Dankbarkeit verehrten die Mitglieder des Instituts dem geliebten Lehrer einen schönen silbernen Pokal, auf welchem das Griesbach-Schulze'sche Haus, die Wiege und Heimath der landwirthschaftlichen Lehranstalt, in erhabener Arbeit dargestellt ist. Ueber dem Hause geht die Sonne strahlend auf; darunter stehen, als sinnige Inschrift, die Worte, womit Schulze sein Buch über Wesen und Studium der Cameralwissenschaften schließt: „Hell und heller leuchtet der Stern, der durch die neue Begründung der Volkswirthschaftslehre dem wirthschaftlichen Leben aufgegangen ist."

*) Aus Langethal's Memoiren S. 33.

2. Uebersiedelungsjahr 1834—35. Erste Einrichtung. Gegner der Akademie Eldena vor ihrer Entstehung.

Nachdem Schulze im October 1833 die königliche Vocation angenommen hatte, kehrte er nach Jena zurück und gedachte, nach Schluß der Wintervorlesungen, nach Eldena überzusiedeln, um an Ort und Stelle die Leitung der Einrichtungen der neuen Anstalt zu übernehmen. Da erhielt er am 2. Februar 1834 ein Ministerialschreiben und gleichzeitig Briefe aus Eldena, durch welche er erfuhr, daß zur Einrichtung der Akademie eine Commission unter dem Namen „Einrichtungscommission“, mit welcher er gemeinsam die Einrichtung leiten solle, von dem Ministerium niedergesetzt sei und daß einer der größten Gegner der neuen Anstalt Mitglied derselben geworden sei.

Auch hatte diese Commission ohne sein Vorwissen bereits Bauten begonnen und Einrichtungen in der Gutswirthschaft getroffen, welche im höchsten Grade unzweckmäßig waren. Hierin erblickte Schulze mit Recht einen Sieg der Gegner der neuen Anstalt, welche dieselbe lediglich als Mittel für ihre Privatzwecke ausbeuten und ihre Selbstständigkeit im Keim ersticken wollten. Er sah darin aber auch einen Bruch der Zusagen, die ihm im Herbst 1833 gemacht waren, und schrieb dem Minister: „Die erste und wesentlichste Bedingung, unter welcher ich die hohe Vocation zur Stelle des Directors des neuen Instituts angenommen habe, war, daß ich unmittelbar unter dem hohen Ministerium stehe und sich niemand in die Direktion der Anstalt mischen dürfe. . . . Daß in Greifswald eine aus vier Universitätsbeamten bestehende Einrichtungscommission für die landwirthschaftliche Akademie ernannt, auch bereits mit mehreren Aufträgen versehen wurde, ist gegen die wesentlichste Bedingung, unter welcher ich die Direktorstelle übernommen habe. Wie kann es mir, als dem Direktor der Anstalt, zugemuthet werden, als fünftes Mitglied in diese Einrichtungscommission zu treten? Das Einrichten des Instituts ist ja ein Theil und zwar der wichtigste der Direktion des Instituts. Die Direktionsgeschäfte werden in den ersten Jahren größtentheils nur Einrichtungsgeschäfte sein. Durch die Einsetzung einer Einrichtungscommission ist das Dasein eines Direktors fast überflüssig gemacht worden. Daß dieser für das Institut und für mich so wichtige Beschluß gefaßt worden ist, ohne mich vorher über diesen Gegenstand zu hören, daß er mir nur nachrichtlich mitgetheilt wird, ohne Angabe der Gründe, worauf er beruht, daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß meine Mitwirkung bei dem Institute gering geschätzt wird.“

Schulze bewährte auch hier wieder seine volle Uneigennützigkeit, er wollte lieber eine äußerlich in hohem Grade vortheilhafte Stellung aufgeben, als eine Verantwortung für Einrichtungen übernehmen, bei denen er keine entscheidende Stimme haben sollte. Er war fest entschlossen, unter solchen Umständen in Jena zu bleiben, und sagte zu Langethal: „Es ist aus mit Eldena — alles ist aus! ich suche nun um meinen Abschied nach und dann reichen auch Sie Ihre Entlassung ein. Stellen Sie sich vor, man hat eine Commission für Errichtung der Akademie und Einrichtung des Gutes und der Gebäude von vier Männern ernannt, worunter auch Hornschuch ist, der Eldena nur als seine melkende Kuh betrachtet. Ich soll der fünfte Commissar, nämlich das fünfte Rad am Wagen sein. Sie haben schon dummes Zeug genug gemacht, eine theure Ziegelei in Bau genommen, den Administrator des Gutes mit hohem Gehalt fast unabhängig von dem Direktor gestellt u. s. w. Dadurch wird der Baufonds zersplittert und die Möglichkeit, die Bauten so auszuführen, wie ich will, mir benommen. Seien Sie darüber nicht betrübt, wir wollen's in Jena um so besser machen. Eldena wird uns nicht schaden; bei einer solchen Wirthschaft kann daraus nichts werden." Schulze erklärte dem Ministerium ausdrücklich, daß er, unter solchen Umständen, um Auflösung des von ihm eingegangenen Verhältnisses bitten müsse, und nur der entgegenkommenden Humanität des Ministers und der freundlichen Vermittelung des Geheimen Rath Keller gelang es, Schulze von seinem ernsthaften Vorsatze abzubringen; insbesondere wurde ihm das Anerbieten gemacht, die Bauten in Eldena ohne seine unmittelbare Theilnahme ausführen zu lassen und zu gestatten, daß er, erst nach Vollendung derselben, nach Eldena zur Eröffnung der Lehranstalt sich begebe und die Zwischenzeit, mit Beziehung seines vollen Gehaltes, auf wissenschaftliche Reisen verwende. Auf dringendes Zureden nahm er dieses liberale Anerbieten an, weil er bei dieser Einrichtung keine Verantwortlichkeit wegen des unzureichenden Baufonds hatte, einer verdrießlichen Collision mit den Gegnern der Anstalt enthoben und zugleich in Stand gesetzt wurde, wissenschaftliche Reisen zu unternehmen.

In Folge dieser Verhandlungen wurden nun im Frühjahr 1834, ohne seine Mitwirkung, die äußern Einrichtungen in Eldena begonnen; Schulze unternahm eine interessante landwirthschaftliche Reise in die Rheinprovinzen und nach Süddeutschland, besonders auch, um die dort bestehenden landwirthschaftlichen Lehranstalten näher kennen zu lernen; er bereitete sich bereits zu größeren Reisen nach England und Belgien vor, als im October 1834 ein Ministerialschreiben eintraf, dessen Inhalt zeigte, wie richtig Schulze Charakter und Fähigkeit der s. g. Einrichtungscommission

beurtheilt hatte. Es waren unterdessen von Greifswald die kläglichsten Berichte über das völlig unpraktische Treiben dieser Commission eingelaufen; die unzweckmäßigsten Projekte, die unsinnigste Zersplitterung des Baufonds drohte das ganze Unternehmen im Keime zu ersticken. Altenstein selbst hatte das Vertrauen zu der Commission und ihrem Einrichtungsplan verloren.

Darum wurde Schulze aufgefordert, schleunigst nach Berlin zu kommen, um dort theils über die in Eldena ausgeführten, theils über die noch projektirten Einrichtungen ein Gutachten abzugeben; besonders hatte darauf folgender Umstand eingewirkt, daß man gegen Schulze's ausdrücklichen Rath, zum Bauplatz für einen ganz neuen Instituts- und Wirthschaftshof ein am Strand gelegenes Feld bestimmt hatte, welches sich, wie Schulze vorhergesagt hatte, als sumpfig herausstellte und außerdem den Ueberfluthungen und kalten Nordwinden ausgesetzt war. Das Ministerium wurde in der Ansicht, daß eine Veränderung des ganzen Bauplanes nöthig sei, durch Schulze's Gutachten vom 14. Oct. 1834 bestärkt; besonders hatte er darin schlagend nachgewiesen:

1) daß der für diesen neuen Hof gewählte Bauplatz, in Bezug auf Nässe des Bodens, Ueberschwemmung und Mangel an Schutz gegen die Stürme, ganz unzweckmäßig sei;

2) daß zum Aufbau des projektirten neuen Wirthschafts- und Institutshofes das vorhandene Baucapital nicht zur Hälfte ausreichen und da man zuerst die Wirthschaftsgebäude und dann die Institutsgebäude bauen wolle, jener Bau das ganze Capital in Anspruch nehmen und nichts für diese übrig lassen würde.

Unter diesen Umständen sprach der Minister den Wunsch aus, daß Schulze auf die ihm ausdrücklich verwilligte Erlaubniß zu wissenschaftlichen Reisen verzichten und sich sogleich nach Eldena begeben möge, um an Ort und Stelle einen neuen Einrichtungsplan zu entwerfen und die Ausführung desselben zu leiten. In Erwägung der höchst mißlichen Lage, worin sich das ganze Unternehmen befand, besonders mit Rücksicht auf den Umstand, daß bei Fortdauer dieser Verhältnisse die neue Lehranstalt leicht im Keime erstickt oder doch ihr Eintritt ins Leben weit hinausgeschoben werden könne, entschloß sich Schulze, dem Wunsche des Ministeriums Folge zu leisten, obgleich vorauszusehen war, daß die sofortige Uebernahme der Direktion und die auch jetzt vom Ministerium als nothwendig erkannte Auflösung der Einrichtungscommission ihn in widerwärtige und gefährliche Collisionen verwickeln würde. Im Monat November 1834 übernahm Schulze die ungetheilte Leitung der Eldenaer Angelegenheiten an Ort und Stelle und benutzte die Zeit des Winters dazu, die örtlichen

und persönlichen Verhältnisse genau zu erforschen, um einen angemessenen Einrichtungsplan auszuarbeiten.

Am 2. Nov. 1834 traf Schulze, begleitet von seinem treuen Freunde Hueck, in Eldena ein, bezog mit demselben eine kleine Wohnung im Kruge oder Schenkhause des Ortes und griff die schwierige Aufgabe mit ebenso großer Energie, als praktischer Umsicht an. Man denke sich das damalige Eldena als ein elendes, in Schmutz versunkenes pommersches Kathendorf, worin nur die stattlichen Ruinen der ehemaligen Cistercienserabtei, welche von sächsischen Mönchen gestiftet, seit der Reformation aufgehoben, im dreißigjährigen Kriege verwüstet worden war, an die frühere Größe und Bedeutung des Ortes erinnerten. Die Wirthschaftsgebäude des Gutes waren in sehr schlechtem Zustande, zum Theil baufällig und unzweckmäßig eingerichtet, der Hof im tiefsten Schmutz versunken. Außer den akademischen Gutsgebäuden waren nur einige ärmliche Kathenhäuser im Dorfe, in welchem ebenso wenig als dort Wohnungen für Lehrer, Beamte und Studirende zu ermitteln waren. Die Kathenleute wohnten in den armseligsten Hütten. Bei anhaltendem Regenwetter standen vor allen Wohnungen, die des akademischen Pachters nicht ausgenommen, tiefe Pfützen, und waren die Dorfwege und die Straße nach Greifswald wegen tiefen Schmutzes kaum zu passiren. Die Einrichtungscommission hatte im Jahre 1834 eine kostspielige, aber dabei völlig unbrauchbare Ziegelei errichtet und einige Wirthschaftsgebäude ausgebessert, den Bau des neuen Hofes aber nicht begonnen. Die über die Kosten dieser Bauten angestellten genauen Untersuchungen bestärkten Schulze's Behauptung, daß die Ausführung des angenommenen Bauplanes die noch verfügbare Summe weit übersteigen würde. Hierzu kam, daß das Baucapital, welches die Universität der neuen Anstalt zu geben hatte, von dieser zu verzinsen war und daß man die Einkünfte des Gutes Eldena, welche theils zu solcher Verzinsung, theils zur Erhaltung der Lehranstalt bestimmt waren, viel zu hoch veranschlagt, die Gutskasse dagegen durch Anstellung eines zahlreichen Beamten- und Aufsichtspersonals mit einem so großen Verwaltungsaufwande belastet hatte, daß zur Deckung desselben der Ertrag des Gutes kaum hinreichte.

Nicht minder ungünstig waren die persönlichen Verhältnisse der Anstalt. Greifswald war damals eine tief heruntergekommene Universität, welche nur 110 Studenten zählte, von denen über 70 Medicin studirten. Das Ministerium betrachtete nun die Errichtung eines öconomischen Instituts als ein Mittel, die Frequenz der Universität zu heben und dem reichen Fonds derselben eine ausgedehntere Nützlichkeit zu gewähren. Zur Errichtung und Erhaltung der neuen Anstalt wurde ein Theil des

Universitätsvermögens bestimmt, dessen Zustand unter Aufsicht und Leitung des Ministerium Altenstein sich außerordentlich verbessert hatte. Man hatte nicht nur alle Schulden bezahlt, sondern ein bedeutendes Geldcapital erübrigt. Mit dieser Verfügung über einen Theil des Universitätsvermögens waren aber viele einflußreiche Mitglieder der Universität sehr unzufrieden. Einige sahen sie als eine Verwendung für fremde Zwecke an und erblickten in der neuen Akademie nicht eine helfende Tochter, sondern eine gefährliche Nebenbuhlerin der Universität; andere meinten, daß man dieser weit sicherer aufhelfen könnte, wenn man jene Mittel auf Verbesserung der Gehalte der in Greifswald angestellten Professoren verwenden würde; viele fürchteten, daß jener Fonds nicht hinreichen würde und daß das Fehlende aus dem Universitätsvermögen müsse zugeschossen werden. Auch wurde es in Greifswald übel aufgenommen, daß der Minister unmittelbar mit Schulze verhandelt, daß er ihm ausdrücklich für Eldena die Stellung eines Regierungsbevollmächtigten eingeräumt und ihm ein Diensteinkommen bewilligt hatte, welches das der in Greifswald angestellten Professoren weit überstieg. Kleinlicher Neid, egoistische Berechnung, philisterhafte Unempfänglichkeit für höhere Ideen bildeten das trübe Element, aus welchem die Gegner ihre feindselige Gesinnung gegen die neu zu gründende Anstalt schöpften, noch ehe dieselbe ins Leben getreten war.

Der Mittelpunkt aller dieser Intriguen war der Prof. Hornschuch in Greifswald, der sich vom Gärtnerburschen zum ordentlichen Professor der Botanik in Greifswald emporgeschwungen hatte; er galt als ein eitler und herrschsüchtiger Mann, war aber von seinen Collegen gefürchtet, weil man seinen großen Einfluß beim Minister kannte. Daher schaarte sich um ihn eine große Anzahl gesinnungsloser Professoren, die durch ihn Vortheile zu erlangen hofften, und deshalb beherrschte er den Senat und den Regierungsbevollmächtigten vollständig. Schulze betrachtete es daher als ein Hauptversehen, daß gerade dieser Mann zum Mitglied der Einrichtungscommission ernannt worden war. Jetzt mußte sich Hornschuch es freilich gefallen lassen, die Bauten ganz in Schulze's Hände zu legen, was er um so eher konnte, weil der Fonds für sie unzureichend war. Hornschuch zweifelte nicht daran, daß Schulze, freiwillig oder durch die Lage der Dinge genöthigt, mit ihm Hand in Hand gehen oder, richtiger gesagt, ihm das Regiment übergeben und wie andere sein Werkzeug werden würde. Schulze verfehlte nicht, bei seiner Ankunft Hornschuch seinen Besuch zu machen; dieser war sehr artig und bot Schulze seine Protektion beim Minister an, Schulze antwortete aber, daß er davon schwerlich Gebrauch machen könne, weil er unmittelbar mit dem

Minister verhandle. Jetzt sah sich Hornschuch in den Eldenaer Angelegenheiten völlig bei Seite geschoben und wurde von dieser Zeit der bitterste Gegner Schulze's und der neuen Anstalt, welche er unter einer solchen Leitung nicht zu seinen selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten hoffen durfte.

Die Einrichtungscommission hatte außerdem auch in öconomischer Beziehung solche Fehler gemacht und so unpraktische Neuerungen in der Gutswirthschaft getroffen, daß die Landwirthe der Umgegend bereits anfingen, das Vertrauen zu verlieren und das ganze Unternehmen als verfehlt zu betrachten.

Bei einem solchen Mißverhältniß, worin die Geldbedürfnisse der Anstalt zu den vorhandenen Mitteln standen, bei einem solchen Mangel an Vertrauen des Publikums zu dem Gedeihen des Unternehmens, bei einem derartigen Widerstreite der Personen war die reiflichste Ueberlegung nöthig, um einen klaren und richtigen Ueberblick zu gewinnen und einen festen Plan für die Organisation des Ganzen zu entwerfen.

Da Schulze den projectirten großartigen Bau eines neuen Wirthschafts- und Institutshofes nicht sofort aufgeben wollte, aber auch die Ausführung desselben, ohne Zusicherung eines hinreichenden Baufonds, zu beginnen nicht wagen konnte, so schlug er dem Ministerium vor, daß das Vorhaben, vor Eröffnung der Lehranstalt die Gebäude aufzuführen, aufgegeben und der Anfang des Unterrichts schon auf den nächsten Mai festgesetzt werde.

Für das Bauwesen arbeitete Schulze einen doppelten Plan aus:

a) Die Aufführung eines ganz neuen Instituts- und Wirthschaftshofes, wozu er als Bauplatz das zwischen dem Elisenhaine und dem Dorfe gelegene Feld (einen Theil des jetzigen Elisenschlages) bestimmte. Das Direktorhaus sollte in die Nähe des Elisenhaines und der Wirthschaftshof in die Nähe des Dorfes kommen. Der Elisenhain und die Gartenanlagen an den Klosterruinen und am Badehause sollten so erweitert und miteinander verbunden werden, daß der ganze Ort in einem großen Garten liegen würde;

b) Umwandlung des alten Hofes in einen neuen Wirthschaftshof und allmälige Aufführung der Institutsgebäude an der Straße, welche vom Dorfe nach dem Elisenhaine führt.

Welcher von diesen zwei Plänen vorzuziehen sei, sollte im ersten Jahre unentschieden bleiben. Schulze gedachte in dieser Zeit, außer den Reparaturen der alten Gebäude, nur solche Bauten auszuführen, welche keine großen Summen in Anspruch nehmen, mit beiden Bauplänen ver-

einbar und doch zur Befriedigung der allernöthigsten Bedürfnisse der Lehranstalt und der Wirthschaft im ersten Jahre hinreichend sein würden.

Alle diese Vorschläge gründeten sich auf das feste Vertrauen, daß die Lehranstalt bald zahlreich besucht und in ihr ein akademischer Gemeingeist emporwachsen würde, welcher alle Hindernisse überwinden, die Feinde der Akademie versöhnen oder doch unschädlich machen, ihr einflußreiche Freunde erwerben, ihr Geld zum Bau der Wege und Häuser, zur Besoldung der Lehrer und zum Ankauf der Lehrmittel verschaffen könnte. Schulze rechnete bei diesem Unternehmen auf seine eigene bewährte Lehrkraft und auf den Beistand der jenaischen Freunde, welche, theils als Lehrer, theils als Studirende, an der neuen Schöpfung Theil nehmen wollten, und es zeigte sich, daß Schulze auch hier richtig gerechnet hatte.

Das Ministerium fand diese Vorschläge durchaus zweckmäßig und ermächtigte Schulze, sie in Ausführung zu bringen. Die Lage der Dinge war aber so kritisch und der Drang der Umstände so groß, daß nur durch außerordentliche Maßregeln und die größte Energie das Unternehmen gerettet werden konnte. Daher übergab ihm der Minister die Einrichtung und Leitung der Akademie ohne schriftliche Geschäftsinstruktion und ohne Geldetat, ermächtigte ihn auch, die nöthigsten Bauten, vor Fertigung specieller Kosten- und Revisionsanschläge zu beginnen, da die vorhandenen Anschläge wegen des veränderten Bauplanes ganz unbrauchbar waren.

Schulze entwickelte in dieser Zeit eine beispiellose Thätigkeit. Dreimal legte er den Weg von Jena nach Eldena in dem Winterhalbjahr 1834/35 zurück. In drei Tagen und drei Nächten jagte er ununterbrochen mit Extrapostpferden hin und her, denn noch gab es im ganzen preußischen Staate keine Eisenbahn und in Pommern noch nicht einmal Chausseen, sondern nur Feldwege, die im Winter mehr Moräften als Straßen glichen. Am schwersten war ihm die lange Trennung von seiner Familie, für die in Eldena noch keine Wohnung zu ermitteln gewesen war. Im Frühjahr 1835 besserte Schulze so schleunig als möglich die alten Gebäude des Gutes nothdürftig aus, richtete für sich und seine Familie eine Wohnung in dem alten Pachterhause und einen Hörsaal in einem Gebäude ein, welches bis dahin als Scheune gedient hatte. Endlich im Mai 1835 holte er seine Familie in Jena ab und zog Mitte Mai mit ihr und allen seinen Habseligkeiten, seiner Bibliothek und seinen Sammlungen, in Eldena ein, wohin er nun sein Domicil verlegte.

---

3. Eröffnung der Anstalt. Anfänge derselben. Stiftungsfest.

Am 22. März 1835 machte Schulze die bevorstehende „Eröffnung der königlich preußischen staats- und landwirthschaftlichen Akademie zu Greifswald und Eldena“ in den Zeitungen bekannt. Der Anfang der Vorlesungen fand am 25. Mai 1835 statt. An eine feierliche Eröffnung der Akademie war, unter so bewandten Umständen, nicht zu denken; doch hielt Schulze einen öffentlichen Vortrag über Zweck, Aufgabe und Grundrichtung der neuerrichteten Anstalt im großen Auditorium des Universitätsgebäudes zu Greifswald*).

Angezogen durch Schulze's bewährten Ruf, den er sich als Direktor bereits in Jena erworben hatte, hatten sich gleich im ersten Semester 22 Akademiker eingefunden, meist aus dem mittleren Deutschland, aus Sachsen und Thüringen, unter ihnen einige, die schon zu Jena Mitglieder des landwirthschaftlichen Instituts gewesen waren.

Nach dem vom Ministerium festgesetzten Organisationsplan sollten die Akademiker das erste Studienjahr in Greifswald, das zweite in Eldena zubringen; so wohnten denn im ersten Semester auch wirklich 19 in Greifswald und nur 3 in Eldena. An gewissen Tagen zogen jene nach Greifswald und diese nach Eldena, um dort Vorlesungen zu hören, namentlich die Schulze's selbst, welcher seine Vorträge theils in der Stadt, theils auf dem Lande hielt. In den ersten Wochen des Semesters begünstigte schönes Wetter diese Wanderungen und die Akademiker unternahmen sie mit Lust und Heiterkeit. Als aber drückende Sommerhitze eintrat, wurden die Akademiker unzufrieden mit dieser Einrichtung. „Was sollen wir in Greifswald?“ erklärten sie ganz offenherzig, „allgemeine Naturwissenschaften hören — das können wir näher und besser in unserer Heimath haben, und deshalb sind wir nicht hierher gekommen. Wir haben Schulze und Eldena und nicht Greifswald für unsere Studien aufgesucht, und wird die Einrichtung nicht anders, so gehen wir Michaelis wieder ab.“ Noch unhaltbarer wurde die Einrichtung im Wintersemester, als rauhe Kälte eintrat, der von der See kommende Sturm seine Gewalt äußerte, und die Nässe den Weg grundlos machte. Die Zahl der Akademiker stieg zwar auf 40, aber nur 13 waren zu bewegen, in Greifswald zu bleiben, 27 wohnten bereits in Eldena; von Ostern 1836 wollte keiner mehr in Greifswald bleiben, und Schulze war außer Stande, unabhängige, junge Männer, die weder Stipendien bezogen, noch An-

*) Geschichtliche Mittheilungen S. 27—33.

stellungen vom Staate verlangten, zum Verbleiben in der Stadt zu zwingen. Von Michaelis 1836 wurde, mit Bewilligung des Ministeriums, der Wohnort den Studirenden freigestellt und nur ausnahmsweise zog einer oder der andere aus persönlichen Gründen das Wohnen in Greifswald vor, in der Regel lebten alle in Eldena beisammen.

Diese hierdurch bewirkte Trennung wurde der Hauptgrund der steigenden Unzufriedenheit der Greifswalder Professoren, indem jetzt nur wenige Akademiker die Vorlesungen derselben belegten und besuchten und so die von Eldena gehofften Vortheile für die einzelnen Professoren, besonders für Hornschuch, nicht erreicht wurden. Was in der zwingenden Macht äußerer Verhältnisse, besonders in der weiten Entfernung beider Orte und dem bodenlos schlechten Verbindungswege lag, wurde Schulze persönlich zur Last gelegt. Die nothwendige Folge der veränderten Einrichtung, wonach alle Akademiker regelmäßig in Eldena wohnten, war, daß der Lehrerkreis in Eldena vermehrt werden mußte; zwar lasen einzelne Greifswalder in Eldena, so der Historiker Barthold, so der Jurist Pütter, außerdem der Bauinspektor Menzel über landwirthschaftliche Baukunst; das Hauptgewicht fiel jedoch immer auf die in Eldena selbst angestellten und wohnenden Lehrer. Der größte Stein des Anstoßes war, besonders für Hornschuch, der seine allgemeine Botanik immer mehr verwaisen sah, Langethal, der Meister der landwirthschaftlichen Botanik, dessen frische natürliche Persönlichkeit ihn zum Liebling der Studirenden machte und dessen Vorlesungen und Excursionen einen Hauptanziehungspunkt bildeten. Bald machte es sich nöthig, daß für Eldena in der Person von Franz Schulze (jetzt ord. Professor der Chemie an der Universität Rostock), einem tüchtigen Schüler von Mitscherlich, auch ein eigener Agrikulturchemiker angestellt wurde. Für Thierarzneikunde wurde Dr. Haubner (jetzt Direktor der thierärztlichen Akademie zu Dresden) berufen, in welchem die Akademie ebenfalls eine ausgezeichnete Lehrkraft gewann. So vervollständigte sich nach und nach das Lehrercollegium in Eldena immer mehr zu einem Ganzen und befriedigte die Ansprüche der Studirenden nach allen Seiten hin. Gerade die Schwierigkeiten, womit die Mitglieder der Akademie in der ersten Zeit zu kämpfen hatten, die vielen Anfeindungen von außen wirkten auf ein enges Zusammenschließen der Lehrer und Studirenden zu einem harmonischen Ganzen, dessen Mittelpunkt Schulze's edle, Begeisterung erweckende Persönlichkeit war.

Im Januar 1836 sprach sich Schulze in einem Bericht an den Minister über den Geist der Anstalt folgendermaßen aus:

„Die Akademiker besuchten, mit wenig Ausnahmen, die Vorlesungen sehr fleißig und benutzten die Zeit, welche die Vorlesungen übrig ließen, zu theoretischen und praktischen Studien. Ich bemerkte mit Freude, daß ein reger wissenschaftlicher Sinn unter allen herrschte, daß selbst die, welche in ihren Leistungen verschieden waren, dennoch im Eifer und in der Begeisterung für das Höhere auf gleicher Stufe standen. Besonders überraschende Erfahrungen machte ich an einigen jungen Männern, die als s. g. Volontairs auf dem Lande sich aufgehalten und in dieser Stellung aus Mangel einer guten Anleitung und einer geregelten, angestrengten Thätigkeit, weniger praktische Kenntnisse gewonnen hatten, als eine Richtung auf das Triviale und einen Hang zu schalen, geistlosen Zerstreuungen. Sie bezogen die Akademie, wie sie mir selbst gestanden, ohne Ahnung davon, daß die Landwirthschaft einer tieferen, wissenschaftlichen Begründung fähig sei und daß ihr eine sittliche Bedeutung unterliege, ohne es mit Klarheit erkannt zu haben, daß das Leben verwerflich sei, wenn es nicht erfüllt wird von dem Streben nach dem Höheren. Der gute Geist aber, der unter ihren Commilitonen herrschte, führte sie schneller, als es die bloße Belehrung vermochte, zur Aenderung ihres Wesens. Mit verdoppelter Anstrengung suchten sie das Versäumte nachzuholen und schlossen sich in Ordnung des Lebens und in Fleiß an die Besseren an.

Die erste Bedingung für das Gedeihen der Anstalt war die gute Ordnung des geselligen Lebens. Ohne Sittlichkeit ist eine wahrhaft humane Ausbildung nicht denkbar, und die einseitige Vermehrung des Wissens ist werthlos, wenn sie nicht verbunden wird mit jener Reinheit und Uneigennützigkeit des Willens, mit jener Redlichkeit der Gesinnung, die uns die erlangten Kenntnisse ohne Selbstsucht und Eigennutz dem Dienste des Staats und der Menschheit widmen läßt. Der Grund, warum so manche öconomische Institute, ungeachtet sie auf die liberalste Weise ausgestattet waren, dennoch nicht die gewünschten Resultate hatten, lag ohne Zweifel darin, daß das sittliche Leben der Theilnehmer zu wenig beachtet wurde. Man glaubte genug zu thun durch eine zweckmäßige Organisation der äußern Verhältnisse und gab sich dem Irrthume hin, daß man durch disciplinarischen Zwang das erreichen könne, was nur die Frucht einer freien Entwickelung ist. Ich ging von dem Grundsatze aus, daß ich zunächst und hauptsächlich auf die Gestaltung des innern Lebens wirken müsse, und der günstige Erfolg meines Strebens erhielt mir den Muth bei den Schwierigkeiten und Mängeln der äußern Einrichtung und giebt mir die Hoffnung, daß der preußische Staat der Anstalt die Mittel zur Ausdehnung ihrer Wirksamkeit nicht versagen werde.

Die akademische Freiheit, welche Ew. Excellenz der Anstalt gestattet haben, ist eine nothwendige Bedingung, um das vorgesetzte Ziel zu erreichen. Wenn man auch neuerlich die deutschen Universitäten vielfach angefeindet hat, so ist die Ueberzeugung doch nicht wankend geworden, daß die höchste Ausbildung des Wissens nur bei Freiheit des Lehrens und Lernens erlangt werden könne, daß dem Studentenleben eine tiefere Bedeutung zu Grunde liege, daß es mit der deutschen Nationalität innigst verwachsen sei. So viele Mißbräuche man namentlich auch in dem letztern aufgewiesen hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß ein gut geordnetes, freies und fröhliches Zusammensein junger Leute von verschiedenen Anlagen und Kenntnissen die ernste und wissenschaftliche Beschäftigung ebenso belebt, fördert und erheitert, wie es den Grund zur Bildung des

Charakters legt und die beste Vorbereitung für den Eintritt in das bürgerliche Leben giebt.

Als ich die Anstalt eröffnete, war ich freilich nicht ohne Besorgnisse über die innere Entwickelung derselben, da es keine leichte Aufgabe schien, allen den jungen Leuten, die sich mit verschiedener Ausbildung, mit verschiedenen Zwecken zur Theilnahme eingefunden hatten, die gemeinsame Richtung auf die höheren Interessen zu geben. Gegenwärtig aber kann ich in dem Geiste, der unter den Akademikern herrscht, nur die sicherste Bürgschaft für das Fortbestehen der Anstalt erkennen. Besondere Gesetze für das Leben sind noch nicht entworfen, auch war das Bedürfniß darnach nicht fühlbar. Indem ich bei den Studirenden den Sinn für echte Wissenschaftlichkeit zu erwecken suchte, bemerkte ich, daß jeder aus freiem Antriebe dahin strebte, der Anstalt sich würdig zu zeigen.

In Sittlichkeit, Fleiß und Ordnung haben die Akademiker, mit Ausnahme von zweien, meinen Erwartungen entsprochen und auch die öffentliche Achtung sich erworben, da sie von einem rohen und schroffen Benehmen sich ebenso weit entfernt halten, wie von dem feinen, modernen Stutzerwesen. Es hat sich unter ihnen eine Meinung gebildet, welche die einzelnen nicht bloß nach dem Umfange der erlangten Kenntnisse, sondern vorzüglich nach dem Interesse für das Höhere und nach der geistigen und sittlichen Durchbildung des ganzen Wesens beurtheilt. Sehr wirksam zeigte sich bei Gestaltung des geselligen Lebens der Einfluß der jüngeren Lehrer. Sie stehen den Akademikern näher, sie kommen in die vielseitigste Berührung mit ihnen und haben sie nicht allein bei wissenschaftlichen Bestrebungen mit großem Eifer unterstützt, sondern auch ihren Erholungen eine Richtung gegeben, wodurch der Sinn auf das Schöne und Höhere gerichtet, der Geist in Spannung erhalten und zu neuer Anstrengung geschickt wird. Durch unsere gemeinsame Anregung haben sich Vereine zum Lesen deutscher Classiker, wissenschaftlicher Werke und zu Conversatorien über Gegenstände der Land- und Staatswirthschaft gebildet. Der Austausch der Ideen, die gegenseitige Ergänzung des Wissens, die gemüthlichen Beziehungen, die durch solche Verbindungen bewirkt werden, sind für die allseitige Ausbildung der Studirenden gewiß von hoher Bedeutung.

Mit Dank muß ich das Verdienst erkennen, welches die beiden Doctoren Hueck und Langethal um die gute Gestaltung des akademischen Lebens sich erworben haben, ja, ich muß offen bekennen, daß es mir ohne ihre Mitwirkung unmöglich gewesen wäre, den Geist unter den Studirenden hervorzurufen, der in den vergangenen Semestern herrschend war und, wie ich hoffe, auch für die Zukunft sich erhalten wird. Beide lebten nur der Anstalt und, zurückgezogen von allen geselligen Verbindungen, welche andere in ihrem Alter und in ihrer Stellung aufgesucht hätten, widmeten sie ihre Zeit nur der Wissenschaft und dem Umgange mit den Studirenden, auf welche sie durch eine so ernste, wahrhafte Liebe zur Sache und die strenge Sittlichkeit ihres Wandels den günstigsten Eindruck ausgeübt haben.

Auch einige Studirende, welche mit mir von Jena nach Eldena gegangen sind, haben sehr günstig auf das hiesige Studentenleben eingewirkt.

So bietet das innere Leben einen erfreulichen Anblick und alle Anforderungen, die in dieser Hinsicht gestellt werden können, dürften befriedigt sein. Die Zwecke, welche die Anstalt verfolgen muß, die Anregung zu wissenschaftlichem Streben, die Bildung des Charakters, die Abwendung von dem Niedrigen

und Gemeinen, die wahre Begeisterung für das öffentliche Leben, welche die beste Sicherheit gegen politische Schwindeleien bietet, sind in erfreulicher Weise erreicht.

Die Einwohner Eldena's sind nicht unempfänglich für das Bessere, und wie es der Akademie gelingen wird, durch ihre Wirthschaft der Theorie bei den ungläubigen Landleuten Ansehen und Anerkennung zu verschaffen, so wird auch ihr Bestreben, das ganze Leben zu veredeln, nicht fruchtlos bleiben. Für die Bildung der Arbeitsleute hoffe ich viel von der Stiftung einer Ackerbauschule, deren Bestimmung und Wirkungskreis ich anderweitig schon angegeben habe. Mit derselben gedenke ich eine Wehrlischule, wie sie Wehrli in Hofwyl eingerichtet hatte, in Verbindung zu setzen und dadurch für eine zweckmäßige Erziehung der Kinder in Eldena, die fast sämmtlich armen Eltern angehören, zu sorgen. Hierüber, sowie über die Einrichtung einer Sparkasse, welche bei den örtlichen Verhältnissen von großem Einflusse auf die Verbesserung des Lebens sein dürfte, werde ich mir erlauben, Ihnen in der Folge meine Vorschläge einzureichen.

Ew. Excellenz haben die Einrichtung einer höhern Lehranstalt zur Ausbildung von Land- und Staatswirthen mit tiefer Einsicht in die Verhältnisse unseres Lebens als ein dringendes Bedürfniß anerkannt, Sie haben die Hindernisse, die schon beim Entstehen der hiesigen Anstalt entgegentraten, mit mächtiger Hand entfernt und durch diese neue Schöpfung ein frisches Blatt in den Kranz Ihres Ruhmes geflochten. Mir ward die ehrenvolle Aufgabe, unter Ew. Excellenz huldreicher Mitwirkung die Anstalt ihrem Ziele nahe zu bringen, und ich werde es für das schönste Glück meines Lebens erachten, wenn es mir gelingt, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches mich zu einer so bedeutsamen Stellung berief. Seitdem ich Bürger dieses Staates geworden bin, erfüllt mein Dasein nur das eine Streben, für eine Anstalt, die durch Verbreitung wahrer Wissenschaftlichkeit, durch Pflege echter Humanität dazu beitragen soll, das Glück des Volkes sicher zu begründen, mit Anstrengung aller meiner Kräfte zu arbeiten, auf daß sie ein würdiges Denkmal ihres erhabenen Schöpfers für die späteste Zukunft werde. Und ich fürchte nicht, daß mein Wunsch unerfüllt, meine Arbeit erfolglos bleibt. Zwar ist die Dauer der Akademie noch zu kurz, als daß ihre Wirksamkeit in ihrer ganzen Ausdehnung sich hätte entfalten können, noch haben viele Mängel der äußern Einrichtung ihre Fortschritte gehemmt, allein der gute Geist, der sich unter ihren Theilnehmern gestaltet hat, die Anerkennung, die sie mehr und mehr in der öffentlichen Meinung findet, das rege Interesse einsichtsvoller Männer, die die Zeit und ihre Bedürfnisse zu beurtheilen wissen, berechtigen mich zu den freudigsten Erwartungen."

Auch in weitern Kreisen, die der Landwirthschaft sonst ferner standen, fand das schnelle Emporblühen der jungen Anstalt, unter Schulze's Leitung, Anerkennung und Theilnahme. So schreibt Varnhagen von Ense in seinem Tagebuche aus jener Zeit:

„Mit größtem Antheile höre ich von dem Aufblühen der landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, welche der aus Jena berufene Professor Schulze eingerichtet hat. Der treffliche Mann nimmt seine Sache ganz im Großen und eröffnet die reichsten Aussichten. Auch in

diesem Zweige wird Preußen zum Vorbilde und Muster, bereits zum zweiten Male, denn schon Thaer in Möplin hat früher redlich das Seine gethan. Professor Schulze meinte, künftig würde niemand mehr Landwirth sein können, der nicht studirt habe, und fünftausend höhere Landwirthe wären nicht zuviel für Deutschland. Die größten Verbesserungen werden auf diese Weise im ganzen Gesellschaftszustande vorbereitet, still, unscheinbar, aber mächtig und sicher. Und immer ist es doch wieder Preußen, wo dergleichen betrieben wird, wo das Gute gedeiht, auch für andere Länder mit. Ich nehme das heute erfahrene Gute wirklich als Ersatz und Ausgleichung für vieles Schmähliche."

Das beste Zeugniß für die Anstalt aber war die hingebende Liebe und Dankbarkeit der jungen Männer, die derselben ihre wissenschaftliche Ausbildung und eine neue geläuterte Lebensansicht verdankten.

Im Frühjahr 1836 beschlossen die Akademiker, deren Zahl im dritten Semester bereits auf 64 gestiegen war, aus eigenem freien Antrieb und einstimmig, in diesem Semester das Stiftungsfest der Akademie zu feiern und dazu nicht blos die Lehrer und Beamten in Eldena, sondern auch Professoren, Beamte, Studirende und andere Männer aus Greifswald und der Provinz einzuladen, welche für die neue Anstalt Interesse gezeigt hätten. Da die äußern Einrichtungen der Anstalt damals noch sehr mangelhaft waren, so trug Schulze anfangs Bedenken, seine Genehmigung dazu zu ertheilen, als aber die Studirenden erklärten, daß sie mit den Leistungen des neuen Instituts sehr zufrieden seien und daß sie sich insgesammt in Eldena glücklich fühlten und hofften, daß ein solches, in würdiger Weise gefeiertes Fest den akademischen Geist fördern würde, gab Schulze, mit Vorwissen der höchsten Behörde, seine Zustimmung, stellte jedoch die Bedingung, daß die Einladung der Universitätsmitglieder in solcher Ausdehnung erfolge, welche geeignet sei, die Einigkeit beider Anstalten zu fördern. Die Akademiker wählten nun ein Festcommité und übernahmen auch die Ausgaben für dieses Fest, so daß die Direktion der Akademie nur für Herstellung eines Lokales zu sorgen hatte. Da es in Eldena damals noch an einem großen Versammlungssaal fehlte, so wurden die alten Klosterruinen zum Festraume gewählt.

Die herrlichen gothischen Bogen, die zierlichen Säulen des alten Baues schmückten sich mit grünem Laubgewand und Blumenguirlanden; von den Thürmen der Klosterkirche wehten zahlreiche Fahnen, in den sonst so verödeten Hallen des alten Refectoriums wurde ein reichgeschmückter Fest- und Banketsaal improvisirt; Ephen wurde um die alten Mauerbogen gezogen, grüne Tannenwäldchen deckten die dunklen ver-

fallenen Winkel, aus bunten Blumengewinden und dunklem Eichenlaub erhob sich die Rednerbühne, aus den Zweigen der Fichten und Tannen, aus den Teppichen grünen Mooses ragten die Büsten des Königs, seines Ministers Altenstein und Albrecht Thaers hervor. Im großen gothischen Hauptfenster, über dem Portal, prangte das Wappen der Abtei Eldena in bunten Farben, Alterthum und Gegenwart verbindend.

Bei der Ausschmückung des Festlokals kam der Bauinspector Menzel, ein talentvoller Schüler Schinkels, den Akademikern freundlich zu Hülfe, ordnete überall mit künstlerischem Sinn und unterzog sich der mühevollen Arbeit, Darstellungen für die Transparente zu malen, mit welchen die gothischen Fensteröffnungen in dem Festraum ausgefüllt wurden. Diese Darstellungen bezogen sich auf die Geschichte des ehemaligen Klosters Eldena und auf die Umwandlung desselben in eine landwirthschaftliche Akademie.

In dieser sonst so melancholisch düstern, heute so festlich geschmückten Ruinenwelt feierte die Akademie Eldena am 30. Juni 1836, an einem der schönsten Sommertage, ihr erstes Geburtstagsfest. Von früh an rollten die Wagen der Gäste in Eldena ein, Fürst Malte von Putbus kam als Ehrengast von seinem schönen Eiland herüber, die Spitzen der Behörden Pommerns, die Vertreter der Universität, die ersten Notablen der pommerschen und mecklenburgischen Landwirthschaft waren geladen und erschienen. Festgeber waren die Akademiker selbst, welche durch ihr freundliches Entgegenkommen und ihre jugendliche Frische den besten Eindruck machten. Das Commité hatte eine hinlängliche Zahl von Festordnern ernannt, um die Gäste bei ihrer Ankunft zu empfangen, für ihre Bequemlichkeit und Erfrischung zu sorgen und sie mit den Einrichtungen der Wirthschaft und der Lehranstalt bekannt zu machen. Nachdem sich die Fremden überall gehörig umgesehen hatten, zog die Versammlung in den Festsaal. Ein gutes Orchester leitete die Feierlichkeit ein. Die aus Akademikern bestehende wohlgeübte Liedertafel trug einen zu diesem Zweck gedichteten Festgesang vor. Darauf betrat, von seinen Commilitonen zum Festredner gewählt, Adolf Adler aus Bromberg die Rednerbühne, welcher über den Einfluß der Landwirthschaft auf die Staatsentwickelung in Deutschland, besonders in Preußen, einen anregenden, gedankenreichen Vortrag hielt; ihren schönsten Ausdruck fand aber die allgemeine Feststimmung in Schulze's schwungvoller Rede, worin er den Anwesenden zunächst die Zwecke der Anstalt, ihren gegenwärtigen Zustand und ihre künftige Organisation auseinandersetzte und am Schlusse seinen innigsten Dank aussprach gegen alle Freunde und Gönner der Anstalt, gegen Lehrer, Beamte und Studirende, seine treuen Mitarbeiter

an dem gemeinsamen Werke, vor allem aber gegen den, der ihn heute einen so einzig schönen Tag, einen solchen Lichtpunkt seines Strebens erleben ließ. Ein Sinn der Eintracht, ein Funke des Gemeingeistes entzündete alle Gemüther, und als Schulze's letzte Worte verhallten, sprachen der Hörer Mienen es aus, daß des Redners edle, tief wahre Begeisterung aller Herzen mit sich fortgerissen hatte. „Schulze's Reden waren mehr als bloße Reden — sagt einer seiner talentvollsten Schüler — das ganze Fest war mehr als ein bloßes Stiftungsfest. Schulze hatte eine hinreißende Beredsamkeit, aber nicht die äußere Form war es, was des Hörers Geist fesselte, es war der Athem heiliger Begeisterung, der in geweihten Stunden sein ganzes Wesen durchhauchte, seine Worte waren ein Ausdruck seiner ganzen sittlichen Persönlichkeit. Der Hörer wurde in seinem Innersten mächtig ergriffen, so ergreift es uns immer, wenn ein bedeutender Mensch sein ganzes Sein, sein ganzes Dichten und Trachten offenbart. Es giebt Spötter, denen nichts heilig ist. Solcher Spötter Spott verstummte vor der reinen Hoheit, in der Schulze's Geist ihnen entgegentrat. Es giebt Schwache, Kleingläubige und Verzagte. Ihre Kraft, ihr Glauben und ihr Vertrauen wuchs an der Kraft und dem fröhlichen Muthe, die aus Schulze's Augen strahlten. Ja, selbst eitle Wollüstlinge und gemeine Seelen zwang das feurige Wort dieses Mannes bisweilen zu reuiger Umkehr und zu bessern Vorsätzen. Jene Rede, welche der treffliche Mann am 30. Juni 1836 in den Klosterruinen von Eldena hielt, gab nicht nur jenem Feste des Dankes und der Freude eine besondere Weihe, sondern weckte auch in den Hörern, deren größere Zahl ohnehin schon durch ein Band der Liebe und Freundschaft mit dem Redner eng verknüpft war, edle Entschließungen."

Ein heiteres, glänzendes Festmahl in dem improvisirten, poetisch geschmückten Banketraume der Klosterruine folgte auf den feierlich ernsten Redeakt, woran sich ein Spaziergang in die schönen Buchenwölbungen des Elisenhaines schloß. Als die Sonne hinabsank in die blutrothen Nebel des Meeres, lag Eldena wieder so still und ruhig im Dufte, wie es täglich die Abendfeier zu begehen gewohnt ist. Das Fest aber hatte einen bleibenden Einfluß auf das Leben in Eldena und trug viel dazu bei, daß ein ächt akademischer Gemeingeist von Semester zu Semester immer tiefer Wurzeln schlug*).

*) Zum Andenken an dieses Fest verehrten die Akademiker dem geliebten Lehrer im Winter 1836/37 eine prachtvolle Vase. Wiederum war es der Bauinspektor Menzel, der durch seinen Geschmack und sein in Schinkels Schule ausgebildetes Malertalent dem, was die Studirenden wünschten, zum angemessenen Ausdruck verhalf. Er selbst zeichnete die Form der Vase und malte alsdann die

4. Bauten und weitere äußere Einrichtungen.

Es war in der That ein kühnes Unternehmen, in einem elenden pommerschen Kathendorfe, wo es eigentlich nur Ein solides, einigermaßen anständiges Haus, die ehemalige Pachterwohnung, gab, eine landwirthschaftliche Akademie zu eröffnen. Man befand sich hier in einer nicht viel bessern Lage, als die ersten Ansiedler in Nordamerika, die vor allem sich erst Wege bahnen und Blockhäuser bauen müssen. Nur dadurch, daß Schulze, nach Aufhebung der Einrichtungscommission, mit uneingeschränkter Vollmacht schalten und walten konnte, wurde es ihm möglich, in wenigen Jahren alles umzugestalten und neuzuschaffen. Ganz Eldena, wie es heute steht, ist auch, in seiner äußerlichen Erscheinung, wesentlich sein Werk. Auch er war ein Pionnier der Civilisation, der hier, im entlegensten Winkel unseres Vaterlandes, in wenigen Jahren ein in Schmutz versunkenes Dorf zu einem freundlichen Orte mit stattlichen Gebäuden, guten Straßen und lieblichen Gartenanlagen umschuf. Dabei standen ihm in dem geringen Baufonds und dem dadurch hervorgerufenen fortwährenden Geldmangel die größten Hindernisse entgegen. Es galt hier, durch kluge Berechnung und weise Sparsamkeit mit den kleinsten Mitteln das möglichst Beste und Größte zu leisten. Hier kam Schulze seine reiche Erfahrung in Praxis und Theorie des Bauwesens, die er sich in Gävernitz, Tiefurt und Jena erworben hatte, trefflich zu statten. Hatte er auch wackere Gehülfen, namentlich einen tüchtigen Bauconducteur, Namens Kühn, zur Seite, so war er doch überall selbst die eigentlich leitende Kraft aller Bauten und Einrichtungen.

Das Nöthigste war das Pflastern der Höfe und die Chaussirung der Straßen des Dorfes, weil auf denselben bei feuchter Witterung Menschen und Thiere im Schmutz versanken. Da man nach dem nahen Dorfe Wieck, wohin Eldena eingepfarrt war und wo viele Wohnungen für Studirende, auch ein gutes Gasthaus sich befanden, wegen eines, zwischen beiden Ortschaften liegenden Sumpfes, nur auf einem Umwege gelangen konnte, so baute Schulze, zunächst durch Aufführung eines hohen Dammes und einer Brücke, einen Weg, der den Verkehr mit Wieck sehr erleichterte.

---

schönsten Ansichten von Eldena, besonders die Klosterruinen im vollen Festschmuck und die reichen Embleme, womit die Vase verziert werden sollte und sorgte dafür, daß dieselbe in der königlichen Porzellanfabrik zu Berlin aufs trefflichste ausgeführt wurde.

Für den Direktor und seine Familie sollte, nach dem Bauplan der Einrichtungscommission, ein neues palastartiges Wohngebäude erbaut werden. Diesen Neubau führte Schulze nicht aus, sondern richtete das ehemalige Pachterhaus zu einer bescheidenen, aber anständigen und hinreichenden Wohnung für sich und seine Familie ein.

Im ersten Semester (Sommer 1835) mußten sich freilich Lehrer und Studirende eng und ärmlich genug behelfen. Dr. von Hueck wohnte in einer Dachstube des Gasthauses, dem Dr. Langethal war in einem der armseligen Kathenhäuser ein Logis angewiesen. Dies bestand aus einer ziemlich geräumigen, aber sehr niedrigen Stube mit kleinen Fenstern und einer dunklen feuchten Kammer, immerhin noch das beste Lokal, welches man in diesen armseligen Hütten auffinden konnte. Der Eigenthümer des Hauses hatte sich mit seiner Familie in der Hausflur, so gut es ging, genügsam eingerichtet. Um nun mit Beginn des Wintersemesters Lehrer und Studirende, die von dieser Zeit an in größerer Zahl in Eldena selbst wohnten, gesund und bequem unterbringen zu können, führte Schulze in der größten Eile drei Gebäude an der nach dem Elisenhain führenden neuen Straße auf und gab denselben den Namen „Kathen", weil sie für den Fall, daß der oben angeführte Plan eines ganz neu aufzuführenden Wirthschaftshofes zu Stande gekommen wäre, dazu dienen sollten, zwölf Tagelöhnerfamilien, welche man dort Kathenleute nennt, menschlich unterzubringen. Diese Häuser baute Schulze so, daß sie mit der Zeit leicht zu Wohnungen für solche Familien eingerichtet und mit kleinen Wirthschaftshöfen verbunden werden konnten. Den der Akademie gehörigen Krug erweiterte er durch Anbau und bestimmte denselben zum Speise- und Gesellschaftshause für die Akademiker. Für Herstellung eines neuen Gasthauses sorgte er später dadurch, daß er den alten Gastwirth veranlaßte, sich ein eigenes Haus für sein Geschäft zu bauen. Die alten Wirthschaftsgebäude des Gutes wurden vorläufig ausgebessert.

Alle diese Bauten richtete Schulze möglichst so ein, daß sie für beide Baupläne, welche er entworfen hatte, den großartigern, wie den bescheidenern, paßten; mehrere Einrichtungen hatten jedoch nur eine interimistische Bestimmung, z. B. die eines Auditoriums in einem Gebäude, welches früher als Scheune gedient hatte.

Nach dem alten Bauplane der Einrichtungscommission sollten die „Zöglinge" in einem großen Institutsgebäude mit dem Direktor zusammenwohnen. Schulze hielt diese Einrichtung für unzweckmäßig, hatte vielmehr die Ansicht, daß es bei einer solchen Anstalt besser sei, wenn die Studirenden getrennt vom Direktor wohnten. Deshalb, auch um

an Baukapital zu sparen und um die Akademie mit der Zeit von der unmittelbaren Sorge für die häuslichen Bedürfnisse der Studirenden zu befreien, bemühte sich Schulze, Privatleute zur Aufführung solcher Gebäude zu veranlassen, welche zur Wohnung der Lehrer, Beamten und Studirenden dienen könnten und unterstützte sie bei diesen Bauten mit Lieferung von Materialien auf Credit, so weit es die Verhältnisse gestatteten. Schon im dritten Jahre nach Eröffnung der Anstalt konnten 60—70 Akademiker in Privathäusern untergebracht werden. Für die geselligen Bedürfnisse der Akademiker errichtete Schulze eine „Gesellschaftskasse", an welche von dem halbjährigen Honorar eines jeden Akademikers zwei Thaler abgegeben wurden. Aus dieser Kasse wurden die Ausgaben für akademische Concerte, für die akademischen Lese- und Singkränzchen, für die Turnanstalt u. dgl. bestritten.

In dem ersten Jahre mußten sich die Lehrer und Studirenden mit Schulze's eigener Bibliothek und seinen Privatsammlungen begnügen, welche er bereitwillig zur Disposition stellte. Vom zweiten Jahre an bot er alles auf, um eine akademische Bibliothek zu gründen und Sammlungen von Mineralien, Pflanzen, Modellen, physikalischen und chemischen Apparaten zu beschaffen. Ein chemisches Laboratorium, besonders für agrikulturchemische Zwecke, wurde begründet. Alle diese Einrichtungen und Anstalten hatten unter Schulze schon eine sehr ansehnliche Ausdehnung gewonnen, wenn ihm auch hier die bescheidenen Geldmittel, die wesentlich durch die Honorare der zahlreichen Studirenden gewonnen wurden, gewisse Grenzen steckten.

Die Einrichtung von Gärten, besonders eines botanischen Gartens und einer Baumschule, wurde sogleich in Angriff genommen, weil Schulze's Absicht dahin ging, die Verschönerung Eldena's nicht sowohl durch Gebäude, als durch prachtvolle Gärten und parkartige Anlagen zu bewirken; ein Unternehmen, welches durch den uneigennützigen Eifer und den feinen Geschmack des damaligen akademischen Gärtners Jühlke besonders gefördert wurde, welcher schon als junger Anfänger das hohe Talent bewährte, wodurch er jetzt zu den ersten Männern seines Faches zählt. An den wohleingerichteten botanischen Garten schlossen sich ansehnliche Versuchsfelder, welche den landwirthschaftlichen Unterricht zu fördern bestimmt waren. Durch Jühlke, welcher jetzt, als würdiger Nachfolger des berühmten Lenné, die ehrenvolle Stelle eines königl. Generalgartendirektors zu Potsdam einnimmt, wurde Eldena zugleich zu einem wichtigen Centrum für Förderung des Gartenbaues in Pommern und ganz Norddeutschland.

So war Bau und Einrichtung im besten Gange, als in der Nacht vom 3. zum 4. August 1837 eine furchtbare Feuersbrunst ausbrach.

Um Mitternacht wurde Schulze und seine Familie durch den Feuerschein und den Ton der Sturmglocke erweckt. Aus der unmittelbar neben der Direktorwohnung liegenden Spiritusfabrik brach die Flamme hervor, viele tausend Quart Spiritus brannten, das Feuer lief rasch zu den Stallungen und den Scheunen und binnen 5 Minuten sah man eine Feuersäule, welche die Nacht in hellen Tag verwandelte. Die Studenten retteten noch mit knapper Noth das Vieh aus den Ställen und die Matrosen verhinderten durch das Einreißen der Gebäude das Weiterdringen des Feuers. Alle Wohnungen blieben unversehrt, aber die Scheunen, mehrere Ställe, die Brauerei und die Brennerei lagen in Asche. Ein glühend heißer Augusttag folgte, es mußte noch immer scharf gearbeitet werden, denn überall brachen aus dem Schutte hohe Flammen aus, zweihundert Fuder Heu glühten unter der Asche. Die Noth mit dem brennenden Schutt wurde um 3 Uhr Nachmittags groß, denn ein Sturmwind, der einem Gewitter voranging, wirbelte alles brennende Heu und Stroh in die Luft. Die Sturmglocke heulte aufs neue, die Studenten kamen herbei, die ganze Luft glich einem Feuermeer, aber der Sturm wendete sich und führte das meiste ins Meer. Ein heftiger Regenguß unterstützte beim Löschen und am Abend war alle Gefahr vorbei.

Durch diesen Brand wurde Schulze genöthigt, nun einen definitiven Beschluß über die Ausführung eines der beiden Baupläne zu fassen, welche er jetzt immer noch beide als gleich möglich im Auge behalten hatte (S. 90). Da die Hoffnung auf Herbeischaffung des zur Ausführung des ersten Planes erforderlichen Baukapitals immer mehr schwand, so gab Schulze jetzt den großartigern Plan ganz auf und erklärte sich für den weniger Kosten verursachenden zweiten.

Demzufolge wurden auf der Stelle, wo der alte Hof stand, die neuen Wirthschaftsgebäude aufgeführt; unter Schulze's unmittelbarer Leitung begann gleich nach dem Brande der Neubau des Hofes; schon im Herbste stand der neue schöne Schafstall da, welcher das erste Gebäude des neuen Hofes abgab. Dieser, wie der ganze jetzige Wirthschaftshof von Eldena ist nach Schulze's Plan und Angabe erbaut. Auch wurde unter ihm das stattliche akademische zweistöckige Gebäude mit einem Thurm in der Elisenstraße, den neuen Kathen gegenüber, aufgeführt, welches noch jetzt für Hörsäle und Sammlungen bestimmt ist. Die Ausgaben für alle diese Bauten, mit Einschluß der Ziegeleigebäude, welche vor Schulze's Direktion gebaut wurden, betrugen nach Ausweis der Rechnungen:

70,457 Thaler.

Es wurden nämlich verausgabt:

1) für 27 neue Gebäude	59,094	Thlr.
2) „ 22 Ausbesserungen alter Gebäude . .	15,373	„
3) „ die übrigen Bauten, Pflastern der Höfe, Chaussirung der Dorfwege, Anlegung von Dämmen, Brücken, Brunnen, Gärten	8,728	„
Summa	83,195	Thlr.
Wenn man von dieser Summe die eingenommenen Brandkassengelder	12,738	„
abzieht, so bleiben	70,457	Thlr.,

welche von Schulze und seiner Vorgängerin in der Direktion, der s. g. Einrichtungscommission, für das Bauwesen wirklich von dem Vermögen der Akademie verausgabt worden sind; gewiß eine sehr kleine Summe, wenn man bedenkt, was Schulze damit geleistet, ja daß er damit im wesentlichen die ganze äußere Einrichtung der Akademie von ihren ersten rohen Anfängen an, ins Leben gerufen hat.

---

5. Die Gutswirthschaft.

Die Einrichtung der Gutswirthschaft war in sofern von der größten Wichtigkeit, als dieselbe einerseits Lehr- und Musterwirthschaft sein, andererseits der Akademie die zu ihrer Erhaltung und zur Verzinsung ihres Einrichtungskapitals erforderlichen Geldmittel großentheils liefern sollte. In beiden Beziehungen waren die Verhältnisse, welche Schulze vorfand, sehr ungünstig.

Zu dem akademischen Gute Eldena gehörten 1872 Morgen Land, nämlich 1209 Morgen Feld, 131 Morgen Holzland, 335 Morgen Wiesen, 65 Morgen Koppeln u. s. w. Dieses Gut bewirthschaftete bis 1834 ein wenig intelligenter Pachter ganz im alten Schlendrian, mit schlechter Viehhaltung, mangelhafter Düngung und sehr geringer Arbeitskraft. Cranz, als Mitglied der Einrichtungscommission, hatte die Gutswirthschaft vor Schulze's Eintritt bereits umgeändert, freilich aber, unter dem Schein rationeller Verbesserung, die unpraktischsten Dinge eingeführt. Vor allem hatte die Einrichtungscommission ein so umfassendes Verwaltungspersonal angestellt, daß die Einkünfte des Gutes kaum ausreichten, dasselbe zu besolden. An die Spitze war ein bejahrter Administrator mit zahlreicher Familie, hohem Gehalt und völlig freier Station gestellt, ihm zur Seite stand ein Inspektor, ein Rechnungsführer, ein

Fabrikationsinspektor, eine Wirthschafterin u. s. w. Cranz hatte den Ertrag der Gutswirthschaft dadurch heben wollen, daß man den Rapsbau außerordentlich ausgedehnt hatte, hatte aber den Mangel an Düngervorrath ganz übersehen und wollte sich durch Mergeln der Felder helfen; der Administrator hatte hunderte von Fuhren angeblichen Mergels auf die Felder fahren lassen; als aber Schulze die Sache näher untersuchte, war der angebliche Mergel größtentheils nichts als Sand. Kein Wunder, daß die neu eingerichtete Gutswirthschaft zu Eldena den praktischen Landwirthen in der ganzen Umgegend ein Gegenstand des Spottes wurde und der akademischen Kasse fast nichts eintrug. Die dringendste Sorge Schulze's war daher, diesen heillosen Zustand abzustellen.

Nur durch schwierige Verhandlungen und durch Zahlung einer nicht unbedeutenden Abschlagssumme gelang es im nächsten Jahre, den lebenslänglich angestellten Administrator zu beseitigen. Schulze übernahm die oberste Leitung nun persönlich durch das Organ eines von ihm abhängigen Inspektors, wodurch die Administrationskosten bedeutend verringert wurden. Wie kam es jetzt Schulze zu Statten, daß er ein so durchgebildeter Landwirth war, daß er bereits in großen und kleinen Wirthschaften dirigirt hatte! Von seiner Leitung der Gutswirthschaft hing jetzt nicht nur eine Haupteinnahmequelle der Akademie, sondern auch deren Ehre und Ansehen in der Umgegend ab. Aber auch diese Aufgabe löste Schulze mit seltenem Geschick. Sobald er die Oertlichkeit genau kennen gelernt hatte, führte er eine neue achtschlägige Fruchtfolge ein, wobei der übertriebene Rapsbau herabgesetzt und der Bau des Wintergetreides erhöht wurde. Zur Bearbeitung der Felder waren vor seiner Zeit nur der Hacken und die Egge angewandt, man kannte weder Pflug noch Walze. Schulze führte beide Werkzeuge ein; aus Thüringen allein ließ er 14 Pflüge kommen und zeigte den Knechten nicht selten eigenhändig ihren Gebrauch. Für das wichtigste hielt er, den vernachlässigten und ausgesogenen Feldern Dünger zuzuführen. Hier kam ihm eine Entdeckung zu Gute, welche er machte, als er einen im Dorfe gelegenen Morast in einen regelmäßigen Teich verwandeln wollte, indem er hier ein reichhaltiges Lager des besten Moders vorfand. Aus dieser Fundgrube allein wurden in zwei Jahren 4629 vierspännige Fuder Modererde gefahren. Außerdem wurden mancherlei künstliche Düngemittel angewendet und die Bereitung des Stalldüngers durch Anlegung einer zweckmäßigen Düngerstätte und eines Jauchenbehälters wesentlich verbessert. Bald zeigte sich der günstigste Erfolg. Vor der Administration wurde durchschnittlich das fünfte bis siebente Korn bei dem Winterroggen ge-

baut, im Jahre 1838 bereits das zehnte. Im gleichen Verhältniß war der Ertrag der übrigen Körnerfrüchte gestiegen. Auch gewährten die Spiritusbrennerei, die Bierbrauerei und Bereitung von Syrup aus Kartoffeln eine bedeutende Vermehrung der Fütterung und Düngung. Die in einem sehr verwilderten Zustande befindlichen Wiesen wurden durch Entwässerungsgräben und Bewässerungsanstalten verbessert. Beim Rindvieh wurde die Stallfütterung zum Theil durchgeführt. Ein kleiner Stamm der Ayrshirerasse wurde angekauft. Die vorhandene, an Zahl und Werth geringe Schäferei wurde durch eine Stammheerde von reiner, edler, sächsischer Abkunft sehr verbessert, wenn auch bis zu Schulze's Abgang die völlige Ausgleichung, wegen der Kürze der Zeit, nicht ganz vollzogen sein konnte. So gestaltete Schulze in kaum vier Jahren die völlig vernachlässigte Wirthschaft um; eine Leistung, die allein schon die Kraft eines thätigen Mannes hinreichend in Anspruch genommen haben würde. Es erwarb sich die Eldenaer Gutswirthschaft, kurz vorher ein Gegenstand des Spottes, durch Schulze's Thätigkeit und Umsicht in wenigen Jahren die Anerkennung der angesehensten Landwirthe Neuvorpommerns*).

---

6. Das Kassen- und Rechnungswesen.

Als Schulze die Direktion der Akademie im November 1834 übernahm, fand er das Rechnungs- und Kassenwesen höchst unzweckmäßig, ganz nach den Grundsätzen einer kaufmännischen doppelten Buchhaltung eingerichtet; besonders stand dies mit den Forderungen nicht in Einklang, welche die preußische Gesetzgebung an das Kassen- und Rechnungswesen aller öffentlichen Anstalten stellt. Außerdem war ein ganz unfähiger, junger Mann aus Berlin, lediglich zu seiner Versorgung, als Kassirer angestellt.

Das vorgesetzte Ministerium, an welches Schulze über diese Sache berichtete, verordnete, daß die von Cranz eingeführte Form ganz zu entfernen sei und die Wahl einer andern dem Direktor überlassen werden solle. Schulze führte nun einfache Buchhaltung ein, deren Jahresrechnung in eine Geld- und Naturalrechnung zerfällt und in ihre Geldrechnung nur solche Dinge aufnimmt, welche wirklich mit Geld gekauft oder gegen Geld verkauft worden sind; beiden Theilen aber, der Geld-

*) Siehe das Gutachten über den Zustand der Eldenaer Gutswirthschaft bei Schulze's Abgang in den geschichtlichen Mittheilungen S. 72.

und Naturalrechnung, gab Schulze eine solche Einrichtung in Hauptstücke, Abschnitte u. s. w., daß er, als Direktor der Wirthschaft, nach den Ergebnissen der geschlossenen Jahresrechnung, leicht den Reinertrag nicht blos der ganzen Wirthschaft, sondern aller einzelnen Zweige derselben berechnen konnte. Auch bei Einrichtung der Geld- und Naturaltagebücher hatte er diesen Zweck der Reinertragsermittelung vor Augen. Bei dieser Umgestaltung des ganzen Kassen- und Rechnungswesens stand ihm sein Freund Hueck treulich zur Seite. Derselbe gab die Stelle eines Lehrers der speciellen Landwirthschaft auf, und Schulze übernahm für ihn die Vorlesungen, welche er bis dahin gehalten hatte. Hueck's gewissenhafter und umsichtiger Thätigkeit verdankte es Schulze, daß jene so schwierige und für die Akademie so wichtige Arbeit zur völligen Zufriedenheit der höchsten Behörden durchgeführt wurde. Die musterhafte Ordnung, mit welcher Hueck das Kassen- und Rechnungswesen der Akademie führte, bestand auch unter seinem Nachfolger, Herrn Betterling (aus Nordhausen, jetzigem Oeconomiecommissarius zu Eisleben) unverändert fort, so daß Schulze bei seinem Abgang im Mai 1839 alle Rechnungen, gut geordnet und gesetzmäßig geschlossen, den betreffenden Behörden übergeben und Eldena in dieser Beziehung ganz ohne Sorgen verlassen konnte.

Bei diesem Rechnungsabschlusse stellte sich das Resultat der Schulze'schen Verwaltung in jeder Beziehung außerordentlich günstig, indem sich ergab:

1) daß durch die Honorare der Akademiker und die für die akademischen Wohnungen gezahlten Miethgelder so große Summen eingenommen worden waren, daß damit alle Ausgaben der Lehranstalt, Schulze's Gehalt mit eingeschlossen, bestritten werden konnen, ja sogar noch ein kleiner Ueberschuß von 440 Thalern übrig blieb. Dieses Resultat war dadurch erreicht worden, daß Schulze die Akademie sogleich eröffnet und zu einer Frequenz erhoben hatte, welche die in dem Etat angenommene weit überstieg;

2) daß der Reinertrag der Gutswirthschaft in den fünf Jahren 1834—1838 .

16,953 Thlr. 25 Sgr. 5 Pfg.

betrug, obgleich dieselbe in dieser Zeit dem Uebergange von einem sehr extensiven Wirthschaftssysteme zu einem sehr intensiven große Opfer gebracht hatte und solche Verbesserungen der Felder und Wiesen ausgeführt worden waren, welche erst in spätern Jahren auf Erhöhung des Reinertrages einwirken konnten.

7. Schulze's persönliches und geschäftliches Leben in Eldena.

Nachdem Schulze einen Theil des Winters 1834—1835 in Eldena in der Dachstube des Gasthofes ziemlich unbehaglich zugebracht hatte, war endlich im Frühjahr 1835 die Einrichtung des alten Pachterhauses so weit vollendet, daß Schulze seine Familie in Eldena bescheiden, aber doch anständig unterbringen konnte. Vorläufig konnte er nur die erste Etage dieses Hauses für sich nehmen; die Parterrewohnung blieb dem Administrator, bis das neue Inspektorhaus fertig war. Allerdings sah es in Eldena noch wüst genug aus, als die Schulze'sche Familie daselbst einzog; ihr großer, schwerer Reisewagen, mit vier Extrapostpferden bespannt, versank fast im tiefen Kothe des ungepflasterten Hofes und konnte nur mit Mühe zur Pforte des Wohnhauses gelangen.

In den Zimmern hatte Schulze in Eile alles so behaglich wie möglich eingerichtet; außerhalb des Hauses war es freilich noch chaotisch genug, weder Gartenaulagen noch Spaziergänge waren vorhanden, selbst Männer konnten oft nur vermöge hoher Wasserstiefeln von einem Hause zum andern gelangen. Wie bereits erwähnt, bot Schulze alles auf, um Eldena möglichst schnell zu civilisiren; bald zog sich um das zur Direktorwohnung umgestaltete Pachterhaus ein freundlicher Hausgarten, im Parterre wurde ein hübscher Gartensaal eingerichtet, vor dem Hause wurde ein großer Rasenplatz angelegt, der Hof gewann ein sauberes und ordentliches Ansehen.

Auch sonst suchte Schulze sich und den Seinigen das Leben nach Umständen angenehm zu gestalten; er kaufte ein Paar stattlicher Kutschpferde, sein gutes Reitpferd brachte er sich von Jena mit, dem Sohne Hermann wurde eine Ziegenbockequipage angeschafft, später ein Oeländer Pony, auf welchem er den Vater häufig durch Feld und Wald begleitete, während die kleine Luise ihr edles Grauthier mit vielem Vergnügen tummelte. Erst seit Schulze Frau und Kinder bei sich hatte, fing er an, sich in Eldena heimisch zu fühlen, denn nur im Schooße seiner Familie fand er Freude und Erholung. Obgleich seine Gattin auch in Eldena fortwährend kränkelte und oft wochenlang an das Bett, oder wenigstens an ihre Stube gefesselt war, so war sie auch hier ihrem Gatten in seiner schwierigen Lage die treueste Helferin und ordnete, oft von ihrem Bette aus, mit ihrer praktischen Umsicht die Einrichtung der Speisewirthschaft, der akademischen Kaffeewirthschaft, der Wohnungen der Studirenden u. s. w. Wenn Schulze von den tausend Schwierigkeiten und persönlichen Widerwärtigkeiten seiner amtlichen Stellung niedergedrückt wurde, fand er bei seiner Gattin, deren starken und heitern Geist

kein körperliches Leiden beugen konnte, Trost und Ermuthigung; aber nicht blos in äußerlichen Dingen stand sie ihm hülfreich zur Seite, sondern lebte, eine echt deutsche Frau, mit dem Gatten auch geistig ganz für die großen Aufgaben, die er sich gesteckt, für die Ideen, die ihn erfüllten und bewegten.

Nie hat Schulze unter einer so erdrückenden Geschäftslast gelebt, als während seines Eldenaer Aufenthaltes. Weihnachten 1836 schrieb er einem Freunde in Jena, um sein langes Schweigen zu entschuldigen: „Wenn ich auf die vergangenen zwei Jahre zurückblicke, so wird es mir fast unmöglich, alle die Verwickelungen und die mannigfach wechselnden Ereignisse, die im Laufe derselben auf mich einstürmten, ins Gedächtniß zu rufen und zu beschreiben, daß andere eine deutliche und bestimmte Einsicht in meine schwierige nnd bedrängte Lage erhalten. Ich glaube jetzt einen Ruhepunkt gewonnen zu haben, ich hoffe, daß ich nicht mehr in ein so rastloses Treiben verflochten werde, welches mich meiner Familie, meinen Freunden und meinen Studien völlig entzog. Ist auch das Werk, zu welchem mich Altenstein berief, noch nicht vollendet, so wird es doch leichter sein, auf einer geordneten Grundlage fortzubauen, als aus einem verwirrten Chaos Ordnung zu schaffen. Bei der Uebernahme der Direktion konnte ich alle die Widerwärtigkeiten nicht voraussehen, welche jene lokalen und persönlichen Verhältnisse herbeigeführt haben. Es gab Augenblicke, in denen ich es fast bereute, an diesen Ort, wie in ein Exil, gegangen zu sein, und bange Zweifel beunruhigten mich bisweilen, ob es möglich sei, die Aufgabe, welche ich mir vorgesetzt, hier zu lösen. In solchen Momenten trat dann um so lebendiger die Erinnerung an die freudige und erhebende Verbindung hervor, welche ich in Jena mit geistig hervorragenden Männern und wohlwollenden Freunden unterhalten konnte, wo ich mich in einem kleinen, aber doch belohnenden Wirkungskreise bewegte und nicht gequält von allen Bedenklichkeiten und Besorgnissen, welche hier auf mich eindringen, noch durch so viele kleinliche Interessen und an sich unbedeutende und unersprießliche Geschäfte abgezogen, in ungestörter Erfüllung meines Berufes wahre Befriedigung fand."

Um uns ein richtiges Bild von dem zu machen, was Schulze's rüstige Arbeitskraft in diesen Jahren leistete, müssen wir uns eine Uebersicht seiner wichtigsten Geschäftszweige verschaffen:

1) Zuerst mußte er die Organisation der Lehranstalt nach dem von ihm entworfenen Plane durchführen, sowohl für den theoretischen, als praktischen Unterricht sorgen. Zum Behufe des erstern mußte er die Reihenfolge der Vorlesungen bestimmen, für Anstellung der Lehrer

sorgen und sich mit ihnen über ihre Collegien und die Methode des Unterrichts besprechen, ferner die Anschaffung von Lehrmitteln, Büchern, Modellen, Naturalien u. s. w. einleiten. Zum Zweck des letztern war die nächste Forderung, die Bewirthschaftung des Gutes und das Rechnungswesen umzugestalten, die technischen Gewerbe einzurichten, Versuchsfelder und einen botanischen Garten anzulegen. Auch die Ausführung der neuen Gebäude und die Ausbesserung der alten nahmen seine Zeit sehr in Anspruch. Hierzu kam die Sorge für Behausung, Speisung und Bedienung der Akademiker, denn es war wahrlich keine leichte Aufgabe, eine so große Zahl junger Leute aus wohlhabenden und angesehenen Familien auf einem elenden Dorfe, wo es bis dahin an allen Lebensnothwendigkeiten gefehlt hatte, anständig unterzubringen. Es war nicht genug, den dringenden Bedürfnissen abzuhelfen, es mußte auch den Ansprüchen auf Bequemlichkeit und Erheiterung genügt werden, um den Aufenthalt durch gefällige äußere Einrichtung angenehm und freundlich zu machen.

2) Als Direktor stand Schulze unmittelbar unter dem Kanzler der Universität, dem Fürsten zu Putbus, und dem Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten zu Berlin. Beiden Behörden mußte er über alles, was geschah oder geschehen sollte, ausführlich Bericht erstatten. Dazu kam, daß er keine Geschäftsform vorfand, noch fest bestimmte Instruktionen hatte, sondern sie im Lauf der Zeit selbst bilden mußte.

3) Außerdem kam er in vielfache Berührung mit der Polizei, dem landräthlichen Amte, den Steuerbehörden, der Amtshauptmannschaft der Universität, mit der Regierung zu Stralsund und anderen Behörden.

4) Nicht unbedeutender als die Berichterstattung an die vorgesetzten und coordinirten Behörden war die Correspondenz mit Privaten, welche Nachricht über die Akademie verlangten, mit landwirthschaftlichen Vereinen, mit den Eltern der Akademiker; selbst die Correspondenz mit solchen Männern, welche in Eldena Anstellung suchten, bildete ein starkes Volumen.

5) Als Mitglied des Senats mußte er ferner den Senatssitzungen in Greifswald beiwohnen.

6) Als Professor der Staatswirthschaft an der Universität las er jedes Semester ein Collegium in Greifswald. Er mußte zu diesem Zwecke früher dreimal, später zweimal wöchentlich nach der Stadt fahren, was bei dem entsetzlichen Wege im Winter viel Zeit nahm. Häufig war der Weg dahin so schlecht, daß er in einem leichten Wagen, mit vier Pferden bespannt, dennoch 1½ Stunden nöthig hatte, um die halbe Meile zurückzulegen.

7) Für die Akademiker hielt Schulze täglich zwei bis drei Stunden Vorlesungen über Ackerbau, Thierzucht, allgemeine Landwirthschaft, Taxation, Nationalöconomie, Staatswirthschaft. Diese Vorlesungen dienten ihm allerdings zur Erheiterung und Belebung, erforderten aber auch, bei der Verschiedenartigkeit der Gegenstände, viel Vorbereitung und eine große Anspannung des Geistes.

8) Nicht weniger als die öffentlichen Collegien beschäftigte ihn die Leitung der Privatstudien und die Sorge für die sittliche und wissenschaftliche Ausbildung der einzelnen. Die jungen Männer wandten sich mit Vertrauen an ihn und verlangten Auskunft, Erklärung und Rath, sowohl wenn sie die Anstalt beziehen wollten, als bei ihrem Abgange, sie brachten ihm ihre schriftlichen Ausarbeitungen, z. B. Anschläge, Wirthschaftsbeschreibungen zur Korrektur und Kritik, sie schrieben von ihrer Heimath aus an ihn und verlangten von ihm Gutachten über ihre eigenen wirthschaftlichen Angelegenheiten u. s. w.

9) Den landwirthschaftlichen Unterricht verband er mit Demonstrationen und Excursionen; die letztern dehnten sich auch auf die Umgebung aus, ja mehreremal unternahm er größere landwirthschaftliche Reisen mit allen seinen Zuhörern, z. B. nach Mecklenburg.

10) Dazu kommen noch Reisen, die er nach Berlin machen mußte, um mit dem Minister persönlich über die Angelegenheiten der Akademie zu verhandeln, zahlreiche zeitraubende Besuche von Fremden, welche die neue Anstalt kennen lernen wollten u. s. w.

11) So viel wie möglich nahm Schulze sich auch der Bewohner des Ortes an, die meist aus Tagelöhnerfamilien des Gutes bestanden, sie lebten in armseligen Hütten und elenden Verhältnissen; sein Bestreben ging dahin, ihnen nach und nach ein menschenwürdigeres Dasein zu verschaffen. Daß es seine Absicht war, später einmal die s. g. neuen Kathenhäuser diesen Arbeiterfamilien einzuräumen, ist schon oben erwähnt worden; aber auch für jetzt that er alles, um ihre Lage zu verbessern. Seine Lieblingsidee war es, für die Kinder dieser Leute eine landwirthschaftliche Arbeitsschule im Sinn Wehrlis (sogenannte Wehrlischule) zu gründen, ein Plan, der durch seinen Abgang unausgeführt blieb. Menschenliebe und ächte Humanität führte Schulze nicht nur im Munde als Phrasen, sondern bethätigte sie in allen Lebensverhältnissen, den Niedrigen und Armen gegenüber am liebsten. Das schöne Wort, das einst Fellenberg's Mutter zu ihrem Sohne gesprochen hatte: „Den Reichen gebricht es selten an Hülfe, stehe Du den Armen und Verlassenen bei;" war auch ihm in die Seele gegraben. In diesem Sinne wirkte Schulze auch in Eldena und nahm

die Liebe und Dankbarkeit dieser armen und einfachen Menschen mit sich.

Trotz dieser verschiedenen und manchfachen Bestrebungen, trotz dieses kaum zu bewältigenden Geschäftsdranges, vernachlässigte Schulze niemals seine Vorlesungen, auf welche er sich stets von neuem, in jedem Semester, gründlich vorbereitete. Um die dazu nöthige Zeit zu gewinnen, pflegte er in Eldena regelmäßig früh um 3 Uhr aufzustehen, und oft sahen die Akademiker, wenn sie von einem lustigen Feste heimkehrten, schon die Studirlampe des Direktors brennen, welcher bereits wieder am Arbeitstisch saß. Schulze war mit Leib und Seele akademischer Docent; seine ganze Persönlichkeit nahm auf dem Katheder einen erhöhten Aufschwung. Seine Vorlesungen über Nationalöconomie zeichneten sich durch klare Hervorhebung der Principien und Schärfe der Begriffsbestimmung aus, wozu sich eine seltene Kenntniß der praktischen Lebens- und Gewerbsverhältnisse gesellte. In seinen landwirthschaftlichen Vorlesungen bewährte sich Schulze überall als gewiegten rationellen Landwirth, welcher die Praxis des Gewerbes eben so beherrschte wie die wissenschaftliche Theorie desselben. Da seine Zuhörer fast durchgängig schon länger in der Landwirthschaft sich umgesehen hatten und Schulze principiell bei jedem seiner Zuhörer praktische Vorbildung voraussetzte, so war seine Methode wesentlich eine regressive, welche von gegebenen Thatsachen ausging und daraus wissenschaftliche Principien zu entwickeln suchte; so vermied er die oft bei Lehrern der Landwirthschaft vorkommende Trivialität, welche den Zuhörern alles geben will, was man weit besser bei der praktischen Beschäftigung mit der Landwirthschaft erlernt und verwies nur insoweit auf landwirthschaftliche Beobachtungen und Erfahrungen, als es nothwendig ist, dieselben wissenschaftlich zu verarbeiten, d. h. nach leitenden Grundsätzen in ein System zu bringen. Dennoch fühlte Schulze, daß er auf die Dauer den ausgedehnten Kreis seiner Vorlesungen nicht mehr vollständig beherrschen könne und machte den Antrag, daß ein zweiter Lehrer der Landwirthschaft in Eldena angestellt werde, welchem er die spezielle Landwirthschaft, Ackerbau und Thierzucht, überlassen wollte, während er sich selbst seine eigentlichen Lieblingsfächer, Nationalöconomie, Staatswirthschaft und allgemeine Landwirthschaft vorzubehalten gedachte. Daß in dieser Beziehung seinem Wunsche nicht gewillfahrt wurde, war ein Hauptgrund seines Abgangs von Eldena.

Bei dieser Ueberbürdung mit Geschäften, bei diesen manchfach verstimmenden Verhältnissen und der Schlechtigkeit des Weges war es natürlich, daß Schulze die Geselligkeit in Greifswald nicht sehr kultivirte;

doch fehlte es nicht an trefflichen Männern der Universität, die ihm mit Wohlwollen entgegenkamen und freundschaftlich mit ihm verkehrten, so der ihm schon von Jena her näher befreundete Kosegarten, der gelehrte Orientalist, ein Charakter von seltener Gediegenheit; so Geh. Rath Berndt, das Haupt der medicinischen Facultät, der treue Freund und Arzt der Familie; so der Historiker Barthold, die Theologen Schirmer und Parow und andere mehr. Dazu kam der Umgang mit den Landwirthen der Umgegend, die in Schulze bald den zuverlässigen Charakter ebenso wie den ebenbürtigen Praktiker ehren lernten. Mit ihnen trat er durch Gründung des baltischen Vereins in nähere Verbindung.

Vor allem aber hielt Eldena selbst in innigster Eintracht zusammen; Lehrer und Studirende bildeten gewissermaßen eine große, von demselben Geiste getragene Familie. Je mehr man Anfeindungen von außen erfuhr, um so inniger schloß man sich zusammen. Es war eine Freude mit anzusehen, wie jeder für's Ganze wirkte, wie alles vereint im Arbeiten und Schaffen war. Gerade weil man in Greifswald gegen Eldena intriguirte, kettete sich hier alles um so fester zusammen, und das trug dazu bei, die Akademie zu immer höherer Blüthe zu bringen. Schulze hatte richtig empfunden und vorausgesehen, als er schon in Jena zu Hueck und Langethal gesagt hatte: „ich muß treue Freunde um mich haben, die mich ganz verstehen und auf die ich mich ganz verlassen kann." Diese Freunde waren es auch, die einen großen Theil der üblen Verhältnisse ebneten und ohne welche Schulze schwerlich sein Ziel erreicht hätte. Zu den beiden jenaischen Freunden kamen dann noch A. Adler, der später als Sekretär, Betterling, der als Kassirer der Akademie angestellt war, ferner der wackere Thüringer de Wedig, der als Inspektor Schulze in der Bewirthschaftung des Gutes durch seine unermüdliche Thätigkeit kräftig unterstützte. Auch Dr. Köhler (jetzt Superintendent in Ilmenau), der Hauslehrer von Schulze's Kindern, ein talentvoller junger Gelehrter, ging ganz mit in den Geist des eldenaer Lebens ein, ebenso Dr. Gustav Müller, ein Schüler Trendelenburgs, ein gediegener Philolog und Mathematiker, welcher in Eldena Privatunterricht ertheilte. Ein heiteres humoristisches Element brachte ein jovialer Berliner, der Bauconducteur Kühn, in das eldenaer Leben. Diese Männer bildeten um den Direktor eine festgeschlossene Phalanx von Freunden. Schulze gab ihnen dadurch Gelegenheit zum innigen Verkehr mit seiner Person, daß sie ein für allemal jeden Sonntag Mittag und jeden Mittwoch Abend bei ihm zu Tisch geladen waren; hier war gewissermaßen der Geheime Rath der Akademie versammelt, wo alle Angelegenheiten in der vertraulichsten Weise besprochen wurden. Besonders wirkten diese Männer mit Schulze

gemeinsam darauf hin, auch außerhalb der Vorlesungen die Studirenden an sich heran zu ziehen und gleich von Anfang an in ihre Geselligkeit und ihre Vergnügungen eine edlere Richtung zu bringen. Langethal, ein tüchtiger Sänger, errichtete eine Liedertafel und rief ein Quartett ins Leben, Hueck stiftete ein Lesekränzchen für deutsche Literatur, Gustav Müller errichtete einen Shakespeareabend; die Lehrer lebten ganz unter den Studirenden, der Ton zwischen ihnen war ebenso vertraulich als anständig. Wenn die Freunde dann um Schulze's Tisch saßen und von dem guten Erfolge ihrer Bemühungen erzählten, dann freute sich Schulze herzlich. Das waren aber auch die einzigen Freuden, die er in Eldena hatte. „Ich verlasse mich ganz auf Euch — sagte er dann — ich kann mich unmöglich um alles kümmern, nun Gott wird ja geben, daß wir es durchsetzen."

Oft feierten die Akademiker auch heitere Feste, wo deutsche Lieder gesungen, begeisterte Reden gehalten, scherzhafte und ernste Toaste ausgebracht wurden. Schulze saß bei solchen Festen mitten unter ihnen und freute sich an dem edlen Geiste, wie an dem jugendlichen Frohsinn seiner jungen Freunde. Alles Gemeine und Niedere blieb fern, wo er mit seiner lautern und reinen Persönlichkeit weilte. Besonders war sein Geburtstag, der 28. Januar, jedesmal ein Freudenfest für den ganzen Ort; mit Musik und Gesang wurde Schulze schon am frühen Morgen begrüßt und des Abends wurde der Geburtstag durch einen solennen Commerce gefeiert, zu welchem der Geburtstäger, sämmtliche Lehrer und Beamte eingeladen zu werden pflegten. Als im Winter 1838—39 Eldena seine höchste Blüthe erreicht hatte, indem die Zahl der Studirenden auf 85 gestiegen war, wurde Schulze's Geburtstag noch einmal aufs glänzendste gefeiert; wie gewöhnlich flaggten an diesem Tage sämmtliche Schiffe im Hafen zu Wieck und in den Festgesang der Studirenden mischte sich das donnernde Vivat der Matrosen. Nur wenige Vertraute wußten damals bereits, daß dieser festliche Tag für Eldena zum letztenmal erschienen, daß Schulze fest entschlossen sei, einen Ort zu verlassen, wo er so viel Gutes geschaffen, aber auch so unsägliche Widerwärtigkeiten erfahren hatte.

---

8. Schulze's Abgang von Eldena.

Der Umstand, daß das Ministerium die zur Errichtung und Erhaltung der neuen Anstalt erforderlichen Geldsummen aus der Universitätskasse zahlen ließ, erregte, wie bereits oben bemerkt, bei mehreren Mitgliedern der Universität um so mehr eine Opposition gegen das ganze

Unternehmen, da früher, unter schwedischer Regierung, die Universität ihr Vermögen selbstständig verwaltet hatte. Deshalb hatte die staats- und landwirthschaftliche Akademie Gegner, noch ehe sie ins Leben trat, und es war mit Gewißheit vorauszusehen, daß der Direktor derselben einen schweren Kampf mit diesen feindlichen Elementen zu bestehen haben würde. Als sich der Einfluß derselben bereits im Jahre 1834 in der Einsetzung der s. g. Einrichtungscommission gezeigt hatte, erschienen Schulze diese Gefahren so groß, daß er den Minister ernstlich um Auflösung seiner eingegangenen Verbindlichkeit ersucht hatte; nur durch dringende Vorstellungen des Ministers hatte er sich bewegen lassen, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen, sich aber auch nur auf fünf Jahre zu bleiben verpflichtet.

Diese feindselige Opposition hatte sich seit Eröffnung der Anstalt nicht gemindert, sondern vielmehr durch die thatsächlich eingetretene größere Trennung von Greifswald gesteigert. Gerade das Aufblühen Eldena's, die von Semester zu Semester wachsende Zahl der Akademiker erweckte der neuen Anstalt den bittersten Neid. Besonders wurde die Besorgniß rege, Eldena's Glanz möchte mit der Zeit die schwache, nur 110 Studenten zählende Universität völlig verdunkeln. „Das Eldena frißt uns noch auf," war das beliebte Stichwort der Gegner in Greifswald. Alle Mittel der Intrigue wurden aufgeboten, jeder Schritt von Schulze wurde belauert, jedes Wort zu seinem Nachtheil verdreht. Besonders wurden Denunciationen der niedrigsten Art an das Ministerium eingesendet, welche selbst Schulze's reinen und fleckenlosen Charakter anzutasten wagten. Ein solches Denunciationsschreiben schickte der Minister selbst Schulze zu, um sich über die darin enthaltenen Beschuldigungen zu äußern. Schulze antwortete hierauf, im Gefühl seines guten Rechts, einfach und vornehm, wie es ihm anstand:

„Ew. Excellenz ließen mir in einem hohen Ministerialrescripte vom 21. Mai 1836 eine Reihe von Denunciationen zukommen, mit dem Befehle, mich über dieselben gründlich zu äußern. Ich fühlte mich hochgeehrt durch den Beweis eines Vertrauens, dessen ich, solcher Beschuldigungen ungeachtet, um so sicherer zu sein glaubte, da gerade in jener Zeit sehr wichtige, von mir gestellte Anträge von Ew. Excellenz huldvoll genehmigt wurden. Schon früher hätte ich auf dieses verehrl. Schreiben geantwortet, aber das verflossene Jahr war so reich an bedeutenden Einrichtungen, daß meine Zeit kaum ausreichte, um alle die schwierigen und verwickelten Angelegenheiten der Akademie zu ordnen und gleichzeitig Berichte darüber den hohen vorgesetzten Behörden einzusenden. So sehr ich die Wichtigkeit des schriftlichen Geschäftsganges anerkenne und mich bemühen werde, auch in dieser Beziehung allen Anforderungen künftig noch mehr zu genügen, so bin ich doch der Meinung, daß ihm auf Kosten der ausführenden Thätigkeit nicht zuviel eingeräumt werden darf. Noch weniger aber trug ich

Bedenken, eine so unersprießliche und undankbare Arbeit, wie es die Widerlegung jener Anklagen ist, auf eine gelegene Zeit hinauszuschieben. Ohne Ew. Excellenz ausdrücklichen Befehl würde ich dergleichen Aeußerungen einer neidischen Opposition ihrer eigenen Gehaltlosigkeit überlassen, da sie einer ernstlichen Beachtung nicht werth sind. Früher, als ich die Verhältnisse und die Persönlichkeiten weniger kannte, beunruhigte mich allerdings dieses und jenes Gerücht von versteckten Angriffen; nachdem ich aber die kleinlichen Interessen, den eigennützigen und spießbürgerlichen Sinn durchschaute, konnte ich getrost alle Machinationen ertragen. Ja, mir sind solche Anfeindungen ehrenvoll, da ich einsehe, daß ich solche Gegner der Anstalt eher durch Pflichtverletzung, durch Seichtigkeit der Gesinnungen und durch Schmeichelcien, als durch eine gewissenhafte Erfüllung meines Berufs gewinnen könnte.

Ein offener Widerspruch gegen meine Maßregeln, ein freier Tadel der von mir getroffenen Einrichtungen würde mich vielleicht mit Achtung vor den Gegnern der Akademie erfüllt haben, und begründete Ausstellungen hätten zu einer bessern Einsicht führen können; wie soll ich aber die arglistige Absicht, mich bei dem hohen Ministerium zu verdächtigen und die glatte Freundlichkeit, wodurch man den Anschein der Feindschaft zu verdecken sucht, beurtheilen?

Die Anklagen, welche über die Anstalt eingegangen sind, erlaube ich mir nun in derselben Ordnung zu beantworten, wie sie das hohe Ministerialrescript aufstellt u. s. w. — —

Auch ist man darüber unwillig, daß ich vom Anfange an meinen Weg selbstständig verfolgte und die Protektion solcher Personen nicht nachsuchte, die Ew. Excellenz besonderer Gnade sich rühmen. Ich mochte aber weder Gunst noch Nachsicht auf eine andere Weise erlangen, als durch treue und gewissenhafte Erfüllung meines Berufes, und im Vertrauen auf Ew. Excellenz Gerechtigkeit glaubte ich eine bessere Empfehlung nicht zu bedürfen.

Ew. Excellenz aber ersuche ich ehrfurchtsvoll, mir Ihren hohen Schutz und Ihr Vertrauen zu bewahren, da ich sonst, ungeachtet eines erfreulichen und belohnenden Wirkens, mich bald entschließen müßte, die Direction der hiesigen Anstalt aufzugeben und mich dadurch den kleinlichsten und erbärmlichsten Anfeindungen zu entziehen, die ich jetzt verachten kann."

Der Haupttrumpf gegen Schulze wurde aber ausgespielt, als Hornschuch, sein erbittertster Gegner, im Sommer 1837 Rektor wurde. Schulze war als ordentlicher Professor der Staats- und Cameralwissenschaften in Greifswald angestellt; man wußte, daß er gerade auf diese Seite seiner Wirksamkeit besondern Werth legte; nun wollten ihn seine Gegner dadurch in seiner liebsten Wirksamkeit beeinträchtigen, daß sie beim Ministerium den Antrag stellten, einen zweiten Professor der Nationaloeconomie und Staatswirthschaft anzustellen, ein Plan, der mit Schulze's Wunsch, daß ein Lehrer für specielle Land- und Forstwirthschaft nach Eldena berufen werde, in direktem Widerspruch stand.

Mit Genehmigung des Ministeriums hatte Schulze im ersten Jahre (1835—1836), neben den Vorlesungen über Nationalöconomie und Staatswirthschaft, nur über allgemeine Landwirthschaft und landwirth-

schaftliche Anschläge Vorträge gehalten; für die Vorlesungen der auf Naturwissenschaft zu gründenden speciellen Theile der Landwirthschaft (Ackerbau und Thierzucht) war in Dr. von Hueck ein besonderer Lehrer angestellt; im Jahre 1836 sah sich aber Schulze genöthigt, diesem zuverlässigen Freunde die Kassenführung und Buchhaltung zu übergeben und deshalb selbst die Vorlesungen auch über diese Zweige der Landwirthschaft zu übernehmen. Da nun aber die mannigfaltigen und umfassenden Geschäfte bei der Errichtung und Leitung der Akademie Schulze verhinderten, diesen Vorträgen die erforderliche Zeit zu widmen, so machte er den Antrag, daß ein Lehrer der speciellen Landwirthschaft für Eldena angestellt werde, erklärte sich aber auf's entschiedenste gegen die Errichtung einer außerordentlichen Professur für Nationalöconomie, so lange er selbst die Stelle eines Ordinarius in diesem Fache bekleidete, weil weder für die Akademie Eldena, noch für die Universität Greifswald ein Bedürfniß vorliege.

Er machte über diesen Punkt in einem Schreiben vom 18. Februar 1837 dem Regierungsbevollmächtigten bei der Universität Vorstellungen, bat auch den Minister in einem Berichte vom 3. April d. J., daß nicht der aus Greifswald gekommene, sondern der von ihm gestellte Antrag angenommen werde. In beiden Schreiben erklärte Schulze auf's bestimmteste, daß er, wenn jener Antrag dem seinigen vorgezogen werden sollte, Eldena verlassen würde.

Obgleich bis dahin Altenstein Schulze's Wünsche und Ansichten immer berücksichtigt hatte, so waren jetzt die Gegner Eldena's in Berlin durchgedrungen, denn Altenstein hatte schon im Sommer 1837 sich mündlich dahin ausgesprochen, daß er das Gesuch der Greifswalder deshalb zu erfüllen beschlossen habe, weil nach ihrer Ansicht dadurch eine nähere Verbindung der Akademie mit der Universität bewerkstelligt werden könnte, und eine solche Verbindung insofern billig sei, als die Universität das Geld zur Einrichtung der Anstalt gegeben habe.

Wirklich wurde im Sommer 1838 der Antrag seiner greifswalder Gegner, der nur darauf berechnet war, ihn in seinem liebsten Wirkungskreise zu beeinträchtigen, trotz seiner bestimmten Gegenerklärung, in Ausführung gebracht. Unmittelbar darauf äußerte sich Schulze in einem Briefe an Fries, der ihm zu seinem Geburtstag am 23. August seine freundschaftlichen Glückwünsche darbringen sollte, zum erstenmal unzufrieden mit seiner Stellung zur Universität Greifswald. Der treue Freund hatte davon, ohne von Schulze dazu veranlaßt zu sein, sofort den Staatsminister Schweitzer in Weimar in Kenntniß gesetzt, und schon am 28. August erhielt Schulze einen Ruf nach Jena, worin ihm die

ordentliche Professur der Staats- und Cameralwissenschaften angeboten wurde. In einem Schreiben vom 30. August reichte Schulze sein Entlassungsgesuch beim preußischen Ministerium ein und schrieb zugleich nach Weimar, daß er entschlossen sei, dem Rufe nach Jena zu folgen. Aus Schulze's Entlassungsgesuch theilen wir folgendes auszugsweise mit:

„Schon früher sah ich mich veranlaßt, Ew. Excellenz über die mißliche Lage zu berichten, in welche ich seit meinem Aufenthalte in Eldena durch die Stellung der hiesigen Akademie zur Universität Greifswald versetzt worden bin. Ich habe mich darüber ausgesprochen, wie sehr mein Wirken und mein wissenschaftliches Leben durch Feindseligkeiten mir verleidet worden, deren Beseitigung ich vergeblich versuchte. Die selbstständige Entwickelung der hiesigen Anstalt und die Einrichtungen, welche zu ihrem Gedeihen erforderlich waren, gaben hauptsächlich zu der Spannung Anlaß, welche gegenwärtig die Interessen beider Institute beeinträchtigt. Ich bin mir bewußt, nicht durch meine Persönlichkeit diese Widerwärtigkeiten hervorgerufen zu haben. Ich habe alles vermieden, was dazu beitragen konnte, die Unzufriedenheit, welche man gegen die Sache schon vor meinem Hierherkommen hegte, zu steigern.

Ich hatte über die Aufgabe, welche mir durch Ew. Excellenz Vocation zu Theil wurde, reiflich nachgedacht, und ich folgte dem ehrenvollen Rufe nicht in Uebereilung oder geblendet durch äußere Interessen, sondern einzig und allein nur in der Hoffnung, hier einen Plan, umfassend und großartig, durchführen zu können, von dem ich die ersprießlichsten Resultate für die Wissenschaft und die Veredlung des Lebens erwartete. Durchdrungen von dieser Idee konnte ich aber um so weniger Wünschen entsprechen, welche von Seiten gewisser Mitglieder der Universität bei der Gründung einer neuen Anstalt aus den Fonds derselben genährt wurden.

Bei dem Schritte, zu welchem ich mich jetzt entschlossen habe, hege ich kein Bedenken, Ew. Excellenz die Ursachen anzugeben, welche schon bei dem Entstehen der Akademie eine heftige Opposition hervorriefen:

1) Der Umstand, daß die hiesige Akademie aus den Fonds der Universität dotirt wurde, bewirkte Unzufriedenheit.

2) Ew. Excellenz hatten auf meine Empfehlung besondere Lehrer für die neue Anstalt ernannt.

3) Die selbstständige Stellung, welche Ew. Excellenz mir zugewiesen hatten, gab nicht weniger als die eben erwähnten Umstände zur Unzufriedenheit und zum Neide Anlaß. Denn man betrachtete die hiesige Anstalt nur als Mittel zu einem untergeordneten Zwecke und fühlte sich verletzt durch die Entschiedenheit, mit welcher ich meine Stellung behauptete und jeden fremden Einfluß, jede Intervention und Protektion ablehnte.

So dienten Maßregeln, welche den glücklichen Fortgang der Akademie beförderten, nur dazu, die Opposition in Greifswald zu vermehren. In der ersten Zeit, wo ein Theil der Akademiker in Greifswald wohnte, wurde die Unzufriedenheit weniger laut. Als aber sämmtliche Mitglieder der Anstalt sich in Eldena vereinigten, brach der Unwillen offen hervor, und dennoch war dieser Schritt durch die Natur der Sache herbeigeführt und rechtfertigte sich durch den glücklichen Erfolg. Denn es entwickelte sich hier unter den Studirenden ein erfreuliches Leben in Bezug auf Wissenschaft, Sittlichkeit und Gemeinsinn.

Daß ich bisher im wesentlichen keine Fehlgriffe gethan, dafür bürgen mir die Anerkennung eines großen Publikums, die bedeutende Frequenz, die Tüchtigkeit der jungen Leute, die hier gebildet wurden, der gute Geist, welcher stets unter den Akademikern geherrscht hat und die lebendige Theilnahme, mit welcher sie sich an die Anstalt anschlossen. Für die höhere Entwickelung, welche Ew. Excellenz durch den engen Anschluß an die Universität Greifswald beabsichtigen, kann ich unter den obwaltenden Verhältnissen nichts beitragen. Es wird mir aber immer ein lohnendes Bewußtsein bleiben, unter Ihren Auspicien das vorbereitet zu haben, was sich in Zukunft durch ein fähigeres Organ gedeihlicher entwickeln mag.

Bei den Verhandlungen, welche meiner Anstellung in dem diesseitigen Staatsdienste vorausgingen, wurde mir die Zusicherung gemacht, daß ich hauptsächlich die staatswirthschaftlichen und allgemein landwirthschaftlichen Vorträge übernehmen sollte. Ew. Excellenz sprachen sich in einem Schreiben an den Ministerialcommissar Dr. Cranz vom 4. September 1832, welches mir, als ich noch in Jena war, mitgetheilt wurde, in folgender Weise aus: „„Irre ich nicht, so hat Schulze eine überwiegende Neigung für das höhere Staatswirthschaftliche, und es würde schade sein, wenn er solche opfern müßte, und ich glaube nicht, daß er sich dazu entschließen dürfte.““

Ich fühlte mich hierdurch vorzüglich bestimmt, die gebotene Stellung anzunehmen.

Unter dem Rectorate des Professors Hornschuch wurde nun von dem königl. Regierungsbevollmächtigten der Antrag gestellt, einen zweiten Lehrer für die Staatswirthschaft nach Greifswald zu berufen. Auf Ew. Excellenz Befehl gab ich in einem Berichte vom 3. April 1837 mein Gutachten in dieser Angelegenheit ab. Ich ersuche Ew. Excellenz, demselben nochmals einige Aufmerksamkeit zu widmen. Ich habe darin nachgewiesen, wie zur Errichtung eines zweiten Lehrstuhls für Nationalöconomie und Staatswirthschaft jetzt kein Bedürfniß obwalte. Wollte man das Interesse der Akademie befördern, so könnte dies besser durch Anstellung eines Lehrers für die Land- und Forstwirthschaft geschehen. In Greifswald studiren keine Cameralisten, und in Eldena war ein zweiter Lehrer für dieses Fach entbehrlich, so lange mir die staatswissenschaftlichen Vorträge blieben. Die Akademiker sind durch dieselben hinreichend beschäftigt.

Von welchen Folgen für die Akademie müßte nun aber die Vocation eines zweiten Lehrers für Staatswirthschaft sein? Wenn ich in der früheren Stellung verbliebe, so hätte er in Eldena keine Wirksamkeit. In Greifswald fehlte es ihm, wie schon erwähnt, auch an Zuhörern, denn es ist wohl eine unsichere Hoffnung, daß sich die Zahl der Cameralisten daselbst vermehren wird, weil ein zweiter Professor der Staatswirthschaft angestellt ist. Mißmuthig wird er daher um so leichter sich den Gegnern der Akademie anschließen. Oder es ist die Absicht eines hohen Ministerii gewesen, daß ich nach der Vocation eines Lehrers für die Staatswissenschaften mich selbst auf die landwirthschaftlichen Disciplinen beschränke. Dies steht aber nicht in Uebereinstimmung mit den Verhandlungen, welche vor meinem Abgange von Jena nach Greifswald gepflogen wurden.

In Erwägung aller dieser Umstände ersuche ich daher Ew. Excellenz,

meine Entlassung bei Sr. Majestät dem Könige zu bewirken. — —

Ich darf Ew. Excellenz wohl nicht betheuern, daß ich mit schwerem Herzen Eldena und den Wirkungskreis verlasse, in welchem meinen Kräften ein so großes und schönes Ziel gesetzt war. Der Rückblick auf die hier verlebte Zeit wird mir stets eine der belohnendsten Erinnerungen sein, denn die Widerwärtigkeiten belasten nur die Gegenwart. Ebenso werde ich mit der innigsten Verehrung stets der seltenen Humanität gedenken, die mir von Ew. Excellenz bewiesen wurde. Auch das Wohlwollen anderer hohen Behörden, die sich für die hiesige Anstalt so lebhaft interessirten, werde ich stets dankbar erkennen.

Schließlich erlaube ich mir noch darauf hinzudeuten, wie nach meinem Abgange eine nähere Verbindung der hiesigen Anstalt mit der Universität zu bewirken sein möchte.

Die Beamten sind sämmtlich provisorisch angestellt. Auch die hiesige Kasse kann leicht mit der Universitätskasse verbunden werden. Die Organisation der Akademie ist in wissenschaftlicher Beziehung vollkommen durchgeführt. Die Wirthschaft ist in bester Ordnung. Die Frequenz der Anstalt ist bedeutend, ihr Ruf gesichert, und sie hat sich während ihres Bestehens aus eigenen Mitteln erhalten. Was die Ausführung des neuentworfenen Bauplanes betrifft, so wurde dieselbe von Ew. Excellenz auf mehrere Jahre hinausgedehnt. Für eine bessere Communication mit Greifswald kann durch die Anlage einer Chaussee gesorgt werden, da sich jetzt wieder die Aussicht eröffnet hat, daß die Stadt die Chaussirung der Strecke übernehmen wird, welche durch ihr Gebiet geht.

Ueber alle diese Gegenstände werde ich, wenn Ew. Excellenz es befehlen, später und ausführlich berichten."

In Eldena hielt Schulze die Absicht, seine Stelle aufzugeben, vorläufig geheim, um keine Aufregung hervorzurufen und keine Unterbrechung in den Gang der Studien zu bringen. „Erst in der zweiten Hälfte des Winters drang die Kunde von Schulze's bevorstehendem Abgang in das Publikum; sie erregte in Greifswald große Sensation, in Eldena Bestürzung, in Pommern allgemeines Bedauern. Selbst die Gegner in Greifswald hatten das nicht bezweckt, sie hatten an diesen Fall gar nicht gedacht; sie hielten ihn für unmöglich, weil sie das hohe Gehalt von Schulze nur allzugut kannten und sich nicht denken konnten, daß er das aufgeben würde. Selbst als die Nachricht von seinem Abgang sich verbreitete, blieben sie ungläubig und erklärten sie für eine Finte von Schulze. Als sich diese Nachricht nun auch von Seiten Berlins bestätigte, so bereuten viele im Stillen ihr Verfahren, denn man hatte eigentlich gegen Schulze's Persönlichkeit nichts einzuwenden. Man war gegen ihn, als Vertreter von Eldena, erbittert gewesen und fühlte nun, daß man die Sache dadurch verschlimmert hatte; man war einen ehrlichen Gegner los, bekam einen andern dafür, von dem man nicht wußte, ob er mit gleich ehrlichen Waffen kämpfen würde. Am unangenehmsten mochte Schulze's Abgang Hornschuch, dem erbittertsten Gegner Eldena's, sein, denn was er bezweckte, hatte er nicht erreicht und jetzt

mußte er fürchten, daß der Zorn des Ministers auf ihn, den Anstifter des Unheils, fallen werde." *)

Schwer konnte sich Altenstein entschließen, den Mann, welcher in kurzer Zeit so Großes geschaffen, welcher ihm selbst persönlich so nahe gestanden hatte, aus dem preußischen Staatsdienste zu entlassen. Schulze mußte am 29. November noch einmal sein Abschiedsgesuch erneuern. Erst am 9. Januar 1839 wurde ihm von dem Minister, obgleich mit schwerem Herzen, doch in der wohlwollendsten Form, der dringend erbetene Abschied ertheilt; insbesondere wurde Schulze der ehrenvolle Auftrag zu Theil, dem Ministerium darüber Vorschläge zu machen: „auf welche thunliche Weise eine nähere Verbindung des Instituts mit der Universität am besten sich bewerkstelligen und das fernere gedeihliche Fortbestehen der Anstalt sich herbeiführen lassen möchte." Auch wurde Schulze aufgefordert, dem Ministerium bei der Wahl und Anstellung eines Nachfolgers behülflich zu sein. Da Professor Schweitzer in Tharandt den Antrag ablehnte, so empfahl Schulze den Generalsecretär der landwirthschaftlichen Vereine im Großherzogthum Hessen, Papst, zu seinem Nachfolger und trat mit ihm in Verhandlungen. Derselbe erklärte sich bereit, die Stelle anzunehmen und wurde unter den Bedingungen, welche ihm Schulze im Namen des Ministers angeboten, angestellt. Den Wunsch des Ministers, daß Schulze selbst noch ein halbes Jahr in Eldena bleiben möchte, konnte er nicht erfüllen, da er bereits Vorbereitungen zu dem im Mai zu eröffnenden landwirthschaftlichen Institute in Jena getroffen hatte.

Als er sich bei dem Minister in Berlin persönlich verabschiedete, sprach dieser sein aufrichtiges Bedauern über Schulze's Abgang in der freundlichsten Weise aus und nannte auch den Namen desjenigen Professors in Greifswald, welcher vorzugsweise sein Feind gewesen war, denn Schulze hatte in seinen Berichten niemals die Namen der Gegner genannt, auch nicht den dieses Mannes, der ihm die bittersten Kränkungen seines Lebens bereitet hatte.

Die Behörden Pommerns, der Fürst zu Putbus, der Oberpräsident von Bonin, die Regierung zu Stralsund sprachen ihm bei seinem Abgang in besonderen Schreiben ihr aufrichtiges Bedauern und zugleich die wärmste Anerkennung für die Verdienste aus, welche Schulze sich in den fünf Jahren seines Aufenthalts in Eldena um den preußischen Staat, insbesondere um die Provinz Pommern, erworben hatte.

Wenn man bedenkt, daß die Akademie in Eldena unter Schulze's Leitung mit jedem Semester mehr aufgeblüht war, daß Schulze, der

*) Langethal's Memoiren.

eigentliche Schöpfer dieser Anstalt, sich des Vertrauens der höchsten Staatsbehörden, der Liebe und Verehrung seiner Schüler in hohem Grade erfreute, daß er sich außerdem in einer unabhängigen, pecuniär vortheilhaften und ehrenvollen Stellung befand, so mag es bei einer oberflächlichen Betrachtung auffallend erscheinen, daß er bereits nach fünf Jahren einen so wichtigen, reichgesegneten Wirkungskreis aufgab.

Wir dürfen in Schulze's Entschluß nicht die Folge der gereizten Stimmung eines Augenblicks sehen; derselbe war vielmehr reiflich überlegt und längst vorbereitet. Es ist zuzugeben, daß vielleicht eine weniger gemüthvolle Natur alle diese Anfeindungen nicht so tief empfunden und die Intriguen einer neidischen Coterie ruhiger ertragen hätte, als Schulze mit seinem offenen, geraden Sinne und seinem treuherzigen Charakter. Wie oft sagte Schulze zu seinen Freunden im vertrauten Kreise, wenn ihm eine neue schändliche Verleumdung hinterbracht wurde: „Ich halte es nicht mehr aus, ich gehe dabei zu Grunde." Wie dachte er dann an die schönen collegialischen Verhältnisse des geliebten Jena zurück, wo er im engen Bund mit edlen, hochbedeutenden Männern ein reiches geistiges Leben gelebt, wo er überall nur förderndes Wohlwollen erfahren hatte. So lange ihm Altenstein's Schutz und festes Vertrauen unbedingt zur Seite stand, konnte er den Anfeindungen allerdings Trotz bieten. Als er aber zu seinem Bedauern bemerkte, daß auch hier der geschäftige Eifer seiner Gegner ihm den festen Boden zu unterwühlen begann, war er entschlossen, so bald als möglich eine Stellung aufzugeben, die ihm täglich neue Aergernisse bereitete, wodurch sogar seine bisher so kräftige Gesundheit erschüttert zu werden begann. Als daher der Vorschlag seiner Gegner, trotz seiner ausdrücklichen Erklärung, in Berlin durchdrang, hielt er es an der Zeit, ein Feld zu räumen, auf welchem man ihm Jahre lang mit den unwürdigsten Waffen bekämpft hatte; doch war diese einzelne Verletzung immerhin nur die äußerliche Veranlassung, nicht das innere Motiv, welches tiefer lag.

Schulze hatte sich zur Lebensaufgabe gestellt, das Studium der Landwirthschaft in die innigste organische Verbindung mit dem Universitätsgeist zu bringen, wie das in Jena bei seinem landwirthschaftlichen Institute der Fall gewesen war. Die Schwierigkeiten, welche sich in dieser Beziehung ihm in Eldena entgegenstellen würden, hatte er vorausgesehen; er hatte daher das Ministerium gleich anfangs darauf aufmerksam gemacht, daß eine andere preußische Universität, besonders Halle*) zur Durch-

*) Wie richtig Schulze hier die geeignete Lokalität herausgefunden hatte, zeigt das Aufblühen der in neuerer Zeit dort gegründeten landwirthschaftlichen

führung dieser Idee viel geeigneter sein würde. Da aber äußere Umstände die Wahl einer andern Universität unmöglich machten, so hatte er gehofft, diese Schwierigkeiten besiegen zu können. Durch äußerste Aufbietunß seiner Kräfte hatte er allerdings alles geleistet, was unter solchen Umständen möglich war; nur das eine, was ihm doch gerade als das Höchste galt, blieb unerreichbar, die organische Verbindung des Instituts mit der Universität, weil einerseits die lokale Entfernung sich als ein unbesiegliches Hinderniß entgegenstellte, andrerseits die Universität Greifswald selbst, wie sie damals war, zu wenig geistig bedeutende Elemente bot, um dadurch das wissenschaftliche Leben der landwirthschaftlichen Lehranstalt hinreichend zu befruchten. Eldena leistete unter Schulze das höchste, was eine landwirthschaftliche Akademie in sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung für sich erreichen kann; immerhin aber blieb es thatsächlich eine mehr separirte Anstalt und die Verbindung mit der Universität mehr eine nominelle, wie dies bis auf den heutigen Tag noch der Fall ist. Als Schulze daher in sich zur Klarheit gekommen war, daß er sein Ideal einer mit dem geistigen Leben der Universität organisch verbundenen landwirthschaftlichen Lehranstalt hier nie werde erreichen können, war sein Entschluß vollkommen berechtigt, seine Thätigkeit auf einen fruchtbareren Boden zu verpflanzen, wo ihm Gelegenheit gegeben war, seine Idee vollständig und ungetrübt ins Leben einzuführen. Was er in zwanzigjähriger Thätigkeit in Jena geschaffen hat, wäre in Eldena nie durchzuführen gewesen; er hätte der Welt nicht zum erstenmal den thatsächlichen Beweis liefern können, daß eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt nur in engster Verbindung mit einer geistig befruchtenden Universität ihre schönsten Blüthen treiben kann, wie er dies durch sein berühmtes Institut zu Jena gethan hat. Immerhin ist die Gründung Eldena's ein großes bleibendes Verdienst von Schulze, welcher hier, an einem so abgelegenen Punkte des deutschen Vaterlandes, der landwirthschaftlichen Entwickelung einen so mächtigen, für alle Zeiten fortwirkenden Impuls gegeben hat. Wie tief ihn selbst die Trennung von seiner so theuern, wohlgelungenen Schöpfung ergriff, zeigen die tiefgefühlten Abschiedsworte, die er in Gegenwart der Lehrer, Beamten und Studirenden im großen Hörsaal der Akademie sprach:

„Indem ich von diesem Lehrstuhle zum letzten Male zu Ihnen spreche, ist mein Gemüth tief bewegt. Mit Wehmuth erfüllt mich der Gedanke, daß ich

---

Lehranstalt, welche freilich in Professor Kühn eine eminent begabte Direktorpersönlichkeit gefunden hat.

bald Abschied nehmen werde von den Fluren, deren gedeihliche Saaten mich so oft erfreuten, von den dunklen Schatten der Buchen, von der Herrlichkeit des Meeres, das unsere Felder bespült, von den Wohnungen und Gärten, die mir so werth sind, weil sie unter meinen Augen entstanden, weil ich ihrer Einrichtung so manches sorgenvolle Nachdenken gewidmet habe. Schwer wird es mir, von dieser Umgebung mich zu trennen, von diesen Zeugen meines Lebens, so mancher froher und so mancher trüben Stunde, schwerer noch, den Kreis der vortrefflichen Männer zu verlassen, mit denen ich durch Freundschaft und gemeinsames Wirken verbunden, im Felde der Wissenschaft gearbeitet habe.

Aber mit diesen schmerzlichen Gefühlen der Trennung vereinigt sich ein erhebender Gedanke: gelungen ist das Werk, zu dessen Begründung ich hierher berufen wurde. Darum will ich der herben Stimmung des Scheidens das Bild der gedeihlichen Thätigkeit entgegenstellen, welches Männer und hoffnungsvolle Jünglinge hier in freundlichem Vereine entfalteten. Ich leite Ihre Aufmerksamkeit auf eine Seite dieses Lebens, von welcher ich es noch nicht betrachtet habe, auf die Aehnlichkeit desselben mit dem staatsbürgerlichen in unserm Vaterlande. Es veranlaßt mich dazu die Vorlesung über Staatslehre, die ich auf Ihren Wunsch begonnen und in der vorigen Stunde geschlossen habe.

Ich sagte Ihnen, wie in der bürgerlichen Gesellschaft zwar auch und zunächst irdische Zwecke zu verfolgen wären, wie aber die geistige und sittliche Veredlung des Volks als das letzte und höchste Ziel vorschweben müsse. Was im allgemeinen ausgesprochen wurde, hat auf Sie eine besondere Anwendung. Als Landwirthe richten Sie zunächst Ihr Augenmerk auf den Erwerb von materiellen Gütern und lernen hier die Mittel und Wege kennen, durch welche eine reichliche und nachhaltige Produktion zu bewirken ist; aber Ihnen würde wenig genützt sein, wenn Sie nicht zugleich die innige und feste Ueberzeugung gewännen, daß die Häufung jener irdischen Güter nicht der einzige Zweck der Thätigkeit Ihres Lebens sei, wenn Sie nicht mit dem festen Willen die hiesige Anstalt verlassen wollten, die humanen Bestrebungen, die Sie hier pflegten, in einem größeren Kreise fortzusetzen, und für das Wohl Ihrer Mitbürger nach Kräften zu wirken. Schon viele habe ich in dem Laufe der vergangenen vier Jahre von dieser Bildungsanstalt entlassen, aber wenige nur ohne das freudige Vertrauen, daß sie den Grundsätzen treu bleiben würden, die den Beruf des Landwirths, wie er der nützlichste und nothwendigste ist, so auch zu dem edelsten und wohlthätigsten machen.

Ich sprach ferner von dem Verhältnisse der Regierenden zu den Regierten und entwickelte das Wesen der bürgerlichen Freiheit. Dabei suchte ich Ihnen nachzuweisen, daß die politische Freiheit nicht ohne die innere sittliche gedacht werden kann, welche durch Selbstbeherrschung erlangt wird. Aehnlich ist es mit der akademischen Freiheit, die nicht durch Maßlosigkeit und Nichtachtung der Gesetze sich kundgiebt, sondern durch ein wohlgeordnetes, der Würde der Wissenschaft entsprechendes Leben. Sie haben es durch die That bewiesen, daß Sie unerlaubte Willkür von wahrer Freiheit zu unterscheiden wußten, Sie haben die Gesetze der Anstalt stets geehrt und befolgt. Sehr oft hatte ich Gelegenheit wahrzunehmen, daß Sie in den wenigen Gesetzen, deren unser Verein bedurfte, nicht hemmende und lästige Beschränkung sahen, sondern dieselben mit freier Ueberzeugung als nothwendige Formen des akademischen Lebens anerkann-

ten, die ebenso dem Zwecke der Anstalt, wie Ihrem eigenen gebildeten Sinne angemessen waren.

Auf der Basis der Freiheit bauen sich die Vaterlandsliebe und die bürgerliche Tugend auf.

Ohne Vaterlandsliebe hört die bürgerliche Gesellschaft auf, ein lebendiger Organismus zu sein. Wie die Pflanze, wie der thierische Körper in seine Atome zerfällt, wenn die Lebenskraft entwichen ist, so löst sich der politische Verband früher oder später, unmerklich oder gewaltsam, auf, sobald der Gemeingeist entschwindet. Die Vaterlandsliebe aber offenbart sich darin, daß jeder das Ganze höher achtet, als sich selbst und seine Interessen, daß er mit Rath und That Antheil nimmt an dem öffentlichen Wohle, daß er gern Entbehrungen trägt und Opfer bringt, wenn es die Erhaltung und das Gedeihen des Staates gilt. Wo ein solcher Sinn herrscht, da zeigt sich Lebensfülle und kräftige Gesundheit. Sie, meine Freunde, haben ihn bewiesen in dem Kreise der hiesigen Anstalt; mögen Sie von ähnlichem Gemeingeiste auch ferner beseelt werden, dann wird der Staat Sie unter seine würdigsten Bürger zählen.

Mit Freuden bezeichne ich diesen Geist als die schönste Zierde, welche Eldena besaß, durch ihn wurde die Akademie bei manchen äußern Mängeln sicherer befestigt und begründet, als es durch die reichlichsten Dotationen geschehen konnte; ohne ihn wäre sie auch bei der glänzendsten Einrichtung ein Körper ohne Seele gewesen. Aus diesem Gemeinsinn ging jene Befriedigung und Selbstgenügsamkeit hervor, mit welcher das Leben in Eldena wohl alle oder doch die Meisten erfüllte. Das Bewußtsein, einem größeren Ganzen anzugehören, dem man sich bereitwillig hingiebt, das man zu ehren, zu befördern sich eifrig bemüht, ist stets erhebend und übt einen mächtigen sittlichen Einfluß aus. Vor dieser höheren Richtung treten, je mehr sie sich befestigt, je tiefere Wurzeln sie im Gemüthe schlägt, die Aeußerungen eines kleinlichen Sinnes, Engherzigkeit und Eigennutz in den Hintergrund und die schönen, das Leben schmückenden Züge eines edlen, freien und großmüthigen Sinnes finden einen geeigneten Boden zu gedeihlicher Entwickelung.

Gegenseitiges Wohlwollen verbindet diejenigen, die einer hohen Idee gemeinsam sich anschließen; denn die Theilnahme, welche man gemeinschaftlich dem Ganzen widmet, führt leicht zu persönlicher Neigung. So bildete sich hier unter einer so großen Zahl junger Leute durch das reine Interesse, welches die Gutgesinnten für die Anstalt, der sie angehörten, bethätigten, eine innige, freundliche, feste Vereinigung, deren wohlthätige Folgen jeder Einzelne lebhaft empfand. Diese Vereinigung trug wesentlich dazu bei, daß sich jeder durch das eigenthümliche Leben, welches sich hier entfaltet hatte, gemüthlich angeregt und angezogen fühlte und kein Verlangen darnach trug, außerhalb dieses Kreises, in welchen er durch die Verhältnisse selbst geführt wurde, Erheiterung und Befriedigung zu suchen. Eine solche Geselligkeit, die von einer höheren Idee getragen wurde und derselben gemäß sich gestaltete, mußte zugleich für die ernsten wissenschaftlichen Studien, für die Ausbildung des Charakters, von bedeutendem Einflusse sein. Aber wozu soll ich diesen Eindruck des akademischen Lebens in Eldena weiter zergliedern und in Worten darstellen? Sie Alle haben ihn empfunden und werden die freundliche Erinnerung davon bis in die fernsten Zeiten bewahren.

Das Leben ist Bewegung und Entwickelung. Auch in der bürgerlichen Gesellschaft, die wir mit einem lebendigen Organismus verglichen, darf

kein Stillstand eintreten; jeder Stillstand ist Rückschritt, ist der Beginn der Auflösung.

Gleichen Bedingungen sind die Anstalten zur Förderung der Wissenschaft unterworfen. Sie sinken, sobald sie in ihren Anstrengungen nachlassen und sobald sie nicht mehr den Drang nach Erweiterung und Begründung derjenigen Kenntnisse, welche sie verbreiten sollen, durch ausgezeichnete Leistungen bethätigen. Die Kraft des Denkens wird wunderbar belebt durch den Eifer derjenigen, die seinen Bahnen folgen. Die Thätigkeit des Lehrers wird ermuntert, angeregt und belohnt durch Hingebung, durch den Beifall, durch die Nachfolge seiner Schüler. Wie der Landmann bei dem Gedeihen seiner Saaten zu neuem Fleiße sich gern entschließt, so wird auch derjenige, welcher das Feld der Wissenschaft baut, seine mühevolle Arbeit freudiger verfolgen, wenn er einen bildungsfähigen und strebenden Sinn bemerkt.

Eine solche Wechselwirkung, welche die kräftigste Aeußerung des wissenschaftlichen Lebens bedingt, hat hier stattgefunden.

Sie, meine Herren, haben durch den Eifer, mit dem Sie Ihre Studien betrieben, nicht blos für Ihre eigene Zukunft gesorgt, sondern auch das Wohl der Anstalt befördert. Mit Genugthuung kann ich darauf zurücksehen, wie die gegenseitigen Anforderungen in wissenschaftlicher Beziehung zwischen Lehrern und Schülern sich in jedem Semester gesteigert haben, und ich darf wohl behaupten, daß die Leistungen der Akademie gleichen Schritt hielten mit den Wünschen, die von den Studirenden ausgingen, mit den Ansprüchen, welche die Gegenwart an landwirthschaftliche Bildungsanstalten richtet.

Ich habe ferner davon gesprochen, wie durch geschichtliche Verhältnisse, durch Arbeitstheilung und Gewohnheit in der bürgerlichen Gesellschaft sich ein Ständeunterschied gebildet hat. Dieser Unterschied soll aber nicht hemmende Schranken aufstellen, wo es sich um die höchsten Zwecke handelt, in Bezug auf Religion, Sittlichkeit und geistige Entwickelung. Darum durften auch die zufälligen Unterschiede der Geburt und des Glückes auf den Kreis des hiesigen Lebens, welches lediglich der wissenschaftlichen und sittlichen Ausbildung gewidmet ist, nicht übertragen werden. Die Akademie wurde von so vielen jungen Leuten besucht, welche durch Herkommen, Vermögen und Bestimmung verschieden waren, aber niemals habe ich Coterien unter Ihnen entstehen sehen, welche jene Umstände zum Princip der Absonderung gemacht oder daraus die Anmaßung besonderer Vorzüge hergeleitet hätten. Stets bildeten die Mitglieder der Anstalt ein innig geschlossenes Ganze, das seine Gliederung nach einem höheren Principe empfing. Die öffentliche Meinung unter Ihnen ließ nur diejenigen als bevorzugt gelten, welche sich durch die Reinheit der Gesinnung und durch Gediegenheit des Wissens auszeichneten. Mit richtiger Einsicht haben Sie den größten Werth auf die Eigenschaften des Charakters gelegt und diejenigen zu den Würdigsten gezählt, die in dieser Beziehung der Forderung der Akademie entsprachen, wenn sie vielleicht auch anderen hinsichtlich ihrer Schulkenntnisse nachstanden.

Wie im bürgerlichen Leben die öffentliche Meinung alle edlen Bestrebungen anerkennt und ermuthigt, jede verkehrte oder verderbliche Richtung aber unfehlbar straft, so hatte sich auch unter Ihnen eine öffentliche Meinung mit gleicher Wirksamkeit gebildet. Dies war die sittliche Macht, welche wie die Lebenskraft eines gesunden Körpers, störende Elemente ausschied. Ohne das Walten einer solchen öffentlichen Meinung ist es nicht möglich, einen geordneten

Zustand herbeizuführen und zu erhalten; denn wir wissen, daß Gesetze nur da etwas vermögen, wo sie mit dem innersten Sinne derjenigen, für die sie gegeben sind, in Uebereinstimmung stehen.

So lassen sich noch manche Aehnlichkeiten des öffentlichen Lebens in dem Kreise des hiesigen auffinden; sie bieten sich ungesucht dar, wenn man den Zweck der Leistungen und das innere Leben unserer Akademie mit den Zwecken des Staates vergleicht.

Durch die gedeihliche Entwickelung der hiesigen Akademie ist nicht nur das wissenschaftliche und praktische Leben im Gebiete der Landwirthschaft gefördert, sondern auch, was mir nicht weniger wichtig erscheint, ein Beweis von der sittlichen Unverderblichkeit des deutschen Volkes gegeben, gegen diejenigen, welche behaupten wollen, daß in unserer Nation kein gesunder Kern mehr sei, daß die Moralität abnehme, die Kraft des Volkes erschlaffe. Mich hat das Zusammenleben mit der deutschen Jugend in der Ueberzeugung befestigt, daß die Deutschen noch eines hohen sittlichen Aufschwungs fähig sind und daß in unserm Vaterlande die politischen Tugenden sich allgemeiner verbreiten werden, wenn man ihnen eine sorgfältige und liebevolle Pflege widmet. Ein fruchtbarer Boden ist vorhanden, möchte nur die Zahl derjenigen größer sein, die ihn in rechter Weise bebauen.

Ich habe zu Ihnen öfters darüber gesprochen, wie das gewerbliche Leben einer Veredlung bedarf und auf welchem Wege dieselbe zu erreichen sei. Unter allen gewerblichen Thätigkeiten ist aber keine, die mit den Interessen der Humanität so leicht vereinigt werden und durch eine solche Vereinigung eine so hohe sittliche Bedeutung für den Staat gewinnen kann, als die Landwirthschaft.

Mir schienen daher die höheren Bildungsanstalten für Landwirthe ein wesentliches Bedürfniß unserer Zeit zu sein, und ich übernahm die Einrichtung und Leitung der hiesigen um so lieber, als derselben auf mein ausdrückliches Verlangen von Sr. Excellenz dem Herrn Geheimen Staatsminister von Altenstein die Würde einer Akademie, ihren Mitgliedern akademische Freiheit bewilligt war. Die letztere hielt ich darum für besonders nöthig, weil ich nicht bloß die höchste wissenschaftliche Ausbildung erstrebte, sondern zugleich die Bildung des Charakters wollte. Meine Erwartungen wurden durch die Richtung, welche das hiesige Leben gewonnen hat, durch seine Frische und Regsamkeit, durch die schönen Züge edlen Gemeinsinnes und moralischer Tüchtigkeit auf das glänzendste befriedigt.

Mit Freuden gedenke ich der hier verlebten Jahre, zu frohem Danke wird mein Gemüth gestimmt gegen alle diejenigen, die an so glücklichem Erfolge Antheil hatten. Sehr viel bin ich denjenigen schuldig, welche durch Wohlwollen meine schwachen Kräfte stärkten, durch Nachsicht und Freundlichkeit meinen Muth anregten, die Schwierigkeiten zu bekämpfen, welche so zahlreich dem Gedeihen der Akademie sich entgegenstellten.

Was war Eldena, als die *erste* Ankündigung einer neuen Lehranstalt, einer Akademie der Land- und Staatswirthschaft 22 junge Leute hier vereinigte? Welche Mühe, welche Anstrengung *vereinter Kräfte* waren erforderlich, um die rohen und unvollkommenen Anfänge im Verlaufe weniger Jahre zu der gegenwärtigen Organisation zu gestalten! Ich fühle mich daher gedrungen, den Lehrern öffentlich Dank zu sagen, welche durch ihre Kenntnisse und ihren Eifer mich unterstützten, durch ihre Freundschaft mich ehrten. Ebenso muß ich meine

dankbare Anerkennung den Studirenden aussprechen, die durch das Vertrauen, welches sie mir bewiesen, und durch den Geist der Ordnung und Eintracht meine Wirksamkeit so erleichterten und belohnten. Das Andenken an das Zusammenleben mit ihnen wird mir Erheiterung meiner spätern Jahre sein.

Ferner bleibe ich den Beamten dankbar verpflichtet, die mit Treue und Gewissenhaftigkeit mir zur Seite standen, ebenso wie denjenigen verehrten Männern, welche der Anstalt, ohne ihr anzugehören, durch Theilnahme für unsere Bestrebungen und durch ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung wesentliche Dienste geleistet haben.

Sie, meine Freunde, vor denen ich hier zum letzten Male spreche, kann ich nur bitten, den Grundsätzen getreu zu bleiben, welche Sie bisher bethätigt haben. Viele von Ihnen sind im Begriffe, wieder in das bürgerliche Leben zurückzutreten. Ich wünsche Ihnen mit aufrichtigem Herzen ein glückliches Gedeihen. Mögen Sie stets die Liebe zur Wissenschaft und zur Tugend bewahren und durch eine verdienstliche Wirksamkeit die Anstalt ehren, deren Schüler Sie gewesen sind.

Diejenigen unter Ihnen, die in Eldena zurückbleiben, mögen den guten Geist erhalten und fortpflanzen, welcher die sicherste Stütze, das kräftigste Lebenselement der Anstalt war. Möge sich mein Nachfolger eines gleichen Vertrauens von Ihrer Seite erfreuen, möge er gleiches Interesse für alle rühmlichen Bestrebungen bei Ihnen finden, gleiche Bereitwilligkeit, wo es die Aufrechthaltung der Gesetze gilt.

Sie endlich, die mit mir nach Jena gehen, mögen dort so leben, wie hier, und dadurch stets eine geistige innige Verbindung zwischen zwei Anstalten vermitteln, an denen ich stets ein gleich lebhaftes und inniges Interesse nehmen werde.

Auch der übrigen Einwohnern von Eldena gedenke ich in dieser Stunde des Abschieds. Sie haben durch Redlichkeit, durch Willigkeit und Eifer meine Stellung sehr erleichtert und dadurch, so viel an ihnen lag, die Zwecke der Anstalt befördert.

Vielfach kam ich durch meine Geschäfte in Berührung mit edlen Männern der Stadt und deren Umgebung und vielfach wurde ich durch Beweise des Wohlwollens und ein freundliches Entgegenkommen verpflichtet.

Insbesondere aber danke ich den Landwirthen Pommerns und des benachbarten Mecklenburgs, welche durch jede Art von Gefälligkeit ein reges Interesse für die hiesige Akademie bekundet haben. Immer werde ich es bedauern, daß die Geschäfte, welche mich an Eldena fesselten, mir nicht gestatteten, mit so vielen dieser Männer, die ich aufrichtig ehre und schätze, in eine nähere persönliche Verbindung zu treten.

Den hohen Staatsmännern der Hauptstadt und dieser Provinz, sowie dem durchlauchtigen Kanzler hiesiger Universität, dem Fürsten zu Putbus, sage ich meinen ehrerbietigsten Dank für die Humanität, welche sie mir angedeihen ließen, für die nachsichtige und gütige Beurtheilung meines Wirkens.

Immer eingedenk werde ich des unschätzbaren Vertrauens bleiben, welches mir der um die Wissenschaften und das Aufblühen des Universitätslebens so hochverdiente Minister von Altenstein gegeben hat. Möge derselbe zum Wohle des Staats und aller humanen Bestrebungen seinen zahlreichen Verehrern noch lange erhalten werden.

Das gnädigste Vertrauen Sr. Majestät des Königs, welches mich in diesen Wirkungskreis berief, hat mich stets mit dem ehrerbietigsten und wärmsten Danke erfüllt und ich schätze mich glücklich, selbst erfahren zu haben, wie werth seine hohe Tugend der Verehrung und Liebe ist, die ihm in ganz Deutschland gewidmet wird.

Zuletzt wende ich mich mit meinem Danke an den, ohne dessen Beistand aller Menschen Werk eitel ist und vergeht. Mit freudigem Herzen danke ich Ihm, dem Herrn über Leben und Tod, besonders dafür, daß er während der fünf Jahre, die ich hier verlebt, keinen aus unserer Mitte abrief, obwohl gefahrvolle Krankheiten manche unserer geliebten Freunde bedrohten.

So scheide ich denn mit einem Herzen voll Dankbarkeit und Liebe, mit den besten Wünschen von Eldena. Möge unter Gottes allmächtigem Schutze dieser Sitz der Wissenschaft gesichert sein vor allem Schaden, der durch Gewalt der Natur oder durch Uebel der sittlichen Welt, durch Selbstsucht, Sittenverderbniß, Eitelkeit, Eifersucht entstehen könnte. Möge das Bemühen eines jeden Lehrers und Beamten, die hohen Zwecke der Anstalt zu fördern, stets gesegnet sein! Möge hier mit eifrigem Streben für Wissenschaft und Humanität stets zahlreich versammelt sein eine blühende Jugend, möge sie durch Ordnung und Fleiß die Aufmerksamkeit des deutschen Vaterlandes auf sich ziehen, möge Eldena bleiben der Sitz deutscher Wissenschaft, deutscher Tugend!“

Einundzwanzig Jahre in Jena.

1839—1860.

1. Wiedereröffnung des landwirthschaftlichen Instituts zu Jena.

Im Mai 1839 kehrte Schulze nach Jena zurück. Obgleich er selbst sich völlig passiv verhalten, ja manche Studirende, für deren Zukunft er es für zweckmäßiger hielt, sogar zum Verbleiben in Eldena bestimmt hatte, so gingen doch 30 Akademiker mit dem geliebten Lehrer nach Jena. Natürlich genug; hatte sie doch Schulze's bewährter Ruf nach Eldena gezogen, hatte sie doch die mächtig anziehende Kraft seiner Persönlichkeit wesentlich dort gefesselt und sahen sie doch in ihm gewissermaßen den Geist der Anstalt verkörpert.

Schulze's Einzug in Jena glich einem Triumphzug. Als sein großer, mit vier Extrapostpferden bespannter Reisewagen, in dem er mit seiner Familie saß, in Naumburg eintraf, sprengte eine Estaffette nach Jena voraus, um seine Freunde und Schüler von seiner Ankunft zu benachrichtigen. An der Brücke zu Naschhausen, an einem der schönsten Punkte des Saalthales, gerade unter dem herrlich gelegenen Bergschlosse Dornburg, erwarteten ihn die von Eldena und anderwärts bereits eingetroffenen Studirenden, in deren Namen ihn Heinrich Müller*) mit einer schwungvollen Anrede begrüßte. Dort harrten noch andere Equipagen mit jenaischen Freunden, und begleitet von ihnen und allen seinen Schülern traf Schulze in Jena ein; dem Wagenzuge voran sprengte der ritterliche Karl Hermann Scheidler auf seinem Schimmel, der treue, vielbewährte Freund Schulze's. Mit welchen Gefühlen zog Schulze und seine Familie in die alte Heimath und das alte Haus ein! Die Stadt Jena, ja das ganze Land begrüßte Schulze's Wiederkehr als ein frohes Ereigniß. Die sämmtlichen Studirenden Jena's ehrten ihn mit einem großartigen Fackelzuge.

In den dreißig Eldenaern, welche die geistige Elite der dortigen Anstalt gebildet hatten und Schulze aus persönlicher Anhänglichkeit nach Jena gefolgt waren, erhielt das wiedereröffnete landwirthschaftliche Institut

*) Sohn des herzoglichen Hofgärtners zu Gotha, darum von seinen Commilitonen der „Orangenmüller" genannt, studirte zu Eldena und Jena Cameralwissenschaften, ist jetzt Regierungsrath in Gotha und daselbst einer der thätigsten Arbeiter auf dem Gebiete der nationalöconomischen und socialen Interessen.

zu Jena einen trefflichen zuverlässigen Stamm. Wie die jungen Männer, welche Schulze im Jahre 1835 von Jena nach Eldena gefolgt waren und dorthin den jenaischen Geist übertragen hatten, so wurden jetzt die eldenaer Getreuen die geistigen Mitbegründer der jenaischen Anstalt. Durch sie erhielt sich eine solche Kontinuität des geistigen und socialen Lebens der Anstalt, daß wir die Uebersiedelung nach Eldena und die Rückkehr nach Jena wesentlich als eine Verpflanzung derselben Anstalt von einem Orte an den andern, nicht wie eine Neugründung, auffassen müssen. Wo Schulze war, da befand sich auch das Hauptquartier der ersten landwirthschaftlichen Akademie Deutschlands, mochte er sein Banner am Strande der Ostsee oder an den Ufern der Saale aufpflanzen.

Von großer Bedeutung war es, daß Schulze's treuer, langjähriger Mitarbeiter, Dr. Langethal, nächst Schulze entschieden die bedeutendste Lehrkraft Eldena's, dem Freunde ebenfalls nach Jena folgte, indem er dort an der Universität als außerordentlicher Professor der philosophischen Fakultät und zugleich als erster Lehrer der Naturwissenschaften am landwirthschaftlichen Institut angestellt wurde. Auch ihm hatte Schulze, aus Rücksicht auf das Wohl Eldena's, nicht das geringste gesagt, um ihn zum Mitgehen zu bewegen. Als ihm Langethal aber aus freien Stücken erklärte, daß er ohne Schulze nicht in Eldena bleiben, sondern eine ihm angetragene Professur an der Domschule zu Reval annehmen werde, so sagte Schulze: „Ich wollte Sie nicht von Eldena zu gehen verleiten, denn das darf ich, als rechtlicher Mann, nicht. Da Sie aber einmal von hier fortwollen, so gehen Sie doch lieber mit mir. Ich verschaffe Ihnen in Jena eine außerordentliche Professur und gebe Ihnen außerdem einen bestimmten Gehalt, als Lehrer der Naturwissenschaften am landwirthschaftlichen Institut.“ Als Langethal freudig einschlug, antwortete ihm Schulze: „Langethal, nun kann ich's sagen, vorher konnte ich es nicht: Sie thun mir einen großen Dienst. Sehen Sie, ich war zweifelhaft, ob ich das Institut allein in Jena in Blüthe bringen könnte; Lehrer bekäm' ich dort wohl, aber nicht zugleich auch Freunde, und alle die dortigen Lehrer verstehen nichts von Landwirthschaft. Nun aber, da ich Sie wieder habe, fürchte ich mich nicht, wir beide bringen unser Institut auf!“

Außer Langethal verließen auch Adler, der Sekretair, und Vetterling, der Kassirer der Akademie, beim Abgang Schulze's, Eldena und weilten eine Zeitlang in dessen Hause, bis sie in andere Stellungen eintraten. Hueck war schon ein Jahr früher abgegangen, um seine väterlichen Besitzungen in Esthland anzutreten.

Die Reorganisation des von 1834—1839 geschlossenen landwirthschaftlichen Instituts nahm jetzt Schulze's ganze Thätigkeit in Anspruch. Allerdings war er wieder auf die bescheidenen Mittel des Privatmannes angewiesen, aber um so mehr kam ihm der fruchtbare Boden der jenaischen Hochschule zu statten, der für Anlage und Entwickelung eines landwirthschaftlichen Instituts in so hohem Grade geeignet ist; besonders war es ihm nicht schwer, in Jena die nöthigen Lehrkräfte für das landwirthschaftliche Institut zu gewinnen; Professor Dr. Scheidler wurde als Lehrer der Politik und Staatslehre, Professor Dr. Ernst Schmid als Lehrer der Agriculturchemie, Professor Dr. Schrön als Lehrer der Bau- und Feldmeßkunst angestellt; außerdem wurde die zu Jena bestehende ansehnliche Thierarzneischule mit reichen Sammlungen zuerst mit dem landwirthschaftlichen Institut in eine nähere Verbindung gesetzt, dann demselben vollständig einverleibt. In das Griesbach'sche Haus, die einstige Wiege des landwirthschaftlichen Instituts, zog jetzt neues Leben ein; es wurde wieder zum Sitz einer blühenden und großartigen Anstalt und für alle Institutsbedürfnisse möglichst zweckmäßig eingerichtet. Es fand sich in den weiten Räumen dieses Hauses Platz für zwei Hörsäle, ein agriculturchemisches Laboratorium, ein Lesemuseum, für die ansehnlich erweiterten Sammlungen des Instituts u. s. w.

Auch strebte Schulze mit allen Kräften darnach, ein größeres Landgut mit der landwirthschaftlichen Lehranstalt in nähere Verbindung zu setzen. Zu diesem Zweck war ihm bereits zugesagt, daß, sobald Zwätzen pachtfrei werden würde, ihm diese ansehnliche Domäne in Pacht gegeben werden sollte. Fürs erste wurde mit dem damaligen Kammergutspächter, Amtmann Sommer, unter Vermittelung der Regierung, ein Vertrag geschlossen, wonach dieser, gegen eine Ermäßigung des Pachtgeldes, verpflichtet wurde, die Zwecke des Instituts möglichst zu fördern, auch zu einem botanischen Garten und zu Versuchsfeldern, das nöthige Areal abzutreten. Das großherzogliche Kammergut Zwätzen, im Saalthal 3/4 Stunden von Jena gelegen, war früher der Sitz einer (1807) säcularisirten Commende des deutschen Ordens. Stattliche Gebäude, mit dem Wappen und dem schwarzen Kreuz der deutschen Herren geziert, erinnern an die Zeit, wo hier die Comthure der Ballei Thüringen residirten.

Zwätzen ist für die dortigen Verhältnisse ein bedeutendes Gut, indem es mit seinen beiden Vorwerken gegen 1500 preußische Morgen umfaßt. Als im Jahre 1844 Sommer's Pachtzeit abgelaufen war, übernahm Schulze nun selbst die Pachtung auf seine Kosten und leitete

mehrere Jahre von Jena aus persönlich die Gutswirthschaft. Auf Kosten der großherzoglichen Kammer wurden nach Schulze's Plan neue, schöne Wirthschaftsgebäude aufgeführt, wodurch der Gutshof ein würdiges, seinem Zwecke entsprechendes Aussehen erhielt; besonders zeichneten sich der schöne Kuhstall und der gewölbte Schweinestall durch die Zweckmäßigkeit ihrer Construction aus, so daß diese Gebäude manchfach als Muster in der Umgegend nachgeahmt wurden. Zwätzen hatte einen schönen Rindviehstand, Berner Rasse, und die Merinoschäferei, für welche schon unter Sommer viel geschehen war, genoß einen ausgezeichneten Ruf. Im Frühjahr wurden von Schulze regelmäßig Uebungen im Bonitiren der Schafe und in der Wollkunde im Schafstall zu Zwätzen abgehalten. Der landwirthschaftliche botanische Garten wurde unter Leitung des Professor Langethal in zweckmäßiger Weise eingerichtet und es wurden daselbst alle landwirthschaftlichen Culturgewächse, Grasarten u. s. w. im kleinen zum Gebrauch für die Vorlesungen angebaut.

Die Versuchsfelder waren zu Versuchen im größern Maßstabe, besonders zu Experimenten mit Anwendung von Düngemitteln, bestimmt. Auch legte Schulze eine Baumschule an und pflanzte zahlreiche Maulbeerbäume, wodurch er in Stand gesetzt wurde, in Zwätzen eine Seidenzucht zu begründen, welche die erfreulichsten Resultate lieferte und von neuem den Satz bewahrheitete, daß der Seidenbau überall ebenso gut durchführbar ist, wie in Italien, wo der Maulbeerbaum gedeiht*).

Nachdem Schulze die rationelle Einrichtung der Zwätzer Wirthschaft durchgeführt und die Neubauten im wesentlichen vollendet hatte, lag es ihm am Herzen, die große Last der persönlichen Wirthschaftsdirektion von sich abzuwälzen und er schloß deshalb später mit seinem alten Freunde, Herrn Leopold Huschke, einen Vertrag, wodurch dieser mit ihm in ein Verhältniß des After- und Mitpachts trat, jedoch so, daß alle Vortheile, welche das Institut von der Gutswirthschaft gehabt hatte, möglichst gewahrt blieben. So hatte Schulze auch das Verhältniß zu Zwätzen in möglichst entsprechender Weise geordnet und diese Verbindung gewährte den Mitgliedern des Instituts manchfachen Nutzen, besonders lehrreich waren die landwirthschaftlichen Excursionen, die Schulze von Zeit zu Zeit dorthin unternahm, besonders auch, um neue Ackerinstrumente zu probiren; denn in den letzten Jahren hatte

*) Schulze's deutsche Blätter, Heft II und III. Ueber den Seidenbau in Zwätzen. S. 154—160. Besondere Verdienste um Einführung des Seidenbaus erwarb sich Herr von Trentovius aus Ostpreußen.

Schulze auch eine Sammlung größerer landwirthschaftlicher Maschinen in Zwätzen angelegt. Am wohlsten that ihm aber selbst diese fortdauernd-enge Verbindung mit der Praxis; jede Woche ritt er mehreremal nach Zwätzen, inspicirte Ställe und Felder, ordnete Meliorationen an, überwachte die Versuche u. s. w. Wie oft sagte er dann, daß ein Professor der Landwirthschaft, der allein auf dem Katheder stehe, nach und nach im bloßen Theoretisiren zu Grunde gehen müsse, während ihn die fortdauernde unmittelbare Beschäftigung mit dem landwirthschaftlichen Gewerbe selbst frisch und praktisch erhalte und ihm jede unbrauchbare Stubengelehrsamkeit unmöglich mache.

Es war eine wahre Freude, Schulze inmitten seiner Schüler in Zwätzen erklären und demonstriren zu sehen. An diese Demonstrationen schloß sich dann manches heitere ländliche Fest, welches Schulze den Lehrern und Studirenden des Instituts in dem reizenden „Wäldchen" von Zwätzen gab. Das hochgelegene „Schloß" der Comthure hatte er sich als Absteigequartier eingerichtet, aus dessen Fenstern man eine wahrhaft entzückende Aussicht auf das herrliche Saalthal, seine grünen baumreichen Wiesen und seine burggekrönten Berge genießt. In Zwätzen fühlte sich Schulze wieder ganz als Landwirth, hier beschäftigten ihn Pläne und Entwürfe für landwirthschaftliche Verbesserungen, für Verschönerungen und Gartenanlagen, für gewerbliche und sittliche Hebung des landwirthschaftlichen Arbeiterstandes; Bestrebungen der letztern Art führten später zur Gründung der jetzt noch so segensreich fortwirkenden Carl Friedrichs-Ackerbauschule, deren Entstehen besonders besprochen werden wird.

---

2. Schulze's Thätigkeit für das landwirthschaftliche Vereinsleben.

In allen lebenskräftigen Perioden der deutschen Volksgeschichte hat das Vereinsleben herrliche Blüthen getrieben. Der Associationstrieb ist ein tiefbegründeter Zug des germanischen Wesens, welcher im Alterthum, wie im Mittelalter, unendlich produktiv gewesen ist; erst durch den Jammer des 30jährigen Krieges und die darauf folgende Erschlaffung des deutschen Volksgeistes verlor auch dieser Trieb an Kraft; der büreaukratische Polizeistaat des vorigen Jahrhunderts mit seinem öden Mechanismus war jeder selbstständigen organischen Entwickelung und Bethätigung des Volkslebens Feind, indem er alles von oben herab bestimmen und maßregeln, der freien Initiative des Volksgeistes nichts überlassen wollte. Es ist bezeichnend, daß erst, nach Abwerfung der Fremdherrschaft, auch in dieser Beziehung eine Wiedergeburt unseres Volkslebens erfolgt ist. Aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes

wächst, auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Lebens, in Deutschland wieder ein Vereinsleben empor, welches zu den schönsten Blüthen des deutschen Volkslebens der Gegenwart gehört.

Dieser wiedererwachte Associationstrieb zeigt sich auch auf dem Gebiet des landwirthschaftlichen Lebens thätig und hat auch hier, besonders in den letzten drei Decennien unseres Jahrhunderts, Großes geschaffen. Unter den Männern, die früh die Wichtigkeit des landwirthschaftlichen Vereinswesens erkannt, demselben seine Richtung angewiesen und dasselbe mit einsichtsvoller Thätigkeit gefördert haben, muß Schulze in erster Reihe genannt werden.

Schon während seines ersten Aufenthaltes in Jena gründete er für die nächste Umgegend den landwirthschaftlichen Verein zu Zwätzen, welcher unter seiner Leitung in kleinem Kreise eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Dieser Verein gewährte den Landwirthen des Saalthales eine bedeutsame wissenschaftliche Anregung und führte auch manche wichtige Verbesserung durch vereinte Kräfte ins Leben. Durch den geistigen Impuls, welchen Schulze diesem Vereine zu geben wußte, erhob sich derselbe bald über die meisten Lokalvereine der Umgegend. Was Schulze diesem Vereine war, spricht ein Lied, welches am 29. April 1835 bei seinem Abgang nach Eldena gesungen wurde, mit folgenden Worten aus:

Mit mildem Ernst, mit regem Streben
Gingst Du, Verehrter, uns voran,
Und zeichnetest uns für das Leben
Des schönsten Wirkens heit're Bahn:
Des Volkes wahres Glück zu bauen,
Wählt' Deine Brust zum Ziele sich,
Und unser innigstes Vertrauen
Umschlang dafür mit Liebe Dich.

Doch was Dir lohnend hier gelungen,
Und was Dein Geist mit Eifer schuf,
Es ist im fernen Land erklungen
Und dorthin führt Dich nun der Ruf;
Ob schmerzlich uns berührt Dein Scheiden,
Wie wenn uns eine Sonne schwand,
Es muß zu höh'rem Ziel geleiten
Dich des gerechten Schicksals Hand.

Dort wirst Du herrlicher gestalten
Dein hohes Werk: der Menschen Glück,

In immer weit'rem Kreise walten
Wirst Du mit Kraft und heit'rem Blick.
Die Liebe, die Du hier gefunden,
Sie wird auch dort Dein Eigenthum,
Wo Dir den schönsten Kranz gewunden
Des Geistes wohlverdienter Ruhm.

Wir aber wollen männlich schützen
Den Bau, der Dir so theuer war,
In Deinem Sinn der Welt zu nützen,
Sei unser Streben immerdar;
Wir alle reichen uns die Hände,
Dem schönen Bunde treu zu sein,
Damit Dein Geist das Werk vollende,
In frohem, freudigen Gedeih'n.

Während Schulze's Abwesenheit leitete einer der tüchtigsten Landwirthe der Gegend, der Amtmann Sommer zu Zwätzen, den Verein. Nach seiner Rückkehr von Eldena trat Schulze wieder an die Spitze und blieb erster Vorsteher desselben bis zu seinem Tode. Als Schriftführer des Vereins stand ihm der Rechnungsrath Karl Lange mit unermüdeter Thätigkeit treulich zur Seite.

Einen weitgreifenden Einfluß auf das landwirthschaftliche Vereinsleben gewann aber Schulze dadurch, daß er im Jahre 1837 Mitstifter der großen Wanderversammlung deutscher Landwirthe wurde. Mit dem Beispiele einer derartigen allgemeinen deutschen Wanderversammlung waren die Naturforscher schon im Jahre 1822 vorausgegangen; Oken war der eigentliche Urheber dieses fruchtbringenden Gedankens gewesen, aber diese Versammlungen der Naturforscher litten lange Jahre unter der Ungunst der Zeiten, indem damals alles, was bestimmt war, dem öffentlichen Leben einen Impuls zu geben und in irgend einer Richtung das Gesammtgefühl der deutschen Nation zu stärken, als demagogisch verdächtigt und verfolgt wurde. Anfangs zogen sich daher viele ängstlich zurück und erst nach und nach gewann der Verein deutscher Naturforscher eine umfassende Bedeutung.

Dem Beispiel der Naturforscher folgten die Landwirthe 1837 zu Dresden. Von Eldena aus war Schulze mit ausgezeichneten Fachgenossen, besonders Professor Schweitzer zu Tharand, dem Generalsecretär Papst zu Darmstadt, Amtsrath Koppe, Block u. s. w. brieflich in Verbindung getreten und es war unter ihnen der Gedanke gereift, nach dem Vorbild der Naturforscher eine Wanderver-

sammlung deutscher Landwirthe zu begründen und die erste Versammlung auf den September 1837 nach Dresden zusammen zu berufen. Das Unternehmen war etwas durchaus Neues und mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpft.

Der Gedanke an diese Schwierigkeiten, welche in der damals noch so geringen Entwickelung der Landwirthschaft als Wissenschaft, in der Verschiedenartigkeit des Bildungsgrades und der socialen Stellung der Landwirthe, sowie in den Vorurtheilen des Publikums gegen eine höhere Auffassung der Landwirthschaft lagen, verursachte eine gewisse Schüchternheit und Aengstlichkeit, mit welcher die deutschen Landwirthe im September 1837 nach Dresden zu ihrer ersten Versammlung reisten. Als jedoch die Verhandlungen in einer Versammlung von 145 Mitgliedern begonnen hatten, als man darunter Männer erblickte, welche durch ihre Bildung, gesellschaftliche Stellung und öffentliches Ansehen zu den Ersten der Nation gehörten, als sich in den Vorträgen und Debatten Aufklärung, Beredsamkeit, Besonnenheit in unerwarteter Weise offenbarte, wuchs der Muth und das Vertrauen von Tag zu Tag, und am Schluß der Versammlung sprach sich eine allgemeine Zufriedenheit mit dem Gelingen des Unternehmens aus. Nach dem Beispiel der Versammlung der Naturforscher wurden allgemeine und Sektionssitzungen gehalten. Die verhandelten Gegenstände gehörten theils dem Ackerbau, theils der Thierzucht, theils dem technischen Gewerbswesen, theils der allgemeinen Landwirthschaft an. Daß diese, mit den größern allgemein menschlichen, besonders volkswirthschaftlichen Verhältnissen zusammenhängende Seite der Landwirthschaftswissenschaft hereingezogen, ja fast zum Mittelpunkt der Berathungen erhoben wurde, ist wesentlich Schulze's Verdienst. Er prägte damit den großen Wanderversammlungen deutscher Landwirthe die Signatur eines höheren, über das rein Gewerbliche hinausgehenden Geistes auf, der bis auf den heutigen Tag in diesen Versammlungen fortlebt. Schulze war zu Dresden Vorsteher der ersten Sektion, welche für allgemeine Landwirthschaft gebildet worden war und wirkte hier anregend und bestimmend für die ganze Zukunft des landwirthschaftlichen Vereinslebens ein. Den geistigen Höhepunkt der ersten Wanderversammlung deutscher Landwirthe zu Dresden bildete anerkanntermaaßen Schulze's einstündiger schwungvoller Vortrag über die wahre Wissenschaftlichkeit des Landwirths, womit die Versammlung am ersten Tage eröffnet wurde.

Ein kaum endender Beifall belohnte den Redner für seinen Muth, womit er, manchem kalten Zweifel, manchem trivialen Bedenken gegenüber, mit aller Energie auf die höchsten menschlichen Ziele des Land-

wirths, auf die Verbindung der Charakterbildung mit der Aufklärung, auf die sittliche Veredelung des gesammten landwirthschaftlichen Gewerbslebens hingewiesen hatte. Wie allgemein die Anerkennung war, welche Schulze's Ansichten damals zu Theil wurde, bezeugen folgende Worte aus Koppe's, des ersten landwirthschaftlichen Praktikers, trefflichem Bericht über die Versammlung zu Dresden: „Mich hat es innigst erfreut, zu vernehmen, daß eine edlere Ansicht von dem Gewerbsleben unter den deutschen Landwirthen immer allgemeiner wird. Das einseitige Streben nach Geldgewinn, welches dieses zum letzten Endzweck des Daseins macht, welches allen Sinn für die Förderung des allgemeinen Wohls abstumpft und den fluchwürdigen Egoismus erzeugt, wurde von der ganzen Versammlung als eine verkehrte Richtung des Zeitgeistes anerkannt. Dies zeigte sich deutlich durch die allgemeine freudige Theilnahme, welche ein Vortrag des Herrn Direktor Schulze aus Eldena fand, in welchem er darauf hinwies, daß deutsche Landwirthe berufen seien, Sittlichkeit und Aufklärung unter allen bei der Landwirthschaft beschäftigten Menschen zu verbreiten, die Tugenden der Ordnung, Sparsamkeit, Mäßigkeit und Keuschheit durch ihr Beispiel zu befördern und dadurch der Leiden weniger zu machen und menschliche Glückseligkeit zu vermehren."

Schulze selbst schrieb am Schlusse der Versammlung am 9. Oktober 1837 an seine Gattin nach Eldena: „Die Sitzungen sind nun vorüber, die Versammlungen sind geschlossen. Meine Erwartungen sind weit übertroffen worden. Es war wirklich ein herrliches Fest. Du weißt, Geliebteste, wie sehr ich Bedenken trug, in einer solchen Versammlung auf höhere Ziele hinzuweisen. Du ermuntertest mich dazu und machtest mir Muth. Du hast richtig geurtheilt. Ich danke Dir dafür. Du bist so gut und edel, aber ich liebe Dich auch dafür, wie man nur ein edles, liebenswerthes Weib lieben kann. Ich denke Tag und Nacht an Dich, wie der zärtlichste Bräutigam an seine Braut. Wenn Du nur keine Sorge um mich hast und ich Dich mit den guten Kindern so wiederfinde, daß ich mich freuen kann. Für mich ist diese Reise gewiß sehr gut. Ich kehre körperlich erfrischt und geistig ermuthigt zu Euch zurück. — — Mein Vortrag war der erste und wurde mit großem Beifall aufgenommen. Man stimmte mir allgemein bei. Am Sonnabend waren wir vom König zu einer Festtafel eingeladen. Die Minister und viele hohe Staatsbeamte waren zugegen. In den Gesundheiten sprach sich ächt deutsche Gesinnung und viel Herzlichkeit aus. Ueberhaupt herrschte in der ganzen Versammlung viel Gemüthlichkeit. Ich mußte im Namen der Fremden die Abschiedsrede halten. Als ich abtrat, erfolgte ein allgemeiner Applaus und viele umarmten mich gerührt, selbst mit Thränen

in den Augen. Besonders angenehm ist es mir, so viele werthvolle persönliche Bekanntschaften gemacht zu haben; besonders sind mir Block und Koppe liebe Freunde geworden. Die nächste Versammlung wird in Karlsruh im September 1838 stattfinden."

Es herrschte ein eigenthümlich hoher Schwung in dieser ersten deutschen Wanderversammlung zu Dresden, gewissermaßen etwas Ahnungsreiches, wie es werdenden großen Schöpfungen bei ihrem Entstehen innezuwohnen pflegt. Seitdem sind diese Versammlungen von Tausenden besucht, sie sind äußerlich glänzender geworden, aber eine edlere Begeisterung und eine tiefere Gemüthlichkeit hat nirgends geherrscht, als in den Octobertagen 1837 zu Dresden. Wir theilen hier auszugsweise einige Worte Schulze's aus einem längeren ungedruckten Aufsatze über die Bedeutung der landwirthschaftlichen Wanderversammlungen mit:

„Das Streben nach Bildung ist, wie in anderen wissenschaftlichen Vereinen, so auch hier zunächst auf das Wissen gerichtet. Man will seine Kenntnisse erweitern und seine Einsicht vertiefen. Die Verhältnisse, unter welchen gegenwärtig der Landwirth wirthschaftet, sind so schwierig, daß er ohne wissenschaftliche Bildung nicht mehr bestehen kann. Das Bücherlesen ist zur Verbreitung der nothwendigen Kenntnisse nicht ausreichend. Das lebendige Wort, verbunden mit Ausstellungen sehenswerther Gegenstände, ist belehrender und anregender. Hierzu kommt die Förderung der Wissenschaft selbst, welche durch die gegenseitigen Mittheilungen von Männern aus den verschiedensten Gegenden bewirkt wird. Besonders gewinnt die Wissenschaft durch die vergleichenden Versuche und Ortsbeschreibungen, welche ein solcher Verein veranlaßt. . . . . . Jede große Menschenmasse, in welcher das Individuum aufgeht, drängt unwiderstehlich zum Gedanken an etwas Großes und Allgemeines hin. In den fraglichen Versammlungen wird es um so leichter sein, diesem Gedanken die Herrschaft zu verschaffen und zu erhalten, weil sie ja ausdrücklich dazu bestimmt sind, die Wissenschaft und das öffentliche Wohl im deutschen Vaterlande zu fördern und viele der Aufgeklärtesten und Besten unseres Volkes daran Theil nehmen. Wenn der Landwirth in einem wissenschaftlichen Verein für einen großen Zweck mit Männern sich verbindet, die wegen ihres Geistes und ihrer Verdienste allgemein mit Hochachtung genannt werden, wenn selbst fürstliche Personen, welche ein Gegenstand allgemeiner Verehrung sind, den Bestrebungen dieses Vereines eine ehrende Aufmerksamkeit widmen, dann erweitert sich seine Brust und mit Hochgefühle sieht er die Landwirthschaft von dem Lichte der Wissenschaft bestrahlt, von dem Glanze solcher Persönlichkeiten gleichsam verherrlicht. Dieses Gefühl nimmt er mit sich in seine Heimath, spricht gern in Gesellschaft von dem, was er in der Versammlung sah und hörte und gewöhnt sich so, seinen Beruf aus einem höhern Standpunkt zu betrachten, sein Auge abzuwenden von dem, was gemein, und hinzurichten auf das, was edel ist. Er sorgt zwar nach wie vor für Geldgewinn seines Gewerbes und für den Wohlstand seines Hauses, aber zugleich denkt er auch an seine geistige Vervollkommnung und das Wohl seiner Nebenmenschen. Seine Muße, welche er sonst in geistiger Trägheit und verderblichen Zerstreuungen zubrachte, widmet er der

Theilnahme an solchen Versammlungen. Er reist deshalb in weite Ferne, liest die Berichte darüber, stellt Versuche an, um dort davon sprechen zu können, benutzt jede Gelegenheit, welche zur Vorbereitung einer würdigen Mitgliedschaft sich darbietet.

Die landwirthschaftlichen Versammlungen sind um so mehr dazu geeignet, einen solchen edlen Sinn im deutschen Volke zu verbreiten, je mehr diejenigen, welche sich mit Landwirthschaft beschäftigen, verschieden sind nach Vermögen, Geburt und bürgerlicher Stellung und je inniger deutsche Nationalität mit deutscher Landwirthschaft verbunden ist.

Auf den Versammlungen zu Dresden, Karlsruh und Potsdam sah man viele Mitglieder, welche zu den vornehmsten und reichsten unseres Volkes gehören, aber auch viele, welchen es schwer wurde, nur die Kosten zur Reise aufzubringen. Viele der ausgezeichnetsten Vereinsmitglieder stammen aus Familien, von welchen die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte rühmend spricht, aber nicht minder groß ist die Zahl derer, welche erst seit wenigen Jahren ihrem Namen durch Tüchtigkeit des Geistes Glanz und Ansehen verschafft haben. Im Kreise der dort Versammelten saßen hochgestellte Staatsmänner, deren Name Einfluß hat auf die europäischen Angelegenheiten, neben Männern, deren Wirksamkeit auf den engen Kreis eines kleinen Bauergutes beschränkt ist. Je verschiedenartiger die Glieder dieser Versammlung in Bezug auf die äußern Verhältnisse sind, um so mehr werden sie dadurch bewogen, das Wesen des innern Menschen und die Würde der Wissenschaft anzuerkennen, um so mehr kehrt in das Volk zurück die alte Verehrung der Landwirthschaft, um so mehr fühlen sich die Deutschen, ungeachtet äußerlich trennender Unterschiede von Rang und Vermögen, als Glieder einer großen Nation.

Wenn man über den Materialismus unserer Zeit klagt, so hat man die Trennung des Geschäftslebens von dem höhern Leben vor Augen und in der That ist eine solche Trennung jetzt häufiger in allen Zweigen des Volkslebens, namentlich des öconomischen, eine Folge des Despotismus und des Kastengeistes, welcher sich in den vergangenen Jahrhunderten über Deutschland verbreitete. Indem eine Kaste der Krieger die Ehre, eine Kaste der Juristen die Rechtsidee, eine Kaste der Priester und Theologen die Gotteserkenntniß und eine Kaste der Beamten die Sorge für das Gemeinwohl als ausschließlichen Besitz sich anmaßte, mußte das wirthschaftliche Volksleben Ehre, Rechtsgefühl und Gemeingeist verlieren und der Habsucht, Gewinnsucht, Eitelkeit und Mode anheimfallen. Damit es wieder erlange, was es in den vergangenen Jahrhunderten verloren hat, ist es nothwendig, jenen Kastengeist zu bekämpfen und diejenigen Volksglieder, welchen die öconomischen Geschäfte obliegen, namentlich die Landwirthe, wiederum Theil nehmen zu lassen an dem Kriegswesen, an der Gerichtspflege, an den Angelegenheiten der Gemeinde.

Durch Einführung der Landwehrverfassung, der Oeffentlichkeit des Gerichtswesens, der stellvertretenden Staatsform ist in der neuern Zeit sehr viel geschehen für die Belebung des öffentlichen Geistes, aber auch die Wanderversammlungen sind ein bedeutsames Mittel zur Erreichung dieses wichtigen Zweckes; sie können diesen mittelbar und unmittelbar fördern, mittelbar, indem die Volksglieder dadurch für das öffentliche Leben in der Gemeinde und im Staate vorbereitet werden, die dazu nöthige Einsicht und Redefertigkeit gewinnen und an öffentliche Verhandlungen sich gewöhnen, unmittelbar, indem sie durch Theil-

nahme an solchen Verhandlungen angeregt werden, vorwärts zu streben und ihr geistiges Auge auf das Allgemeine und Höhere zu richten. In wandernden Versammlungen kann der Geist nicht so leicht erstarren, wie in stehenden, indem der jährliche Wechsel von Personen und Gegenständen dem Geist eine heilsame Beweglichkeit verleiht und da, wo so viele ausgezeichnete Festgenossen versammelt sind, ein edler Geist der Ehrbegierde erweckt wird, welcher den Einzelnen antreibt, nicht blos sich selbst, sondern auch, der öffentlichen Meinung gemäß, vor seinen Fachgenossen etwas zu gelten. Aus der Reibung der Geister, wie sie in solchen Gesellschaften stattfindet, springen Funken hervor, welche in der Brust vieler Theilnehmer ein erleuchtendes und erwärmendes Feuer entzünden. Hierzu kommt, daß der Sinn für Schönheit und Fröhlichkeit in dem mit solchen Versammlungen verbundenen Festleben, in den festlichen Aufzügen, in der Geselligkeit bei Tafel und bei eben so heitern als belehrenden Fahrten stärkende Nahrung findet. Auch die Gastfreundschaft, womit ganze Ortschaften und einzelne Personen die Fremden empfangen, ist eine neue Form, worin sich der edle Geist des deutschen Volkes offenbaren kann."

Ueberhaupt hielt Schulze eine Wiedergeburt und Veredlung unseres nationalen Festlebens für eine wichtige Aufgabe der Gegenwart. Diesen Gedanken führte er besonders auf der zweiten Wanderversammlung zu Karlsruhe, im Herbste 1838, aus, wo sich in der That bereits vor den Augen der Versammlung ein reiches, schön geordnetes Festleben entfaltete. Die landwirthschaftlichen Aufzüge, die öffentlichen Preisvertheilungen, die Ausstellung von landwirthschaftlichen Produkten, Blumen und Früchten, die reichen schönen Trachten der Landleute, der frische, fröhliche Geist des Volkes, der Anstand und die allgemein herrschende Ordnung, die ächt volksthümliche Theilnahme des Großherzogs und der großherzoglichen Familie an diesen Festlichkeiten machten einen tiefen Eindruck auf Schulze. Die landwirthschaftlichen Feste, wie sie in Süddeutschland, besonders zu Kannstadt in Würtemberg, von König Wilhelm und der trefflichen Königin Katharina in's Leben gerufen waren, betrachtete er als einen hoffnungsvollen Keim eines neu sich entwickelnden nationalen Festlebens. Manche mochten den Vergleich Schulze's kühn finden, wenn er die Wanderversammlungen deutscher Landwirthe und Naturforscher den olympischen Spielen der Griechen an die Seite stellte. Dem Kerne der Sache nach hatte er gewiß damit das Richtige getroffen. Schulze war sich wohl bewußt, daß die Feste und Versammlungen der Form nach bei uns einen anderen Charakter annehmen müssen, als bei den Griechen, daß sie aber doch ihrem geistigen Inhalt nach dasselbe bezwecken: Hebung des öffentlichen Lebens, Veredelung des Volksgeistes und Belebung des nationalen Gesammtbewußtseins, trotz politischer Zersplitterung unseres Vaterlandes.

Obgleich Schulze so großen Werth gerade auf die nationale

Seite der deutschen Wanderversammlungen legte und auch ihre mittelbar politische Bedeutung nicht verkannte, so war er doch entschieden gegen Hereinziehung rein politischer Fragen in die Discussion. Er hielt, als Präsident derartiger Versammlungen, hier immer scharf die Grenze ein und wies alle Reden und Anträge, die sich mit Verfassungs- und Regierungsangelegenheiten, staatsrechtlichen und politischen Problemen beschäftigten, überall zurück, nicht etwa aus Furcht vor Verdächtigung oder Zaghaftigkeit, sondern aus der festen Ueberzeugung, daß solche Versammlungen sonst ihren ursprünglichen Charakter einbüßen und zu politischen Clubs werden würden. Dagegen legte er großen Werth auf die Erörterung solcher Gegenstände, bei welchen der Zusammenhang der Landwirthschaft mit den allgemeinen und höheren Interessen des Volks- und Staatslebens zur Sprache kam; dahin rechnete er besonders die Bildung und Aufklärung des Landvolks, Verbesserung des ländlichen Schulunterrichtes, der Arbeiter- und Gesindeverhältnisse, Sparkassen, Förderung der Landwirthschaft durch staatliche Einrichtungen, besonders Ablösungsgesetze, Separationen, Gemeinheitstheilungen, Grundsteuerregulirung ꝛc. Gerade für solche Fragen glaubte er in den landwirthschaftlichen Vereinen, besonders dem großen deutschen Gesammtverein, ein Organ zu erkennen, welches den Regierungen gegenüber die öffentliche Meinung der Fachmänner auszusprechen und ein „deutsches landwirthschaftliches Parlament“ von höchster berathender Autorität darzustellen habe. Wie Schulze aber seiner ganzen Richtung nach ein warmer Anhänger der nationalen Einheit, aber ein Gegner jeder öden Einerleiheit war, wie er mechanischer Centralisation ebenso Feind war, als haltloser Zersplitterung, so forderte er auch im landwirthschaftlichen Vereinsleben, neben der Einheit der großen Wanderversammlungen, die organische Gliederung landwirthschaftlicher Vereine für die einzelnen Theile und Stämme Deutschlands, welche in kleineren Kreisen dieselbe Aufgabe erfüllen sollten, wie die großen deutschen Versammlungen im Gesammtvaterlande. In diesem Sinne half er zwei noch jetzt blühende Vereine begründen, die in ihm ihren eigentlichen geistigen Urheber für alle Zeiten ehren werden, es sind dies der baltische Verein im äußersten Norden und der thüringische Verein mitten im Herzen Deutschlands.

Obgleich in Neuvorpommern die Landwirthschaft das wichtigste und angesehenste Gewerbe bildet, fehlte es doch vor Schulze's Eintritt in die dortigen Verhältnisse noch an jedem landwirthschaftlichen Vereinsleben. Ein schwacher Anfang war der Verein der Schafzüchter, welcher seit dem Winter 1837 zum erstenmal in Greifswald zusammentrat. Ein solcher specieller Zweck befriedigte aber wenig

und es wurde der Wunsch ausgesprochen, einen Verein zu gründen, in welchem die Landwirthschaft nach ihrem ganzen Umfange zum Gegenstand der Berathung zu machen sei. Schulze nahm auf allgemeinen Wunsch die Angelegenheit in die Hand, setzte sich mit den angesehensten Landwirthen Neuvorpommerns, Mecklenburgs und Holsteins in Verbindung und erließ eine Einladung auf den 6. August 1838 nach Greifswald, zur Constituirung eines baltischen Vereins. Bei Abgrenzung des Vereinsgebiets nahm Schulze absichtlich nicht auf die zufälligen staatlichen Souveränitätsgrenzen, sondern auf die gemeinsamen stammlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse dieser Landestheile Rücksicht, wie es ihm immer am Herzen lag, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen staatlich getrennten deutschen Bevölkerungen zu wecken und aufrecht zu erhalten. Schulze's Einladung fand lebhaften Anklang; zu dem festgesetzten Tage erschienen 110 Landwirthe Mecklenburgs, Pommerns und Holsteins, darunter die ersten Notabeln dieser Landestheile, wie der Rittergutsbesitzer v. Homeyer auf Murchin, der Oeconomierath Maaß auf Kentzlin, der erste Schafzüchter Pommerns, Graf Bismarck-Bohlen, Graf Schwerin-Putzar, der nachher so berühmt gewordene Vorkämpfer des constitutionellen Staatslebens in Preußen, die Herren Pogge-Roggow und Pogge-Ziersdorf aus Mecklenburg. Schulze wurde einstimmig zum ersten Vorsteher erwählt, die von ihm entworfenen Statuten angenommen und der Verein unter dem von Schulze vorgeschlagenen Namen „Baltischer Verein zur Beförderung der Landwirthschaft" am 6. August 1838 feierlich constituirt.

War manchem Landwirthe Pommerns die geregelte Behandlung wissenschaftlicher Fragen damals noch etwas Neues und bedurfte es auch hier und da noch des Ordnungsrufes und der Glocke des Präsidenten, um den parlamentarischen Charakter der Discussion aufrecht zu erhalten, so nahmen die Verhandlungen doch einen würdigen Gang. Wichtige Gegenstände der landwirthschaftlichen Erfahrung aus allen Zweigen des Gewerbes wurden mit wissenschaftlichem Ernst erörtert, Eintracht, Gemeingeist und geselliger Frohsinn durchwehte das Ganze. Besonders ansprechend war den Gästen der am zweiten Tage stattfindende Besuch der landwirthschaftlichen Akademie Eldena unter persönlicher Führung des Direktors.

Durch seinen im nächsten Jahre erfolgten Abgang von Eldena trat Schulze allerdings aus der unmittelbar persönlichen Beziehung zu diesem Vereine; aber auch das in diesen norddeutschen Boden von seiner Hand gesenkte Reis gedeiht lebenskräftig weiter und wird dazu beitragen, auch in jenen Gegenden ihm ein bleibendes Andenken in landwirthschaftlichen Kreisen zu sichern.

Eine noch großartigere Schöpfung auf dem Gebiete des landwirthschaftlichen Vereinslebens rief Schulze nach seiner Rückkehr in die thüringische Heimath ins Leben. Die erste Anregung zu dieser Schöpfung ging von dem landwirthschaftlichen Vereine zu Sondershausen aus, dessen hochverdiente Vorsteher, Amtsrath Kleemann zu Ebeleben, Domänenrath Kleemann zu Wasserthalleben, Pfarrer Magerstädt zu Großen-Ehrich mit Schulze in Verbindung traten, um eine Vereinigung der verschiedenen thüringischen Vereine anzubahnen. Zu diesem Zwecke wurde am 18. Juli 1842 eine Versammlung nach Sondershausen berufen, welche Schulze zum ersten Präsidenten ernannte und ihm die Abfassung der Statuten übertrug. Gerade für Thüringen war eine solche Vereinigung dringendes Bedürfniß. Wie Thüringen geographisch im Herzen Deutschlands liegt, so ist es gewissermaßen auch geistig sein Mikrokosmus. Es ist staatlich zersplittert wie kein anderer Theil von Deutschland; fast jede Stunde überschreitet der Wanderer dort eine Landesgrenze, aber trotzdem vereint ein altes Stammesbewußtsein den geist- und gemüthvollen Stamm der Thüringer zu einer völkerschaftlichen Einheit. Weil in diesen staatlichen Miniaturgebilden nirgends ein abgeschlossenes Staatsbewußtsein tiefer Wurzel schlagen kann, reicht der Thüringer gern, über seine Landesgrenzen hinaus, dem Nachbarn die Hand. Nirgends ist man dem Bewußtsein nach so deutsch und nur deutsch wie hier im Herzen Deutschlands. Gerade deshalb hielt Schulze auch hier die Form der Wanderversammlung für die allein ersprießliche und erklärte sich gegen die mannichfach unterstützte und lockende Aufforderung, sich ohne weiteres dem centralisirten Verein der preußischen Provinz Sachsen einzufügen. Ein freier, von keiner Behörde bevormundeter wandernder Verein, dem sich ohne Unterschied auch die preußischen Theile Thüringens anzuschließen hätten, sei die allein für Thüringens Verhältnisse geeignete Form. „So wollen wir — sagte Schulze — einen thüringischen Verein stiften, in dem keine Staatsangehörigkeit uns trennt, in dem wir uns alle als Bewohner eines Gaues, alle als Deutsche betrachten.“ Schulze's Vorschlag wurde mit großer Majorität angenommen.

Damit war am 18. Juli 1842 eine Schöpfung ins Leben getreten, welche von nun an auf das landwirthschaftliche Volksleben Thüringens einen tiefgreifenden Einfluß üben sollte. Nach den von Schulze ausgearbeiteten Statuten wurde der erste Vorsteher auf je drei Jahre gewählt, die übrigen Mitglieder des Vorstandes immer nur auf eine Jahresversammlung, so daß der erste Vorsteher gewissermaßen die geistige Kontinuität des Vereins repräsentirte, während die übrigen Vorstände jedesmal aus den ersten lokalen Notabilitäten des Versammlungsortes

genommen zu werden pflegten. Schulze wurde von je drei zu drei Jahren wieder gewählt und blieb bis zu seinem Tode die Seele dieser thüringischen Versammlungen. Freilich übernahm er damit wieder eine große Geschäftslast, da er nicht einmal einen ständigen Sekretär zur Seite hatte, aber er erlebte an dieser seiner Schöpfung auch die reinste Freude. Nirgends fanden derartige Wanderversammlungen einen günstigeren Boden, als in Thüringen.

Alle die freundlichen Städte des so manchfaltigen, reich gesegneten Landes wetteiferten mit Einladungen. Ein gleicher Geist beseelte alle diese Versammlungen, aber überall prägte sich derselbe in eigenthümlicher, lokal gefärbter Weise aus. Diese Jahresversammlungen wurden in der That zugleich wahre Volksfeste. Im großen, alterthümlichen Erfurt, im waldreichen Eisenach, im idyllischen Arnstadt, im heitern, gemüthlichen Pößneck, in der Musenstadt Jena, in dem geistig belebten Weimar und mancher andern thüringischen Stadt feierte die Wanderversammlung schöne Tage. Schulze schlug durch diese Vereine im Volksleben Thüringens die tiefsten Wurzeln. Noch waren damals wenige dieser Städte durch Eisenbahnen mit Jena verbunden; wenn Schulze in seinem leichten Reisewagen in die Vereinsstadt einfuhr, wurde er regelmäßig mit Musik und Gesang von den Liedertafeln begrüßt und wie der Meister und Vater aller thüringischen Landwirthe gefeiert. Seine ebenso warmen als tiefdurchdachten Eröffnungsreden, welche immer an die geschichtlichen, landschaftlichen und öconomischen Verhältnisse des Ortes in sinniger Weise anknüpften, hoben die Versammlung sogleich auf die Höhe einer getragenen, festlich bewegten Stimmung. Die von ihm und andern Gliedern des Vereines aufgestellten Fragen waren mit Takt gewählt und betrafen meist die interessantesten landwirthschaftlichen Tagesfragen z. B. Dränage, Wiesenbewässerung, Guano, Chilisalpeter und andere künstliche Düngemittel, die verschiedenen Ackerinstrumente, den Vorzug gewisser Viehrassen, der Kammwollenschäferei vor der Merinozucht u. s. w. Niemals fehlte es aber auch an Discussionen über Gegenstände, welche sich auf die nationalöconomische Seite der Landwirthschaft bezogen; das Assecuranzwesen, die Hebung der landwirthschaftlichen Creditverhältnisse, die Separationen und Zusammenlegungen, die wirthschaftliche und moralische Verbesserung der landwirthschaftlichen Arbeiter, die Errichtung von Ackerbau- und Wehrlischulen kamen vielfach zur Sprache. Schulze war ein musterhafter Präsident; trotz seiner eigenen Lebhaftigkeit leitete er die Debatten mit Ruhe und Umsicht und hielt bei aller Humanität streng auf parlamentarische Ordnung, ohne

dabei pedantisch zu sein. Manchen alten ergrauten Praktiker, welchem nur der Muth zur öffentlichen Rede fehlte, animirte er zur Mittheilung seiner Erfahrungen, indem er ihn mit Geschick in die Discussion zu ziehen wußte. Vor allem kam Schulze die große Allseitigkeit seiner landwirthschaftlichen Bildung zu statten, indem er Kraft derselben den ganzen Gang der Verhandlungen übersehen und beherrschen konnte, mochte die Discussion sich auf den Vorzug der Sommer- oder Winterlammung, des thüringischen Pfluges oder des böhmischen Rugadlo, oder auf die nationalöconomischen Ursachen der gegenwärtigen Getreidepreise erstrecken, überall war er sattelfest und erledigte schließlich, nach langen Debatten, oft die ganze Frage durch eine kurze Bemerkung, welche stets den Kernpunkt der Frage traf. Welchen reichen Saamen wissenschaftlicher Anregung und höheren gemeinnützigen Strebens hat Schulze auf diesen Versammlungen in fast zwanzigjähriger Präsidialthätigkeit ausgestreut!

Mit den Versamnlungen der thüringischen Landwirthe wurden regelmäßig Ausstellungen von Thieren und landwirthschaftlichen Produkten verbunden; besonders zeichneten sich in dieser Beziehung die Versammlungen von Jena, Weimar, Salzungen, Coburg aus, in Jena kam dazu auch eine reiche Ausstellung von Gartenprodukten, Obstsorten und Blumen, an anderen Orten breitete auch die Lokalindustrie ihre Schätze aus, so zu Gera und Pößneck. Dabei fanden Preisvertheilungen an die Producenten statt, die in silbernen Pokalen, Denkmünzen und Ehrendiplomen bestanden. Schulze hielt es aber für billig, bei solchen Preisvertheilungen nicht nur die Herren und Eigenthümer, sondern auch die landwirthschaftlichen Arbeiter und Dienstboten zu berücksichtigen und durch Prämien zu belohnen. Er hielt es für wichtig, das Ehrgefühl auch dieser Menschenklasse zu heben, die Achtung vor der schweren und meist so gering belohnten Handarbeit öffentlich auszusprechen und das Band zwischen Herrschaften und Dienstboten zu stärken und sittlich zu veredeln.

Auf Schulze's Antrag und nach einem von ihm ausgearbeiteten Regulativ fand zum erstenmal zu Weimar bei der zehnten Versammlung thüringischer Landwirthe eine solche Prämienvertheilung an vorzügliche Dienstleute bei der Landwirthschaft statt. Der Großherzog Karl Alexander, welcher allen gemeinnützigen Bestrebungen zu jeder Zeit eine huldvolle Theilnahme zu widmen pflegt, stellte eine ansehnliche Summe zur Verfügung und ließ geschmackvolle silberne Ehrenmedaillen prägen, welche Hochderselbe selbst von einer Tribüne an die treubewährten Dienstboten vertheilt. In den einzelnen Verwaltungsbezirken wurde eine aus Landwirthen und Geistlichen bestehende

Prüfungskommission niedergesetzt, um die der Auszeichnung würdigen Dienstboten, namentlich Hofmeister, Gärtner, Schäfer, Knechte, Haushälterinnen und Mägde, auszuwählen. Die in Geldprämien, silbernen Medaillen und öffentlich belobender Anerkennung bestehenden Auszeichnungen sollten nur solchen Dienstboten zuerkannt werden, „welche längere Zeit, und zwar wenigstens zwölf Jahre derselben Dienstherrschaft oder auf demselben Gute gedient und sich stets treu, ehrlich, sittlich und fleißig betragen hatten." Die Anmeldung sollte durch die Dienstherrschaften bei den Bezirkskommissionen erfolgen. Es zeigte sich auch hier, wie einseitig und unbillig das viele Gerede über die Verschlechterung des landwirthschaftlichen Gesindes ist, denn die Zahl der angemeldeten Dienstboten war über Erwarten groß; es erschienen viele, welche mehr als zwanzig, manche die dreißig Jahre auf demselben Gute treu und untadelhaft gedient hatten. Es hatte etwas Ergreifendes in diesen ehrlichen Gesichtern, die mit Verlegenheit gepaarte Freude sich malen zu sehen, wenn sie vor ihren Landesherren traten, um aus dessen Hand die Belohnung zu empfangen. Jeder wahre Menschenfreund empfand vor diesen durch Alter und harte Arbeit gebeugten Gestalten, vor diesen einfachen Menschen im schlichten Kleide eine wahrhaft menschliche Verehrung, wie sie treuer Pflichterfüllung in jedem Berufe gebührt. Wie manchem dieser alten treuen Diener ist dieser Moment ein Lichtblick in seinem langen arbeits- und mühevollen Leben gewesen, wie vielen jüngeren Leuten mag diese öffentliche Anerkennung zu einem wichtigen Sporn der Nacheiferung geworden sein! Schulze's Grundsatz „Ehre der Arbeit und Achtung der sittlichen Würde auch im äußerlich Niedern und Geringen" wurde so bei der zehnten Wanderversammlung thüringischer Landwirthe in schöner und sinnreicher Weise verwirklicht. Diese von ihm gegebene Anregung fand in Thüringen großen Anklang und nach und nach wurde bei den meisten landwirthschaftlichen Zweigvereinen diese Einrichtung nachgeahmt.

Ueberall kamen die Regierungen der thüringischen Wanderversammlung ebenso gastlich und wohlwollend entgegen, wie die Städte. Nicht selten nahmen die regierenden Fürsten an den Versammlungen und den damit verbundenen Festlichkeiten persönlich Antheil; ihre Minister und höchsten Beamten standen regelmäßig mit an der Spitze des Vorstandes, so vor allem der Staatsminister Dr. von Watzdorf zu Weimar, welcher der Landwirthschaft ein ganz besonderes Interesse zugewendet hatte. Gerade den thüringischen Wanderversammlungen kam das schöne und herzliche Verhältniß, welches in den meisten dieser Länder zwischen Volk und Fürst besteht, trefflich zu statten, denn was Schiller von der thüringischen Saale rühmt, hat auch heut zu Tage noch seine Wahrheit:

„Kurz ist mein Lauf und sieht der Fürsten und Völker so viele,
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei."

Ueber alle diese Versammlungen wußte der gemüthliche thüringische Volksgeist einen gewissen poetischen Hauch zu verbreiten. Bei dem Gastmahl erklangen heitere und ernste Festlieder, die, eigens zu diesem Zwecke gedichtet, bald die Landwirthschaft, bald die Stadt verherrlichten, wo der Verein tagte. Liedertafeln und Musikvereine, Bälle, gemeinsame Fahrten auf bereitwillig zur Verfügung gestellten Equipagen nach landwirthschaftlich oder landschaftlich merkwürdigen Punkten verschönerten regelmäßig die festlichen Tage der Zusammenkunft. Alles kehrte heiter, an Geist und Leib erfrischt, mit neuen Anregungen erfüllt, von diesen Versammlungen wieder zur regelmäßigen Tagesarbeit zurück.

Während Schulze so im engern Kreise das landwirthschaftliche Vereinsleben pflegte, erlaubten ihm seine Geschäfte später nicht immer, die großen deutschen Wanderversammlungen zu besuchen, obgleich er dieselben so hoch zu schätzen wußte. Nachdem er an den Versammlungen zu Dresden 1837, Karlsruhe 1838 und Potsdam 1839 einen hervorragenden Antheil genommen hatte, erschien er wieder auf der Versammlung zu Altenburg 1842, auf der zu Kiel 1847, welcher der erste Aufschwung der schleswig-holsteinschen Bewegung eine besondere Weihe gab und zum letztenmal zu Prag 1855. Wie Schulze zu Potsdam und Altenburg für die Errichtung eines deutschen Thaerdenkmals gearbeitet hatte, so bot sich ihm zu Prag Gelegenheit, seine Pietät für das Andenken eines andern großen landwirthschaftlichen Reformators zu bethätigen. Durch unglückliche Verhältnisse war die Familie Schubarts von Kleefeld*) in Armuth gerathen und der letzte Urenkel des großen Mannes, welcher den erinnerungsreichen Namen „von Kleefeld" trug, war ein armer, eltern- und vermögensloser Knabe zu Eisenberg, welchem alle Mittel für eine geordnete Erziehung und Ausbildung abgingen. Dieses Knaben hatte sich bereits, auf Anregung des Präsidenten Dr. von Seckendorf und des Geh. Raths von Planitz, der landwirthschaftliche Verein zu Altenburg angenommen; Schulze suchte diese Angelegenheit auf der thüringischen Wanderversammlung zu Coburg und auf der Versammlung deutscher Landwirthe zu Prag zu einer Ehrensache aller deutschen Landwirthe zu machen. „Gehen wir die Geschichte der deutschen Landwirthschaft durch, — sagte Schulze zu Prag, — so finden wir nur einen Mann, dessen Verdienste mit denen Schubart's

*) Johann Christian Schubart, Edler von Kleefeld. Eine dessen Andenken gewidmete Schrift von Rockstroh. Dresden 1837.

verglichen werden können; ich meine Thaer. Wer von diesen zwei Männern sich größere Verdienste erworben hat, möchte schwer zu entscheiden sein. Schubart bearbeitete den Boden, in welchen Thaer den Samen einer auf Naturwissenschaften gegründeten Theorie ausstreute. Ohne Schubart's praktische Thätigkeit hätte Thaer's Theorie nicht die erwünschte Verbreitung gefunden, ohne Thaer's Wissenschaft würde Schubart's Wirksamkeit keinen fortdauernden Einfluß erlangt haben. Ihre dankbare Erinnerung an Thaer haben die deutschen Landwirthe durch Errichtung eines Standbildes in der Mitte des deutschen Vaterlandes, zu Leipzig, in einer Weise bethätigt, welche sie nicht minder ehrt, als ihn. Wenn der Verein deutscher Landwirthe bei Versorgung des armen vaterlosen Urenkels Schubarts die Vaterstelle übernimmt, so hat er die herrlichste Gelegenheit, dem großen Reformator der Landwirthschaft, Schubart von Kleefeld, ein würdiges Denkmal zu setzen." Schulze's warme Fürsprache verfehlte ihre Wirkung nicht, und schon zu Prag kam durch Sammlung eine Summe zusammen, welche die Grundlage eines Kapitals bildete, durch welches für den jungen Schubart eine gute, seines Namens würdige Erziehung zu einem tüchtigen und gebildeten Landwirth ermöglicht wurde. Schulze erlebte noch die Freude, seine Bemühungen in dieser Sache dadurch belohnt zu sehen, daß der junge Wilhelm Schubart auf der ihm eröffneten Laufbahn gute Fortschritte machte.

---

3. Schulze's literarische Thätigkeit*).

Im Jahre 1826 war Schulze's Schrift über „Wesen und Studium der Wirthschaftswissenschaften" erschienen (S. 63). Seit dieser Zeit war Schulze durch Gründung des landwirthschaftlichen Instituts in einen solchen Geschäftsdrang gerathen, daß an eine Muße für literarische Arbeiten nicht zu denken war. Dieser Geschäftsdrang hatte in der eldenaer Periode seinen Höhepunkt erreicht; nach dem Abgang von Eldena nahm die neue Organisation des landwirthschaftlichen Instituts und die Einrichtung der zwätzener Gutswirthschaft mehrere Jahre seine

*) Die Besprechung und Beurtheilung der literarischen Leistungen Schulze's überlasse ich der sachkundigeren Feder eines anerkannten nationalöconomischen Schriftstellers der Gegenwart, des Prof. Dr. jur. Arwed Emminghaus zu Karlsruhe, welcher in seiner „biographischen Skizze" auch diese Seite gründlich erörtert hat. Ich erlaube mir, diesen Abschnitt wörtlich aus der Schrift von Emminghaus zu entnehmen.

Kräfte ganz in Anspruch. Erst seit dem Jahre 1843 wurde es ihm wieder möglich, einige freie Stunden für schriftstellerische Thätigkeit zu finden und so ein Bedürfniß zu befriedigen, welches er so lebhaft, wie jeder selbstständig forschende und denkende Gelehrte, empfand.

„Jedermann wird es begreiflich finden, — sagt Emminghaus, — daß Schulze bei der Ueberfülle seiner anderweitigen unaufschieblichen Verpflichtungen jenes auch in ihm sich geltend machende Bedürfniß nicht allzu reichlich zu befriedigen vermochte. Nichts destoweniger bilden seine wissenschaftlichen Schriften eine Hinterlassenschaft, auf welche die deutsche Wissenschaft stolz sein darf. Wir haben uns bereits ausführlicher mit Schulze's literarischem Erstlingswerke beschäftigt. Dasselbe ist als die Grundlage und Richtschnur seiner ganzen literarischen Thätigkeit zu betrachten. Es ist eine methodologische Arbeit. Es folgten ihr noch einige andere Schriften, welche gleichfalls diese Bezeichnung verdienen. In eine andere Rubrik gehören diejenigen, welche einzelne Tagesfragen monographisch erörtern. Alle diese kleinern Schriften erschienen von 1843—51 unter dem Gesammtnamen: „Deutsche Blätter für Landwirthschaft und Nationalöconomie.“ Endlich gekrönt war die ganze literarische Thätigkeit Schulze's durch sein Lehrbuch der Nationalöconomie.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß die sämmtlichen Schriften Schulze's völlig wie aus einem Gusse erscheinen. Es durchweht sie alle ein Geist, ein und dieselbe Lebensanschauung, welche sich zwar im Fortgange der Zeit befestigt, aber seit dem ersten wissenschaftlichen Auftreten Schulze's *nicht* verändert hat. Schulze ging bei allen seinen wissenschaftlichen Erörterungen von den nämlichen Grundanschauungen aus. Dies wird bei denjenigen seiner Schriften, die wir kurzweg methodologische nennen, niemand auffallen; aber bei monographischen Erörterungen einzelner Tagesfragen ist man das stete und consequente Zurückgehen auf die Principien nicht gewohnt, und, wenn Schulze, indem er die Arbeiterfrage, die Kornhandels- und Zuckersteuerfrage erörterte, auf die höchsten Aufgaben der deutschen Volksbildung zu sprechen kam, so mußte dies freilich diejenigen Wunder nehmen, welche es für müßig halten, die einzelnen Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens auf ihre im Wesen des Menschen liegenden Grundursachen zurückzuführen, und im Zusammenhange mit anderen, scheinbar fern abliegenden Erscheinungen zu betrachten.

Je mehr Schulze von der Richtigkeit der letzteren Art der Behandlung wissenschaftlicher Aufgaben überzeugt war, und je mehr er sah, daß für diese Art in der großen Masse der Leser noch wenig Verständniß vorhanden war, um so öfter kommt er auf die Grundprincipien der Wissenschaft zurück, um so dringender mahnt er, nie zu vergessen, daß die einzelne wirthschaftliche Thatsache, das einzelne wirthschaftliche Gesetz, nur ein Glied in dem großen Organismus des Wirthschaftslebens, und daß dieses selbst wieder keineswegs ein in sich abgeschlossenes Lebensgebiet ist, welches man an und für sich begreifen, dem man eine selbstständige und unabhängige Geltung beimessen könne.

Zu den methodologischen Schriften Schulze's zählen wir das erste Heft seiner deutschen Blätter, welches einen Aufsatz „über die höhere Bildung des deutschen Landwirths und Gutsbesitzers“, und eine Beschreibung des landwirthschaftlichen Instituts zu Jena enthält, ferner alle Einleitungen

zu den periodisch veröffentlichten „Nachrichten von dem landwirthschaftlichen Institut", die Erörterungen „über Erfahrungswissenschaft und blos speculative Theorie" im Band I. Heft 4 und 5 der Deutschen Blätter, zum Theil auch die mehrerwähnten „Geschichtlichen Mittheilungen" und endlich die beiden polemischen Schriften: „Thaer oder Liebig" und „Professor Schleiden in Jena und die landwirthschaftlichen Institute."

Alle diese Schriften, mit Ausnahme nur der beiden letzten, kann man auffassen als Supplemente zu der Eröffnungsschrift über Wesen und Studium der Wirthschafts- oder Cameralwissenschaften. Sie alle gehen darauf hinaus, einestheils die Volkswirthschaftslehre philosophisch und die allgemeinen Theile der Gewerbslehren volkswirthschaftlich zu begründen, anderentheils nachzuweisen, daß diese Wissenschaften in ihren rationalen Theilen als regulative Theorien behandelt werden müssen, ferner den Zusammenhang klar vorzuzeichnen, in welchem das Wirthschaftsleben mit dem Bildungs- und Gesellschaftsleben, und in welchem die Wirthschaftswissenschaften unter sich mit den übrigen Wissenschaften, und insbesondere mit ihren Grund- und Hülfswissenschaften, stehen, und endlich die Wege und Ziele der höheren gewerblichen Bildung festzustellen.

Was insbesondere die Bildung des Landwirths anlangt, so enthält eine Betrachtung in dem ersten Hefte der Deutschen Blätter über die „gewerbliche und höhere Bildung" die Summe der Ansichten Schulze's über diesen Punkt; diese letzteren treten aus jener Betrachtung so klar hervor, die Art wie sie ausgesprochen sind, ist so charakteristisch für Schulze's ganze Anschauungsweise, daß wir es uns nicht versagen können, diese wenigen Sätze wörtlich wiederzugeben.

„Der praktische Landwirth" — heißt es da — „hat zunächst seine Thätigkeit auf Reinertrag oder Geldgewinn seines Gewerbes zu richten; außerdem aber soll er auch nach dem streben, durch dessen Aneignung er sich über die Thiere des Feldes erhebt und wodurch sein Gewerbsleben veredelt wird. Demnach muß auch die Bildung des praktischen Landwirths eine doppelte sein, wovon die eine auf Reinertrag oder Geldgewinn, die andere auf etwas Höheres gerichtet ist. Ich will jene die gewerbliche und diese die höhere nennen.

Es darf der Landwirth nicht blos nach Reinertrag oder Geldgewinn streben, sondern er muß es auch, weil er sonst mit seiner Familie nicht bestehen, nicht in Wohlstand leben, auch die Wirthschaft fortdauernd nicht erhalten kann, er soll es auch, denn sonst würde er nicht im Stande sein, die ihm obliegenden Pflichten gegen seine Mitmenschen, besonders gegen die Glieder seines Hauses, Staats und Volks zu erfüllen. Auch ist es nicht ehrenhaft, auf Kosten anderer zu leben.

Damit aber die Selbstliebe (Eigennutz), womit der Landwirth für seinen Wohlstand zu sorgen hat, nicht in Selbstsucht (Habsucht) ausarte, ist bei der Erziehung des Landwirths die reine (uneigennützige) Menschenliebe so heran zu bilden, daß sie in der Praxis der Selbstliebe das Gleichgewicht halten kann. Damit das landwirthschaftliche Volksleben nicht von Sinnlichkeit und Rohheit des Privatgeistes aufgezehrt werde, muß ein edler Gemeingeist dasselbe durchdringen, und das Leben der Landwirthe besonders in drei Beziehungen leiten und veredeln:

1) In Beziehung auf das häusliche Leben oder Familienleben, wohin auch das Verhältniß des Landwirths zu seinen Dienstleuten gehört;

2) In Hinsicht auf das bürgerliche oder staatliche Leben, wohin besonders die Verhältnisse des Landwirths zur Orts- und Kirchspiels-Gemeinde, zum Kreise, zur Provinz und zum ganzen Staate gehören.

3) In Beziehung auf das National- oder Volksleben. Dahin gehört alles dasjenige Denken und Thun, Wünschen und Streben des Landwirths, welches auf das Wohl des deutschen Volks und auf die Einheit und Selbstständigkeit des deutschen Nationallebens gerichtet ist.

Die häuslichen, bürgerlichen und nationalen Verhältnisse haben sich seit der Befreiung des Volkes von Fremdherrschaft günstiger für die Entwickelung der reinen Menschenliebe gestaltet und jedes Jahr bringt uns neue Verbesserungen dieser Art, z. B. in Bezug auf Entfernung des Zwangsdienstes, Gesindeordnung, Vertheilung des Grundeigenthums, Schutz der Familien gegen Verarmung, Pauperismus u. dgl., ferner in Rücksicht auf die Gemeindeordnung, Verwaltung des Gemeindevermögens, Gewerbsfreiheit, Zünfte, Creditanstalten, Straßenbau, Eisenbahnen, Steuern, Volksvertretung u. dgl., auch in Hinsicht auf Vereinsleben der Deutschen, z. B. den Zollverein, Versammlung der deutschen Landwirthe, öffentliche Denkmäler u. dgl. Jedoch alle diese Bemühungen, das Leben unsers Volkes zu verbessern, unser Vaterland gegen äußere und innere Feinde, gegen Knechtschaft und sittliches Verderben, gegen Gelddespotismus und Pauperismus zu schützen, werden nur gedeihen, wenn es uns gelingt, den in unserm Volke liegenden Keim eines edlen Gemeingeistes zur vollständigen Entwickelung zu bringen. Darum hat die Volkserziehung und besonders die Bildung der Landwirthe auf diesen Punkt vorzugsweise ihr Augenmerk zu richten.

Die Forderung, daß die Bildung des Landwirths auf ein höheres Leben gerichtet werde, ist jedoch, wie ich zu wiederholen nicht umhin kann, fern von einer überspannten Verachtung des gewerblichen Lebens, zufolge deren man dem Gewerbsmanne verbietet, nach Geldgewinn zu trachten. Im Gegentheil setzt sie das fleißige Streben nach Geldgewinn als eine nothwendige Bedingung für die Erreichung ihres Zieles voraus. Sie will nur zugleich nach etwas Höherem streben. Sie will so das Streben nach Geldgewinn würdiger, edler, menschlicher machen.

Wenn bei Erziehung des Landwirths seither die höhere Bildung fast ganz unbeachtet blieb, so war dies mit der Mangelhaftigkeit unseres frühern geselligen Lebens zu entschuldigen; jetzt aber kann solche Entschuldigung nicht mehr gelten, jetzt ist Verbindung der höheren Bildung mit der gewerblichen die dringendste Forderung unseres Volkes und unserer Zeit."

Was nun Schulze unter der „höheren" Bildung der Gewerbsleute versteht, geht zwar schon zur Genüge aus dem obigen Citate hervor; noch klarer und drastischer spricht er es aber an einer andern Stelle aus: „Das Wort „höher" — heißt es daselbst — wird zwar nicht selten von ihnen (den Landwirthen nämlich) gebraucht; sie reden von höherer Schafzucht, von höherem Betriebe der Landwirthschaft, von höherer Bildung des Landwirths u. dgl. mehr, nehmen aber das Wort in ganz anderem Sinne. Das, was ich „höher" nenne, bezieht sich nicht auf Eigenschaften der landwirthschaftlichen Thiere, sondern der landwirthschaftlichen Personen, nicht auf die Feinheit und Sanftheit der Wolle, sondern auf die Feinheit und Sanftheit des Geistes. Andere suchen das Höhere in den Kenntnissen des Landwirths, in dem Nachdenken, in der Wissenschaft, in

dem Rationellen. Auch ich schätze diese Eigenschaften des Landwirths für wichtig, aber für noch wichtiger halte ich diejenigen, welche sich auf sein Gemüths- und Thatleben beziehen, und nenne deshalb die auf solche Eigenschaften hinzielende Bildung vornehmlich die höhere."

Eine ganz kurze, „Grundsätze für Leitung der akademischen Studien der Landwirthe" überschriebene Abhandlung in den mehrerwähnten „Geschichtlichen Mittheilungen" enthält in zehn Sätzen die Quintessenz der Schulze-schen Anschauungen über den richtigen Weg, auf welchem junge Landwirthe zu dieser höheren Bildung zu führen sind. Hiernach ist es für den Lehrer der Landwirthschaft bei der Fülle des, meist in kurzer Zeit, zu bewältigenden Lehrstoffes vor allem geboten, auf die Verbesserung der Methode der Forschung und des Unterrichts Bedacht zu nehmen. Die gefährlichsten Irrthümer sind die principiellen. Der studirende Landwirth muß sich zuerst und vor Allem mit der Hodegetik beschäftigen. Alle Wissenschaften werden, hingesehen auf die Quellen der Erkenntniß, eingetheilt in empirische, reine Vernunft- und angewandte Vernunft-, oder Erfahrungswissenschaften. Die öconomischen Wissenschaften sind theils empirische, theils theoretische. In Bezug auf das Studium des Landwirths unterscheidet man: Haupt-, Grund- und Hülfswissenschaften. Das Studium der Grundwissenschaften erzeugt eine gründlichere, die Hinzufügung des Studiums der Hülfswissenschaften eine praktischere Bildung.

Für den Lehrer der Landwirthschaft ist es besonders wichtig, die verschiedenen Verfahrungsarten der Erfahrungswissenschaften kennen zu lernen. Die meisten landwirthschaftlichen Theorien sind regulativ; wer sie studiren will, muß also regressiv verfahren, d. h. er muß mit Hülfe der Induktion aus den Thatsachen erst die allgemeinen Gesetze aufsuchen. Man geräth in die größten Irrthümer, wenn man auf Wissenschaften, die ihrer Natur nach nur nach dieser Methode zu behandeln sind, die mathematische oder constitutive Methode anwenden will.

Für solche Erfahrungswissenschaften, in welchen man noch nicht im Stande ist, die Erscheinungen vollständig auf ihre Ursachen zurückzuführen, ist die combinirende Methode die allein richtige. Die Combination sucht das gleichartige in der Mannigfaltigkeit. Ihre leitenden Maximen sind nicht Erklärungs-, sondern Erkenntnißgründe. Die combinirende Methode ist diejenige, mit welcher Werner, A. Smith und A. von Humboldt ihre Wissenschaften so außerordentlich gefördert haben.

Es ist die Aufgabe der deutschen Lehrer der Nationalöconomie, die Darstellung ihrer Wissenschaft von der Stufe der combinirenden Methode zur Höhe zu erheben, worin die Erscheinungen aus ihren im Wesen des Menschen liegenden Ursachen erklärt werden, und die bereits begonnene nationale Reform des wirthschaftlichen Lebens durch ihre Wissenschaft zu fördern. Die leitenden Grundsätze oder Erklärungsgründe für theoretische Untersuchungen sind entweder solche, welche sich auf die Körperwelt, oder solche, welche sich auf die Geisteswelt beziehen. Die Nationalöconomie hat Erklärungsgründe der zweiten Art anzuwenden. Sie sucht solche Grundgesetze des wirthschaftlichen Lebens auf, welche im Wesen des menschlichen Geistes liegen. Diese ihre leitenden Principien beziehen sich entweder auf die Kräfte des menschlichen Geistes, oder auf die Zwecke des Menschenlebens.

Die Landwirthschaftstheorie ist, hingesehen auf ihre Grundsätze, in einen

speciellen und einen allgemeinen Theil abzusondern. Jener gründet sich auf körperliche oder naturwissenschaftliche, dieser auf nationalöconomische oder menschenwissenschaftliche Principien. „Für Erziehung der Jugend ist unter den philosophischen Grundsätzen der Nationalöconomie derjenige der wichtigste, welcher sich auf den Zweck des Menschenlebens oder auf die Bestimmung des Menschen bezieht. Der Lehrer der Landwirthschaft und anderer Zweige der Oeconomie soll um so eifriger dahin arbeiten, daß seine Schüler eine höhere Lebensansicht gewinnen, daß sie die Geistesbildung und zwar hauptsächlich die Bildung des Charakters, als den höchsten Zweck des Menschenlebens betrachten, und demselben alles Streben nach Gewinn, Besitz und Vergnügen unterordnen, da der Landwirth unmittelbar mit dem Irdischen es zu thun hat und deshalb das Himmlische über dem Irdischen vergessen kann.

Je mehr es den Universitätslehrern gelingt, unter den studirenden Landwirthen dieses Princip zur Anwendung zu bringen, um so würdiger werden diese sich zeigen, einer Universität anzugehören; denn der höhere Zweck des Universitätslebens ist nicht in der Geschäftsbildung, sondern in der allgemeinen menschlichen Bildung zu suchen.

Pflegerin eines nach den höchsten Zwecken des Menschenlebens strebenden Universitätsgeistes soll die Philosophie sein. Mit ihr soll jedes Fachstudium durch einen angewandten Theil derselben in nahe Verbindung gebracht werden, das Rechtsstudium z. B. durch die philosophische Rechtslehre. Dem öconomischen, besonders landwirthschaftlichen Studium soll die Nationalöconomie eine solche Verbindung vermitteln. Diese Wissenschaft kann aber eine so wichtige Aufgabe nur dann lösen, wenn der Lehrer, der kritischen Methode folgend, seine Schüler veranlaßt, möglichst durch Selbstdenken die höchsten Principien der Wissenschaft aufzusuchen und diesen die Beobachtungen und Erfahrungen unterzuordnen.

Sowie der Studirende der Philosophie *diese* nicht lernen soll, sondern nur das *Philosophiren*, d. h. das Nachdenken über philosophische Gegenstände, so soll auch, wer Nationalöconomie studirt, nicht eigentlich diese erlernen, sondern vielmehr das Nachdenken über nationalöconomische Fragen. Nur ein solches Studium der Nationalöconomie kann als ein würdiger Zweig des Universitätsstudiums angesehen werden."

Was die Art der Lehrvorträge anbelangt, so ist an den Lehrer der Nationalöconomie und der Gewerbslehren vor allem die Forderung zu stellen, daß er *productiv* lehre in *dem* Sinne, wie dies Schleiermacher in seinen *gelegentlichen Gedanken* über *Universitäten* allen Universitätslehrern dringend anempfiehlt.

Wer möchte Schulze nicht aus voller Seele beistimmen, wenn er diese Grundsätze für die wichtigsten unter denen erklärt, von welchen die Lehrer der Landwirthschaft sich leiten lassen müssen, wenn ihre Schüler eine höhere Bildung erreichen sollen? Es liegt eine kostbare Fülle von Weisheit in diesen wenigen Sätzen, die es wohl verdienen, daß diejenigen, an welche die Mahnungen zunächst gerichtet sind, sie sich ganz zu eigen machen und nach ihnen ihre Thätigkeit einrichten.

Wir haben auch die *polemischen* Schriften Schulze's unter die Klasse seiner methodologischen Arbeiten eingereiht. In der That hat nur die Absicht, zur Berichtigung der Methode der Forschung das Seine beizutragen, Schulze

auf die Arena der wissenschaftlichen Polemik geführt. Er hat sich durch diese Polemik manche Feindschaft zugezogen. Aber wir sind weit entfernt, zu wünschen, daß der Streit nicht gestritten worden sein möchte. Es will uns bedünken, als habe Schulze in allen wesentlichen Punkten vollkommen über seinen berühmten Zeitgenossen obgesiegt. Daß ihn der wissenschaftliche Eifer hie und da zu einer, wenn auch immer in den Grenzen des Sachlichen sich haltenden, großen Energie des Angriffes hinriß, ist umsomehr gerechtfertigt, als es galt, die Wissenschaft, die er treu gepflegt, vor Invectiven, die eines Gelehrten höchst unwürdig sind, und vor der Gefahr methodischer Rückschritte zu bewahren, in die sie durch die Lehren eines Mannes von größter wissenschaftlicher Autorität gerathen war. Wir haben hier vorzugsweise die Schrift: „Thaer oder Liebig“ im Auge.

Die Veranlassung zu dieser Schrift geht aus folgenden Worten in der IV. Abtheilung der „Geschichtlichen Mittheilungen“ (S. 126 ff.) hervor:

„Zwei Zeitereignisse waren für diese Studien einflußreich: die Erscheinung der Liebig'schen Agriculturtheorie und die aus Frankreich nach Deutschland gekommenen Verwirrungen im Gebiete der Nationalöconomie.

Die Aufregung, welche die Schriften des genannten großen Chemikers in weitem Kreise verursachten, drang auch in mein Institut ein. Anfangs freute ich mich über das gesteigerte Interesse für Chemie, aber bald artete es in Einseitigkeit und Uebertreibung aus. Die Zahl der unbedingten Anhänger dieser neuen Theorie war im Institute groß geworden. Sie hofften durch Agriculturchemie alles zu erreichen, vernachlässigten andere wichtige Studien und sahen mit Geringschätzung auf diejenigen ihrer Lehrer und Studiengenossen hin, welche nach Thaer's Beispiel den Weg der Erfahrung dem der Speculation vorzogen. Was vor Liebig geschrieben und gelehrt wurde, sahen sie als veraltet, als überwunden an. Das landwirthschaftliche Studium war demnach in Gefahr, in unpraktisches Phantasiren und Speculiren auszuarten.

Um nun gegen eine solche Gefahr meine Anstalt zu schützen, hielt ich jedes Halbjahr eine Vorlesung über Liebig's Theorie, worin ich auf die großen Verdienste dieses Naturforschers hinwies, aber auch auf die grundfalsche Methode seines landwirthschaftlichen Unterrichts aufmerksam machte. Im Jahre 1846 ließ ich diese Vorlesung drucken.“

Das Buch von Liebig, gegen welches Schulze's polemische Schrift: „Thaer oder Liebig“ sich richtet, ist betitelt: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie.“ Schulze schildert in der Einleitung in klaren Zügen die damals aufgetauchten und älteren Ackerbautheorien, charakterisirt die in dem genannten Werke enthaltene neueste Liebig'sche, und erörtert die großartigen Umgestaltungen, welche dieselbe, wenn sie richtig wäre, nicht nur in wirthschaftlichen, sondern auch im Bildungs- und Gesellschaftsleben der Menschen hervorrufen müßte. Sodann folgen Bemerkungen über die verschiedenen Methoden der wissenschaftlichen Forschung, über die richtige Methode für die naturwissenschaftlichen Theile der Landwirthschaftslehre, über die wahre und die falsche Naturwissenschaft, die wahre und die falsche Chemie; in einem weiteren Abschnitt wird das Liebig'sche Agriculturſystem im allgemeinen charakterisirt, sodann die Thaer'sche Düngertheorie der Liebig'schen gegenübergestellt. Der Verfasser schließt diesen ersten und Haupttheil der Schrift mit Bemerkungen

über den Handel mit Liebig'schem Düngerpulver. Sodann folgt noch eine Reihe von, den Gegenstand betreffenden, Zusätzen.

Der Nachweis, daß die Unhaltbarkeit der von Liebig aufgestellten Theorie ihren Grund in der unrichtigen Methode habe, welche Liebig bei seinen Untersuchungen angewandt habe, bildet natürlich den Kern der Schulze'schen Schrift. Der Fehler der neuen Ackerbautheorie wird kurz folgendermaßen charakterisirt: „Ihr Schöpfer geht nicht den richtigen Weg der regulativen Theorie, besonders nicht der combinirenden und experimentirenden Naturbeobachtung, sondern den falschen Weg der dogmatischen Theorie, ist mit Hypothesen nicht sparsam, sondern sehr verschwenderisch und leitet aus Hypothesen oft Sätze ab, welche mit den durch Induction aus den Erscheinungen abgeleiteten landwirthschaftlichen Erfahrungen in Widerspruch stehen."

Die Streitschrift hatte eine ganz außerordentliche Wirkung. Die Gründlichkeit der Prüfung und die Schärfe der Beweisführung machte sie unwiderleglich. Schulze kämpfte auf einem an sich ihm minder geläufigen Gebiete doch mit der großen Ueberlegenheit, welche die philosophische Durchbildung jedem verleiht. Hier bewährte er augenscheinlich die Richtigkeit seiner oft ausgesprochenen Forderung, daß der Lehrer der Landwirthschaft der Philosophie nicht entrathen könne. Sie befähigte ihn zu einer Ehrenrettung der deutschen Landwirthschaftslehre; sie verschaffte ihm die Mittel, diese Wissenschaft vor der Gefahr großer Verirrungen, insbesondere großer Einseitigkeit, glücklich zu bewahren.

Die Schrift hatte selbstverständlich nicht die Wirkung und sollte sie auch nicht haben, das Ansehen Liebig's, als des größten Chemikers unserer Tage, irgend zu schmälern; aber sie hatte unleugbar die Wirkung, daß man Liebig's angewandte Chemie nicht ohne Prüfung als baare Münze hinnahm.

Schulze selbst hatte mit seiner, beiläufig bemerkt, in jeder Beziehung musterhaften, polemischen Schrift nicht nur der Wissenschaft, sondern auch sich selbst einen sehr wesentlichen Dienst erwiesen*). „Meine Bemühungen", — sagt er in Beziehung auf seine polemische Thätigkeit, — „hatten den besten Erfolg. Meine Schüler kamen, das chemische Studium betreffend, wieder auf den rechten Mittelweg; sie trieben es fortan mit großem Eifer, vernachlässigten aber nicht andere Wissenschaften und verachteten nicht die Erfahrungen der Landwirthe.

Wieviel Zeit auch dieser Streit mit jenen Irrthümern in Anspruch nahm, wie groß auch die dadurch herbeigeführten Verdrießlichkeiten waren, so gewährte er doch mir und der Anstalt insofern einen großen Vortheil, als ich von nun an weit mehr als früher mich bemühte, meine Schüler mit dem Wege, den sie bei ihrem Studium gehen müssen, und mit den Irrwegen, welche sie zu vermeiden haben, bekannt zu machen, und zwar nicht nur im Gebiete der Naturwissenschaften, sondern auch in dem der Nationalöconomie."

Auf diesem letztern Gebiete nun hat Schulze in drei vortrefflichen Monographien die Untrüglichkeit seiner Methode glänzend bewährt. Die drei Ab-

*) Bekanntlich hat der große Chemiker selbst seine frühern Ansichten wesentlich modificirt und in seinen spätern Schriften einen solidern Weg der Forschung eingeschlagen, welcher der Landwirthschaft wahrhaft heilsam zu werden verspricht. Seine Düngerrecepte hat er selbst fallen lassen, vielleicht zum Theil mit unter dem Einflusse der Schulze'schen Polemik.

handlungen: „Der deutsche Kornhandel und die deutsche Volksbildung", „die Arbeiterfrage, nach den Grundsätzen der deutschen Nationalöconomie erörtert" und „die deutsche Zuckerfrage" würden allein schon hingereicht haben, seinen wissenschaftlichen Ruf zu begründen. Hier galt es, hochwichtige Tagesfragen zu lösen. Schulze hat sie gelöst mit einer meisterhaften Klarheit und Schärfe. Diese Fragen sind inzwischen sämmtlich wieder zur Erörterung gekommen. Diese Erörterungen haben die Ansichten Schulze's uns immer von Neuem bestätigt.

Glücklicher Weise verschwindet das Gespenst des „Kornwuchers" um so mehr aus den Gemüthern der Massen, jemehr der „Kornwucher" — Dank dem überaus gesteigerten und erleichterten Verkehr! überhaudnimmt — und für die beste und glücklichste Regulirung des Getreidehandels sorgt. Allein es können immerhin Zeiten kommen, wo jenes Gespenst wieder auftaucht. Dann wird es frommen, Schulze's „Kornhandel" wieder hervorzusuchen. Seine Erörterungen über die Entstehung der Getreidepreise, seine Unterscheidungen zwischen theuern, gewerbsmäßigen und wohlfeilen Preisen, seine Mahnung, bei einem Urtheil über die Theuerung oder Wohlfeilheit der Getreidepreise nie außer Acht zu lassen, ob dieselbe auf Seiten des Geldes oder auf Seiten des Getreides liege, sowie die historischen und statistischen Mittheilungen über den Gegenstand — werden demjenigen unschätzbare Dienste liefern, welcher dann gegen Vorurtheile und Irrthümer einer mißleitenden Menge anzukämpfen hat.

Die in unsern Tagen wieder praktisch gewordene Arbeiterfrage löste Schulze im Jahre 1849 ebenfalls schon ganz im Sinne der heutigen Wissenschaft. Seine Ideen werden in unserer Zeit allüberall realisirt. Der treffliche Volksfreund, der Gründer des deutschen Genossenschaftswesens Schulze-Delitzsch, ist für diese Ideen mit seiner ganzen sittlichen Kraft eingetreten. Nur in der Selbsthülfe, in der Genossenschaft und in der Bildung ist das Heil für die arbeitenden Klassen zu finden. Das deutsche Genossenschaftswesen ist eine Schöpfung unserer Zeit. Allein schon im Jahre 1849 wies Schulze in seiner „Arbeiterfrage" dringend auf die segensreichen Wirkungen der rechtverstandenen Association und Organisation der Arbeit hin. Seine Kritik der französischen Versuche zur Lösung der Arbeiterfrage (Saint-Simon, Fourier Louis Blanc rc.) verdient gerade in unserer Zeit wieder die aufmerksamste Beachtung, in unserer Zeit, wo freilich unter dem lauten Proteste des größten Theils der in den letzten zehn Jahren entstandenen und meist sehr gesund gedeihenden deutschen Arbeitervereine, der Socialismus und Communismus stark wieder colportirt zu werden anfängt.

In der Schrift: „Die deutsche Zuckerfrage, mit besonderer Beziehung auf die Runkelzuckerfabrikation" endlich wird ein großer und tief einschneidender Schaden unserer Zoll- und Steuergesetzgebung zum ersten Male mit wissenschaftlicher Gründlichkeit nachgewiesen und aufgedeckt. Die Frage ist noch heute bekanntlich eine offene. Aber der Aufklärung, welche die Schulze'sche Monographie mit so großem Glück über den Gegenstand zu verbreiten begonnen hat, und an welcher dann von anderen Seiten, namentlich in der periodischen Presse, rüstig weiter gearbeitet worden ist, verdanken wir es, daß das unglaublich irrationelle System unserer Zuckerbesteuerung in der öffentlichen Meinung bereits völlig verurtheilt ist und, wenn sich die Ueberzeugung jetzt mehr und mehr Bahn bricht, daß diesem unnatürlichen Schutzsysteme schleunigst ein Ende gemacht werden muß, so darf die genannte Schulze'sche Schrift wohl bean-

sprucheu, zur Verbreitung dieser Ueberzeugung mächtig mitgewirkt zu haben. Der Verfasser hat die Anfeindungen, welche die Folge der lauten und rückhaltlosen Verdammung eines Besteuerungssystemes sein mußten, von dem eine kleine Zahl der Industriellen auf Kosten der Gesammtbevölkerung einen ganz übermäßigen und ungerechtfertigten Gewinn zog, keinen Augenblick gefürchtet, obwohl gerade er, als Lehrer der Landwirthschaft, solchen Anfeindungen besonders ausgesetzt war. Er sah das Uebel — und stellte die Diagnose — unerbittlich und unbekümmert darum, was ihm die Enthüllung des Uebels etwa würde schaden können. Beherzigenswerth und auf die gesammte Schutzzolltheorie anwendbar ist, was er im siebenten Abschnitt über die „Unterstützung der Armen durch Anlage von Rübenzuckerfabriken" sagt, und die im neunten Abschnitte an die deutschen Landwirthe und Gutsbesitzer gerichteten „Worte der Warnung und Mahnung in Bezug auf die Runkelzuckerfabrikation" verdienen noch heute die weiteste Verbreitung.

Erst wenig Jahre vor seinem Tode trat Schulze mit seinem Lehrbuche der Nationalöconomie, dem Buche, welches seine ganze literarische Thätigkeit in allerwürdigster Form abschließt, hervor. Das Buch ist seinen „geliebten Schülern" gewidmet. „Euch, meine geliebten Schüler" — heißt es in der Zueignung — „überreiche ich meine Nationalöconomie mit der freudigen Hoffnung, daß sie Euch eine willkommene Gabe sein, und mit dem festen Vertrauen, daß sie dazu beitragen wird, unser gemeinsames, auf Verbreitung von Wohlstand, Gerechtigkeit und Bildung im wirthschaftlichen Leben des deutschen Volkes gerichtetes Streben zu fördern und das Band unserer Freundschaft zu befestigen."

In einem, im Augustheft der Zeitschrift für deutsche Landwirthe veröffentlichten Nekrolog Schulze's ist bei Gelegenheit einer kurzen Beleuchtung seiner literarischen Thätigkeit über das Lehrbuch Folgendes gesagt:

„Unter allen seinen Schriften ragt hervor das im Jahre 1856 erschienene Lehrbuch der Nationalöconomie oder Volkswirthschaftslehre. Wir behaupten kühn: es ist das einzige wirkliche Lehrbuch für diese Wissenschaft, wenn anders man die Aufgabe eines Lehrbuches darauf beschränkt und dahin ausdehnt, daß es lernen lehren soll. Es ist ein Buch von viel zu wenig anerkannter, von eminenter Bedeutung; es wird eine Zeit kommen, wo dieses Urtheil sich Bahn bricht.

Für jede Wissenschaft ist es von höchster Wichtigkeit, für eine so junge Wissenschaft, wie die Volkswirthschaftslehre, aber unumgänglich erforderlich, daß unter ihren Meistern solche seien, welche weniger einzelne Materien ausbauen, als vielmehr den ganzen Bau immer fester zu gründen und wohl unter Dach und Fach zu bringen suchen. In der Arbeitstheilung der Wissenschaft wären sie den eigentlichen Baumeistern, gegenüber den Ausbauern, zu vergleichen; das sind die Systematiker und Methodologen. Zu ihnen gehörte Friedrich Schulze, und er hat in diesem Fache der Wissenschaft unschätzbare Dienste geleistet."

Und dieses Urtheil wird jeder unbefangene Kritiker des Schulze'schen Buches unterschreiben.

Dasselbe ist, wie auch oben angedeutet, keinesweges allgemein nach Verdienst anerkannt worden. Wir hätten es Schulze ebenso von ganzem Herzen gegönnt, daß er diese verdiente allseitige Anerkennung noch erlebt hätte, wie wir uns innig gefreut haben, daß er die höchste Anerkennung bei seinen Freunden

und bei Männern gefunden hat, auf deren Urtheil er den größten Werth zu legen berechtigt war. Aber deß sind wir gewiß, daß dermaleinst jenem Buche auch die allgemeinste Anerkennung nicht fehlen wird. Unsere Zeit ist keine Zeit zum Systematisiren. Diese Erscheinungen, zumal auf dem Gebiete der Volkswirthschaft, drängen und überstürzen einander; es ist keine Zeit, sie in ein System einzureihen; man sammelt Thatsachen, aber man verschiebt die Anordnung derselben; es drängen sich hunderte von wichtigen Tagesfragen auf, die entschieden sein wollen; man entscheidet sie nach einem gewissen Instinkt, der um so richtiger zu sein pflegt, je mehr die wichtigsten Lehren der Wissenschaft zu typischen und allgemein erkannten, unumstößlichen, tausendfach erprobten Wahrheiten geworden sind. Es werden Zeiten kommen, wo die neue Wissenschaft dem Schicksal, welches der Rechtswissenschaft in der Periode Thibaut's und Savigny's beschieden war, nicht wird entgehen können, wo man sich wieder mehr mit der Form der wissenschaftlichen Erkenntniß wird beschäftigen müssen, sei es, weil jener Vorrath von typischen Wahrheiten nicht mehr zur Bewältigung der Tagesfragen ausreicht, sei es, weil eine im Wachsthum des Inhaltes eintretende Stockung Zeit zur Ausbildung der Form übrig läßt. Dann wird der Streit zwischen der historischen und der philosophischen Schule zur Entscheidung kommen. Dann wird man einsehen, daß die combinirende Methode Adam Smiths nicht mehr ausreicht, daß man die neue Wissenschaft als eine regulative Theorie behandeln muß. Dann wird man deß inne werden, daß uns Schulze rüstig vorgearbeitet hat. Man wird manche seiner philosophischen und historischen Erörterungen über Bord werfen, oder wenigstens die letzteren in vieler Beziehung läutern; man wird vielleicht auch den nationalen Standpunkt verlassen und statt der Volkswirthschaftslehre eine Weltwirthschaftslehre construiren — aber man wird doch im wesentlichen die Wege wandeln müssen, die Schulze vorgezeichnet hat. Es gehört keine Divinationsgabe dazu, um dies behaupten zu können: es gehört dazu nur ein tieferes Studium jenes Buches und eine klare Uebersicht über den heutigen Stand unserer Wissenschaft. Wir geben es zu: vor einem tieferen Studium des Buches schreckt manches Ungewöhnliche, was man darin findet, ab. Aber man scheue sich nicht vor dem scheinbar Nichthergehörigen, insbesondere nicht vor den weitläufigen methodologischen Erörterungen — und man wird schließlich die unendliche Einfachheit und Klarheit schätzen lernen, mit der Schulze die schwierigsten Probleme löst, und bezüglich die Anleitung zur Lösung derselben giebt."

Die meisten landwirthschaftlichen Schriftsteller, welche das Gebiet der allgemeinen Landwirthschaft, nach Schulze's wissenschaftlichem Auftreten, bearbeitet oder in ihren Schriften wenigstens berührt haben, haben Schulze's Grundansichten, Eintheilungen und Definitionen angenommen, und man kann sagen, daß er in dieser Beziehung geradezu Schule gebildet hat; dagegen haben, wie Emminghaus mit Recht beklagt, die Nationalöconomen von Fach Schulze's Lehrbuch nicht genug beachtet und gewürdigt. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt wohl in manchen mehr äußerlichen Eigenschaften dieses Buches selbst, welche seine innern Vorzüge nicht voll zur Geltung kommen lassen.

Schulze hatte in seinem Geiste seit Jahren das Gebäude dieser Wissenschaft fertig. Hätte er Muße gefunden, ein Menschenalter früher mit seinem Werke in die Oeffentlichkeit zu treten, so hätte es jedenfalls auch in strengwissenschaftlichen Kreisen eine ganz andere Anerkennung gefunden, als dreißig Jahr später. Wahre Gedanken bleiben immer gleich wahr; aber jedes Zeitalter redet seine eigene Sprache und wer von seiner Zeit voll gewürdigt werden will, muß ihren Ton zu treffen wissen. Schulze's Jugend fiel in eine philosophische Zeit, wo man vor philosophischen Abstraktionen, selbst vor strengen Schulausdrücken, nicht zurückschreckte; in dieser Zeit reifte er in der Schule von Kant und Fries zum strengen Denker heran; an den Werken dieser Meister bildete sich seine Auffassungs- und Darstellungsweise. Als er aber mit seiner Nationalöconomie in die Oeffentlichkeit trat, war Geschmack und Richtung des Zeitalters vollständig verändert. Man kann nicht sagen, daß unsere Zeit philosophisches Nachdenken verläugnet, denn man würde ihr damit überhaupt jede höhere wissenschaftliche Auffassung absprechen, aber sie verlangt, daß man den Untersuchungen die philosophische Schulform nicht ansieht, sie will auch die Resultate tiefster Forschung in eleganter Form und weltmännischem Kostüm.

Wäre Schulze im Stande gewesen, seine Gedanken und Ansichten in die Sprache der Neuzeit umzusetzen, so würde sein Lehrbuch, bei seinem großen Reichthum an neuen eigenthümlichen Gedanken, einen ganz andern literarischen Erfolg auch in streng fachmännischen Kreisen gehabt haben. Vielleicht fehlte ihm für ein solches Anschmiegen an die gesteigerten Anforderungen der Gegenwart, in seinen spätern Jahren, die nöthige Elasticität, vielleicht überhaupt die formelle Begabung. Dazu kam der Mangel an jeder eigentlichen Muße, welche der Gelehrte zur harmonischen Vollendung eines großen Geisteswerkes bedarf; mit Geschäften überbürdet, durch die verschiedenartigsten Fächer zersplittert, mußte Schulze sich die Stunden für literarische Thätigkeit gewissermaßen abstehlen und konnte nur stückweise, nicht mit schöpferischer Künstlerhand aus dem ganzen Blocke, herausarbeiten. Erfolgte ja selbst der Druck des Werkes stückweise im Verlaufe mehrerer Jahre. An eine Ausarbeitung, welche allen Theilen die Harmonie eines organischen Ganzen aufzuprägen sucht, an eine Durchfeilung im einzelnen war nicht zu denken. Auch hatte Schulze bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit wieder oft zu sehr den ungleichartigen Bildungsstandpunkt seiner Schüler vor Augen und schlug deshalb oft wieder den Ton einer Popularität an, welcher dem vornehmen und verwöhnten Geschmack der Gelehrten nicht zusagte.

Trotz dieser äußern formellen Mängel des Buches, welche wir nicht in Abrede stellen wollen, sollten auch die Männer der Wissenschaft dieser ernsten Lebensarbeit eines bedeutenden Mannes ihre Aufmerksamkeit nicht versagen und die neuen eigenthümlichen und bahnbrechenden Gedanken in diesem Werke einer unparteiischen und gründlichen Prüfung unterwerfen. „Wir vermissen bis jetzt," sagt Emminghaus, „eine gehörige und allseitige Beachtung des Schulze'schen Buches, und es ist im Interesse der Wissenschaft, daß wir die Fachgenossen Schulze's dringend mahnen, diese wohlverdiente Beachtung seinem Werke zu Theil werden zu lassen*)."

Leider war es Schulze nicht vergönnt, seiner Absicht gemäß die auf die Nationalöconomie zu gründende allgemeine Landwirthschaft oder landwirthschaftliche Betriebslehre zu veröffentlichen, worin sich auch die Anwendbarkeit seiner nationalöconomischen Grundsätze in besonders hellem Lichte gezeigt haben würde. Seine unmittelbar auf Nationalöconomie gegründeten Prinzipien der landwirthschaftlichen Buchführung, der landwirthschaftlichen Ertrags- und Grundanschläge sind von Schulze selbst und hunderten seiner Schüler mit großem Erfolg in der Praxis gehandhabt worden. Zwei hervorragende Schüler Schulze's, Professor Dr. A. Emminghaus zu Karlsruhe und der als landwirthschaftlicher Schriftsteller, wie als thätiger Volksfreund bekannte Armin Graf zur Lippe auf Thum in Sachsen haben im Jahre 1863 „ein Lehrbuch der Allgemeinen Landwirthschaft nach Friedrich Gottlob Schulze's System, unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses des Verstorbenen" bearbeitet und herausgegeben.

Die letzte Schrift Schulze's war „die geschichtlichen Mittheilungen über das akademische Studium und Leben auf dem landwirthschaftlichen Institut zu Jena und der staats- und landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena", 1858, welche er als Festgabe zu der dreihundertjährigen Stiftungsfeier der Universität Jena darbrachte.

Nachstehend geben wir ein chronologisches Verzeichniß sämmtlicher Schriften Schulze's:

Antiquitates rusticae. Particula prima, de aratri romani forma et compositione. Cum figg. aeri incisis. Jenae, 1820. Part. sec. de ordine,

*) Die ausführlichsten, uns bekannten Besprechungen sind: Die Bedeutung der Nationalöconomie für die Landwirthschaft von Dr. A. Emminghaus. Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Nationalöconomie für die Bildung des Landwirths, mit besonderer Beziehung auf die Nationalöconomie von F. G. Schulze, von H. Contzen, eingeleitet von Viktor Jacobi, Prof. an der Universität zu Leipzig.

ex quo Romani agros coluerunt. Dissertationi adnexa est: De oeconomicis facultatibus in Germaniae academiis constituendis oratio. Jenae, 1829. — Ueber Papiergeld, besond. in Bezug auf das Großherzogth. S.-Weimar-Eisenach, od. Beurtheilung zweier Pläne, welche für die Tilgung der Staatsschuld des Großherzogth. S.-W.-E. der hoh. Versamml. des Landtags vorgelegt worden sind. Leipz., 1824. — Ueber Wesen u. Studium der Wirthschafts- oder Cameralwissenschaften. Jena, 1826. — Das landwirthschaftl. Institut auf der Universität zu Jena. Jena 1826. — Nachr. v. der landwirthschaftl. Lehranstalt in Jena für das Sommerhalbjahr 1828. Nebst e. Abh. üb. den Unterschied zwischen Theorie, Praxis u. Handwerk der Landwirthschaft. Jena 1828. — Verhandl. des baltischen Vereins f. Förderung der Landwirthschaft in der ersten Versamml. zu Greifswald am 6. und 7. August 1838. Greifswald, 1840. — Deutsche Blätter für Landwirthschaft u. Nationalöconomie. Heft I. A. u. d. T.: Das landwirthsch. Institut zu Jena in seiner Verbindung mit der dasigen Gesammt-Akademie und dem großherzogl. Kammergute zu Zwätzen. Nebst einer Abhandlung über höhere Bildung des deutschen Landwirths und Gutsbesitzers. Jena 1843. — Ueber die Selbstständigkeit des deutschen Universitätsgeistes u. seine Bedeutung für unser Volks- u. Staatsleben, mit besond. Beziehung auf das Studentenduell. Rede beim Antritt des Prorectorats in der Aula der Ges.-Universität zu Jena am 5. August 1843 gehalten. Jena, 1843. — Thaer oder Liebig? Versuch einer wissenschaftlichen Prüfung der Ackerbautheorie des Hrn. v. Liebig. Jena, 1847. — Deutsche Blätter II. III. A. u. d. T.: Ueber den deutschen Kornhandel u. die deutsche Volksbildung, m. besond. Beziehung auf d. Sicherung der Armen gegen Brottheuerung. Jena, 1848. — Nachr. über das landwirthschaftl. Institut zu Jena im J. 1848. Aus den Deutsch. Bl. besond. abgedr. Jena, 1848. — Deutsche Bl. f. Landwirthsch., Nationalöconomie u. Politik. II. Bd. 1. 2. Heft. A. u. d. T.: Die Arbeiterfrage nach den Grundsätzen der deutschen Nationalöconomie, mit Beziehung auf die aus Frankreich nach Deutschland verpflanzten Systeme des Feudalismus, Merkantilismus, Physiokratismus, Socialismus, Communismus u. Republikanismus erörtert. Jena, 1849. — Nachr. von dem landwirthschaftl. Institut zu Jena. Jena, 1850. — Deutsche Bl. II. Bd. 3. u. 4. Heft, enth. die deutsche Zuckerfrage, m. besond. Beziehung auf die Runkelzuckerfabrikation. — Deutsche Blätter II. 5. A. u. d. T.: Herr Prof. Schleiden in Jena und die landwirthschaft. Institute. Nebst einem Beitrage zur Beurtheilung seiner „Encyclopädie der gesammten theoret. Naturwissenschaften in ihrer Anwendung auf d. Landwirthschaft.“ Zur Abwehr der Schleiden'schen Angriffe auf jene Anstalten u. auf d. Schrift: Thaer oder Liebig? Jena, 1852. — Nachricht v. dem landwirthschaftlichen Institute zu Jena &c. Leipz. 1856. — Nationalöconomie od. Volkswirthschaftslehre, vornehml. für Land-, Forst- und Staatswirthe. Nebst graph. Darstellungen der Getreidepreise in den J. 1660—1850, einem Aufsatze über die Korntheuerung der Jahre 1853—1856 u. prakt. Erörterungen üb. Handel, Taxation, Papiergeld u. Banken. 2 Bde. Leipz., 1856. — Geschichtliche Mittheilungen über das akademische Studium und Leben auf dem landw. Institute zu Jena in den Jahren 1826—1834 und 1839—1858, wie auch der königl. preuß. staats- und landw. Akademie zu Eldena in den Jahren 1834—1839. Nebst Rückblicken auf Karl August's landw. Wirksamkeit. Eine Festgabe zu der 300jährigen Stiftungsfeier der Universität Jena. Jena 1858.

4. Schulze's anderweitige praktische Wirksamkeit, besonders durch Gutachten.

Bei Schulze's bewährter wissenschaftlicher und praktischer Tüchtigkeit war es natürlich, daß er von vielen Seiten, von Regierungen wie von Privaten, in wichtigen staats- und landwirthschaftlichen Fragen um Rath angegangen und zu Gutachten aufgefordert wurde. Manche seiner Gutachten hätten wegen ihrer Gründlichkeit wohl verdient, veröffentlicht zu werden; jedenfalls haben mehrere derselben auf den Gang der Gesetzgebung unverkennbaren Einfluß gehabt. So war es Schulze, welcher die so wichtige Runkelrübenzuckersteuergesetzgebung im Zollverein zuerst auf richtige Bahnen gelenkt hat. Schon im Jahre 1836 wurde er von dem königl. preußischen Staatsministerium aufgefordert, ein Gutachten über die volkswirthschaftliche Seite der Rübenzuckerfabrikation, insbesondere die Besteuerung dieses Gewerbszweiges, abzugeben; in der von ihm ausgearbeiteten ausführlichen Denkschrift wies er auf den Widerspruch hin, in welchem die von den Rübenzuckerfabrikanten verlangte Steuerbegünstigung mit allen Grundsätzen einer gesunden Staatswirthschaft stehe. Er verlangt, daß die Steuer vom inländischen Rübenzucker nach und nach so erhöht werde, daß dieselbe mit der aus fremdem Rohzucker gefertigten Raffinade gleiche Abgaben zu zahlen habe; zugleich entwarf er eine Skala, wonach die Rübenzuckersteuer allmälig bis zu dieser Höhe steigen sollte.

Die in diesem Gutachten niedergelegten Grundsätze entwickelte Schulze dann weiter in seiner oben erwähnten Druckschrift über „die deutsche Zuckerfrage" 1850 und in mehreren späteren Gutachten. Schulze machte sich durch dieses Auftreten in dem einflußreichen Kreise der Runkelrübenzuckerfabrikanten manche Feinde, welche unter dem trügerischen Scheine „der Begünstigung eines vaterländischen Gewerbes" ein unerhörtes Monopol, auf Kosten der Staatskasse und der einzelnen Staatsbürger in Anspruch nahmen, erlebte aber zugleich die Freude, daß seine Vorschläge von den Zollvereinsregierungen fast wörtlich angenommen wurden, wie ihm dies in anerkennenden Schreiben der ersten finanziellen Autoritäten des Zollvereins bezeugt wurde*).

Wir heben beispielsweise einige Einzelheiten hervor, um eine Idee von der vielseitigen praktischen Thätigkeit Schulze's zu geben. So

*) Auch ein anderes ungedrucktes Gutachten Schulze's über die Gründung eines „preußisch-deutschen Bankvereines zum Schutze gegen die Nachtheile und Gefahren der Banknoten" enthält sehr zweckmäßige Vorschläge.

verweilte er 1843 länger in Meiningen, um Vorschläge über die neue Organisation der Domänenverwaltung zu machen; im J. 1847 half er zu Jena einen Korn- und Brotverein begründen, um bei dem ungewöhnlich hohen Stand der Getreidepreise den hilfsbedürftigen Einwohnern der Stadt das Brot um einen geringeren Preis, als den Marktpreis, zu verkaufen*); später rief er mit mehreren Freunden, besonders dem immer thätigen und gemeinnützigen Geh. Rath Kieser, einen Siloverein in's Leben, weil er für wichtig hielt, in wohlfeilen Jahren für Aufspeicherung des Getreides und verbesserte Aufbewahrungsanstalten desselben zu sorgen. Als die Drainage in den fünfziger Jahren in Deutschland die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, wurde Schulze von der Regierung veranlaßt, die Einführung derselben im weimarschen Lande zu befördern; eine kleine, von ihm veröffentlichte Druckschrift über Drainage trug manches zu deren Verbreitung bei. Auch arbeitete unter seiner speziellen Leitung zu Jena die erste Drainröhrenpresse im weimarschen Lande. Dann ertheilte er wieder einmal der weimarschen Regierung ein eingehendes Gutachten über Bäckertaxen, in welchem sich die Anwendbarkeit seiner nationalöconomischen Theorie „bei Berechnung des angemessenen Waarenpreises“ so recht in der Praxis bewährte.

Ein Gegenstand der sorgsamsten Aufmerksamkeit und des reiflichsten Nachdenkens war ihm auch das arme Oberland am Fuße der Rhön, „das Irland Weimar's,“ für dessen Wohl sich besonders die edle, menschenfreundliche Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna auf's lebhafteste interessirte und deshalb Schulze veranlaßte, eingehende Vorschläge für die Verbesserung der Lage der dortigen Bewohner zu machen. Hier ging Schulze mit seinem Schwager, dem Oeconomierath Hermann Sturm zu Cella bei Dermbach, Hand in Hand, welcher noch jetzt in jener Gegend der Mittelpunkt aller landwirthschaftlichen Verbesserungen und volksfreundlichen Bestrebungen ist.

Ebenso that Schulze viel für die bessere Bewirthschaftung der akademischen Dotalgüter, der Herrschaften Apolda und Remda; nicht selten unternahm er dorthin, im Auftrag des akademischen Senates, Inspectionsreisen, drang auf Beseitigung von tausenderlei alten Mißbräuchen und trug viel zu einer zeitgemäßen Regelung der vielfach noch ganz mittelalterlichen grundherrlichen Verhältnisse bei, bei welcher sich sowohl die Akademie, als Grundherrin, wie die Einwohnerschaft, wohl befand. Ueberhaupt entzog er sich niemals den Geschäften, welche ihm seine

*) Vergl. üb. diese Bestrebungen Schulze's deutschen Kornhandel S. 49.

Stellung als Mitglied des akademischen Senates auferlegte; natürlich wurde er öfter als jeder andere von dergleichen Angelegenheiten in Anspruch genommen, da man seine öconomische Sachkunde und praktische Geschäftskenntniß nicht entbehren konnte.

Das Prorektorat verwaltete er zweimal, im J. 1843 und im J. 1853; die von ihm am 5. August 1843 gehaltene Prorektoratsrede „Ueber die Selbstständigkeit des deutschen Universitätsgeistes und seine Bedeutung für unser Volks- und Staatsleben, mit besonderer Beziehung auf das Studentenleben zu Jena," ist ein Meisterstück akademischer Beredsamkeit. Auch gelang es ihm in seinem ersten Prorektorate, im Verein mit seinem treuen Freund Scheidler, eine wichtige äußere Reform des Studentenlebens durchzusetzen, die Abschaffung des noch in Jena üblichen Stoßcomments, der so viel Opfer forderte und Jena auswärts in schlimmen Ruf zu bringen drohte*).

Im Jahre 1857 entwarf Schulze, im Auftrag des großherzoglichen Staatsministeriums, ein sehr zweckmäßiges Regulativ für die Prüfungen der Candidaten des höheren Verwaltungsfaches und leitete von da ab die Examina gemeinsam mit seinen Collegen, dem Professor Dr. G. Fischer und dem Geh. Justizrath Dr. Michelsen. Den Unterricht der Schmiedegesellen, welche nach einer sehr zweckmäßigen weimarischen Verordnung im Winter einen Cursus in Jena im Hufbeschlag durchmachen müssen, hatte er ebenfalls zu beaufsichtigen. Ueberhaupt wurde wohl keine wichtigere landwirthschaftliche Maßregel von der weimarischen Regierung vorgenommen, ohne daß Schulze nicht vorher gutachtlich darüber gehört worden wäre. Besonders erfreulich gestaltete sich in dieser Beziehung sein Vertrauensverhältniß zu dem Minister von Watzdorf, dem Staatsmanne mit dem klaren Blicke und dem warmen menschlichen Herzen, welcher darin so recht mit Schulze übereinstimmte, daß auch er in der Landwirthschaft die sicherste Grundlage des Wohlstandes und echter Volksbildung erkannte.

Nach Schulze's Tode legte Staatsminister von Watzdorf im Landtage zu Weimar folgendes Zeugniß ab, welches ihn ebenso hoch ehrt, als den Verewigten: „Noch möchte ich einen Dank aussprechen an einen Todten, an den verstorbenen Friedrich Gottlob Schulze, der unserem Lande nicht blos dadurch, daß er das landwirthschaftliche Institut in Jena gegründet hat, sondern auch in andern Beziehungen große, segensreich wirkende Dienste geleistet hat. Er hat sich unzweifelhaft für uns ein Denkmal gesetzt, welches die

*) Scheidler's Jenaische Blätter, Heft III. Vorwort S. XVII.

späteren Generationen in seinen Folgen noch mit innigem Danke erkennen müssen. Ich erwähne dies besonders auch deshalb, weil Geh. Rath Schulze sich gerade durch die Art und Weise, wie er das landwirthschaftliche Institut zu Jena dirigirte und wie er es in Verbindung brachte mit den Interessen, welche ganz speziell das Großherzogthum Weimar und den thüringischen Staatencomplex angehen, ein hohes Verdienst erworben hat. Ich bin, seitdem ich die Ehre habe, das Departement des Innern zu dirigiren und nach der gewiß richtigen Erkenntniß von der hohen Bedeutung, welche die Landwirthschaft für die Interessen des Landes hat, erfüllt nebenbei von einer besondern Vorliebe für diesen Zweig der Volkswirthschaft, mit Schulze in steter Verbindung gewesen, und ich kann es ihm im Grabe nicht genug danken, daß er alles aufgeboten hat, die Interessen zu fördern, welche von Seiten der großherzoglichen Staatsregierung für landwirthschaftliche Zwecke ihm an's Herz gelegt wurden. Es ist in diesem Saale eine große Anzahl von verehrten Männern, welche sich der Landwirthschaft praktisch gewidmet haben, und es wird keiner unter ihnen sein, welcher den Ansichten, die ich hier über Schulze ausspreche, nicht auch seinerseits beipflichtete."

---

5. Das Jahr 1848 und Schulze's politische Gesinnung.

In der gehobenen Stimmung, wie sie, als schöner Nachklang der Freiheitskriege, in Jena noch jahrelang fortwirkte, unter dem Einfluß älterer Freunde, wie Fries, Luden, Oken und Kieser, war Schulze, als gereifter Jüngling, zum glühenden deutschen Patrioten geworden. Alles, was an engherzigen sächsischen Partikularismus erinnerte, hatte er abgestreift, obgleich er sich stets eine warme, gemüthliche Theilnahme für sein Geburtsland bewahrte. Deutschland, das große Vaterland, seine Einheit und Freiheit, ging ihm über alles; aber seine maßvolle Gesinnung und die praktische Richtung seiner Wissenschaft bewahrte ihn vor aller Phantasterei und unklarer Deutschthümelei, welche sich damals oft an die edelsten patriotischen Bestrebungen heftete. Unreifes Demagogenthum war seinem klaren Verstande ebenso zuwider, wie geheimes Conspiriren seiner streng gesetzlichen Gesinnung. Er verkannte nie die edleren Motive, die sich in den damaligen Bestrebungen der Jugend kundthaten; er war der Burschenschaft wegen ihrer sittlichen und patriotischen Tendenz zugethan, aber er bekämpfte alle Auswüchse dieser Richtung und kam deshalb manchmal mit sonst gleichgesinnten Freunden in Streit. Aber nicht

mit Zwangsmaßregeln und polizeilichen Verboten wollte er diese Bestrebungen der Jugend erdrückt wissen; das einzige gesunde Gegenmittel erkannte er in gründlicher politischer Belehrung. In einem Berichte an den Regierungsbevollmächtigten der Universität erklärte er zur Zeit der Julirevolution: „In einer Zeit, wo der gewaltige Umschwung der Geister im ganzen westlichen Europa unaufhaltsam sich auf die staatlichen Angelegenheiten der Völker geworfen hat, die Jugend auf den Universitäten von dem Denken an das Staatsleben abzubringen, ist unmöglich, daher ist es die dringendste Nothwendigkeit, dieses Denken zur wissenschaftlichen Klarheit, zur erfahrungsmäßigen Besonnenheit und Bescheidenheit zu bringen.“

Schulze's genaue Bekanntschaft mit den Grundbedingungen des Volkswohlstandes, seine Einsicht in die praktischen Schwierigkeiten aller durchzuführenden politischen Verbesserungen, vor allem aber seine feststehende Ueberzeugung, daß nicht die Staatsform, sondern der im Volke lebende Geist, der vaterländische Gemeinsinn, die Opferbereitwilligkeit der einzelnen Bürger die Hauptsache sei, spricht sich in allen seinen politischen Bekenntnissen aus, mit denen er überall entschieden und offen hervortrat.

In diesem Sinne wirkten seine Vorträge über Nationalöconomie und Staatswirthschaft vortheilhaft auf den Geist der ganzen jenaischen Studentenwelt ein; mancher himmelstürmende Demagog, welcher die kühnsten Weltverbesserungspläne als fertige Recepte in der Tasche trug, ist in Schulze's Hörsaal zu bescheidener Selbsterkenntniß gebracht worden. Aus dem radikalen Umsturzmann ist ein besonnener Volksfreund geworden, welcher später im engern oder weitern Kreise, als Staatsbeamter oder Gutsbesitzer, erkannt hat, wie schwierig auch die kleinste Verbesserung im praktischen Leben durchzuführen ist, welcher aber doch nicht müde wird, nach dem Vorbild seines Meisters, für Volkswohl und besonnenen Fortschritt zu arbeiten.

Schulze hielt es für thöricht, diese oder jene Staatsform als Ideal für alle Zeiten und Völker aufzustellen; es war seine Ansicht: „daß über die Vorzüglichkeit einer Staatsform nur mit Rücksicht auf ein bestimmtes Volk und auf eine gewisse Zeit geurtheilt und deshalb im allgemeinen keine Staatsform die beste genannt werden könne.“ Für unsere deutschen Verhältnisse hielt er die constitutionelle Monarchie für die wahrhaft volksthümliche, unseren Sitten und Anschauungen allein entsprechende Staatsform. Er war ein geschworener Gegner aller absolutistischen Willkür, wie aller demokratischen Zügellosigkeit. Die constitutionelle Monarchie galt ihm nicht als eine französischen Schablonen

entnommene Staatsform, sondern als eine Verwirklichung des tiefsten germanischen Staatsgedankens. Schon in der Germania des Tacitus, seinem Lieblingsbuche, das er immer und immer wieder las, fand er die Grundzüge der constitutionellen Monarchie angedeutet und der tiefsinnige Ausspruch des großen Montesquieu, daß das System der constitutionellen Freiheit in den deutschen Urwäldern erfunden sei, bildete einen Theil seines politischen Glaubensbekenntnisses.

Seine Auffassung der constitutionellen Monarchie war mehr durch Männer wie Arndt und Dahlmann, als durch den süddeutschen Liberalismus eines Rotteck und Welcker bestimmt. Mit Arndt, in welchem er das Vorbild eines deutschen Patrioten verehrte, stand er im brieflichen Verkehr; mit Dahlmann trat er in ein näheres persönliches Verhältniß, als letzterer, nach der hannöverschen Katastrophe, einige Jahre in Jena lebte.

Jeden Fortschritt des constitutionellen Lebens in Deutschland begrüßte er mit Freuden, besonders wohl that es ihm, als auch in seinem Geburtslande Sachsen, die bald so segensreich wirkende Constitution von 1831 eingeführt wurde; er legte damals Werth darauf, die Landstandschaft von Gävernitz zur Anerkennung zu bringen, um als Besitzer von Gävernitz vielleicht einmal in die sächsische Kammer gewählt werden zu können*). Für Preußen ersehnte auch er eine constitutionelle Verfassung, aber er verkannte nicht, daß Preußen in seiner Städteverfassung, seiner gerechten Ordnung der bäuerlichen Verhältnisse, seiner Sorge für Volksbildung, seiner trefflichen Verwaltung, seiner einzig dastehenden Landwehrverfassung bereits Elemente besitze, welche mehr werth seien, als eine nicht aus dem Volksleben herausgewachsene Charte. Stein war Schulze's staatsmännisches Ideal; Stein's Bild hing über seinem Schreibtisch, seine Büste stand in seinem Zimmer. An dem Preußen der Stein'schen Gesetzgebung hing Schulze mit ganzer Seele. Schon früh gehörte es zu seinem Glaubensbekenntniß, daß in Preußen der Keim für Deutschlands politische Zukunft liege. In dieser Ueberzeugung konnte ihn weder die Schmach der Demagogenverfolgungen, noch die selbstverschuldete Knechtschaft Preußens unter Rußlands und Oesterreichs Joch in den dreißiger Jahren irre machen. Er glaubte an Preußens Stern mit der unerschütterlichen Hoffnung des Patrioten. Freier athmete er auf, als mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ein frischer Luftzug in die deutschen Verhältnisse

*) Er schrieb zu diesem Zwecke eine auf Urkunden gegründete Deduktion über die alte Rittergutseigenschaft von Gävernitz.

kam. Seine ganze Hoffnung erregte aber das berühmte Patent vom 3. Februar 1847; damit schien ihm endlich das Eis gebrochen und ein neuer Frühling für Preußen und Deutschland zu beginnen. Schulze folgte den Verhandlungen des vereinigten Landtages mit einer Aufmerksamkeit, als wenn er mitten unter jenen Männern säße, welche ihm in ihrem maßvollen Freimuth bereits wie die eigentlichen Vertreter von ganz Deutschland erschienen; er legte, wie viele Patrioten außerhalb Preußens, dieser Versammlung bereits die Bedeutung eines deutschen Parlaments bei.

Da brach der Sturm des Jahres 1848 herein, jenes vielgeschmähten und vielgepriesenen Jahres, mit seiner idealistischen Begeisterung und seinem edeln nationalen Aufschwung, aber auch mit allen seinen widerlichen Gemeinheiten, seinen unreifen Phrasen, seinen kindischen Ueberstürzungen. In diesem Jahre galt es für jedermann festzustehen und Farbe zu bekennen; es war eine Zeit, wo sich der Charakter der Menschen bewähren, wo sich der Weizen von der Spreu sondern sollte.

Schulze war von jeher ein ächter Volksmann gewesen. Dieselben Ziele, für welche er gelebt und gestrebt, deutsche Einheit, wirthschaftliche und sittliche Hebung des Volkes, besonders in seinen unteren Klassen, schrieb auch das Jahr 1848 auf sein Banner; dennoch bestand zwischen Schulze und der Bewegungspartei ein großer Gegensatz. Während Schulze sich mit diesen Fragen seit Jahren eingehend und gründlich befaßt hatte, glaubten jetzt oberflächliche Phantasten mit einigen Phrasen die schwierigsten Aufgaben lösen zu können. In den kleinen thüringischen Staaten, welche bis jetzt ein ziemlich idyllisches Stillleben geführt hatten, machte sich diese politische Unreife in wahrhaft erschreckender Weise geltend.

Seit dem Monat März 1848 war auch Jena außer Rand und Band*). Durch einen Tumult von Studenten und Bauern wurde der langjährige verdiente Staatsminister Schweitzer in Weimar gestürzt und der wohlwollende Großherzog Karl Friedrich zu allerhand Concessionen genöthigt, welche auch auf gesetzlichem Wege zu erreichen gewesen wären. In Jena folgte eine Volksversammlung auf die andere, in welcher selbst Professoren, die sich bis dahin nie um Politik gekümmert hatten, dem Volke die wunderlichsten Dinge vorpredigten. Ein gelehrter Jurist setzte auseinander, daß alle das Volk drückenden

---

*) Friedrich Ortloff: die Agitation in Jena im April 1848, eine kleine, eben so wahre als humoristische Darstellung. Jena 1848.

Abgaben abgeschafft werden könnten, wenn man nur den Champagner der reichen Leute recht besteuern würde. Ein anderer harmloser Gelehrter, der sonst eine Fliege zu tödten nicht über's Herz gebracht hätte, lief jetzt mit aufrecht geschmiedeter Sense herum, sang bald die Marseillaise, bald das Heckerlied und rief: „wir müssen uns direkt an Nordamerika anschließen"; später erklärte sich derselbe inconsequenter Weise allerdings für einen deutschen Kaiser, meinte aber, daß derselbe „auf breitester demokratischer Grundlage" gewählt werden müsse, denn er sehe nicht ein, warum gerade immer der König von Preußen und nicht auch einmal ein jenaischer Student deutscher Kaiser werden solle. Gefährlicher als diese phantastischen Stubengelehrten waren aber die socialistischen Agenten, die damals auch in Thüringen ihre volksverführerischen Ideen colportirten und besonders in Jena ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Schon im Winter hatte ein gewisser Dr. Lafaurie socialistische Vorträge gehalten, worin er das bekannte Wort „Eigenthum ist Diebstahl" in verschiedenen Tonarten variirte und die Ideen Fourier's und Cabet's in Deutschland zu popularisiren suchte; besonderes Aufsehen machte er durch eine statistische Berechnung, durch welche er nachzuweisen suchte, daß bei gleicher Gütervertheilung jeder erwachsene Mensch in Deutschland täglich eine Flasche Wein und 1/4 Torte erhalten würde! Es ist kaum glaublich, aber leider wahr, daß damals solcher Unsinn als Modesache unter der Masse, ja selbst bei einzelnen s. g. Gebildeten Anklang fand. Wie schmerzlich eine solche Unreife Schulze, der ein Menschenalter für politische und nationalöconomische Aufklärung gearbeitet hatte, berührte, läßt sich denken, aber trotz seines Eckels an einem solchen Treiben, war er nicht der Mann, sich vornehm und bequem zurückzuziehen; in Vereinen und Versammlungen trat er muthig, mit vernichtender Schärfe, diesen Volksverführern entgegen und zeigte die Haltlosigkeit ihrer kopflosen Phantasien*). Freilich mußte er, der sonst so populäre Volksmann, sich auch manchen Schimpf gefallen lassen und sein Name wurde eine Zeitlang als der eines „Aristokraten", „Reaktionärs" und „Fürstenknechts" gebrandmarkt; besonders weil er den Muth hatte, in dieser aufgeregten Zeit auch die Rechte des um das Land so hochverdienten großherzoglichen Hauses zu vertheidigen, welchem man ohne weiteres seinen ganzen Domänenbesitz entziehen wollte. Seine „Bemerkungen über die Einrichtung einer Civilliste im Großherzogthum

*) Aus diesen Kämpfen ging seine treffliche Schrift: „Die Arbeiterfrage nach den Grundsätzen der deutschen Nationalöconomie," Jena 1849, hervor.

Sachsen-Weimar" wiesen aus geschichtlichen, nationalöconomischen und juristischen Gründen auf eine gerechte und sachgemäße Ausgleichung hin und sind nicht ohne Einfluß auf die spätere Anordnung dieses Verhältnisses geblieben. Ueberall trat Schulze mit offenem Visir, als Verfechter der constitutionellen Monarchie gegen das Wuthgebrüll der rothen Republikaner auf, welche vom Wesen einer Republik und den Pflichten eines wahren Republikaners keine Ahnung hatten und unter Republik einen Zustand verstanden, wo jeder nach Belieben „bummeln, kneipen und faullenzen" könne. Um gegen ein solches Treiben anzukämpfen, vereinigte sich Schulze im Frühjahr 1848 mit gemäßigt gesinnten Männern zur Gründung eines constitutionellen Vereines, welcher mannchfach aufklärend und beruhigend wirkte, obgleich auch hier bisweilen wunderliche Ideen auftauchten. So agitirte ein kleiner philologischer Privatdocent in einem längern Vortrage für Wiederherstellung der Landgrafschaft Thüringen; nach seinem Vorschlag sollten die thüringischen Fürsten jedes Jahr auf der Wartburg zusammenkommen und losen, der durch das Loos bestimmte sollte dann jedesmal auf Ein Jahr Landgraf sein und auf der Wartburg residiren. Ueberhaupt flüchteten sich in diesen constitutionellen Verein auch manche fremdartige Elemente, so auch der damals in Jena weilende, aus Birkenfeld vertriebene, oldenburgische Regierungspräsident Hannibal Fischer, der s. g. Flottenfischer, welcher in einer Rede, zur Feier des zweihundertjährigen Jubiläums des westfälischen Friedens, auseinandersetzte, daß ursprünglich eigentlich alle Deutsche Leibeigene gewesen seien, daß der Zustand, wie ihn der westfälische Frieden geschaffen, ein durchaus normaler gewesen, daß Deutschland sehr zu beklagen sei, am Anfang dieses Säculums einige hundert Landesväter verloren zu haben, denn die patrimoniale Regierungsweise entspreche allein dem deutschen Volkscharakter, er selbst habe den Segen einer solchen Regierung als „Vicelandesvater" in Birkenfeld verbreitet, eine Behauptung, gegen welche freilich seine ehemaligen birkenfeldischen Unterthanen feierlichst protestirten.

Solchen wunderlichen Excentricitäten gegenüber erschienen dann Schulze's Vorträge, die sich meist auf staatswirthschaftliche Gegenstände bezogen, wie wahre Lichtpunkte in den Verhandlungen des Vereins. Obgleich Schulze die Thorheit jener anarchischen, regellosen Volksbewaffnung einsah, wie man sie damals forderte, so hielt er es doch für geboten, daß auch gemäßigte Männer der Bürgerwehr sich anschlössen. Trotz seiner 53 Jahre trat er in die reitende Bürgerwehr Jena's, exercirte auf seinem Braunen ordentlich mit und ließ sich so-

gar von einem alten Cavalleriewachtmeister privatim im Säbelfechten einüben.

Keineswegs gehörte Schulze zu den überklugen und blasirten Naturen, welche über die ganze Bewegung des J. 1848 unterschiedslos den Stab brachen; auch er hoffte von der großen Nationalversammlung zu Frankfurt viel für Deutschland's Einigung durch Herstellung eines Bundesstaats unter Preußens kräftiger Führung.

Ein Mandat, welches ihm ein sächsischer Wahlkreis antrug, lehnte er indessen ab, weil er fühlte, daß eine längere Abwesenheit von Jena die Existenz seines landwirthschaftlichen Instituts gefährden würde, dessen persönliche Leitung er als seine wichtigste Lebensaufgabe ansah; dagegen folgte er den frankfurter Parlamentsverhandlungen mit dem wärmsten Interesse. Seinem ganzen politischen Entwickelungsgange nach, stand er zur deutschen Partei des Centrums, welche zuerst den allein fruchtbringenden politischen Grundsatz aufstellte, daß Deutschland sich ohne Oesterreich, unter Preußens Führung staatlich constituiren müsse. Bei diesem allein praktischen Grundsatz verharrte Schulze fest und consequent und wirkte in seinem Kreise dafür nach Kräften. Wie freudig begrüßte er Welckers berühmten Antrag vom 12. März 1849, wie jubelte er auf, als uns der Telegraph die Kunde brachte, daß der König von Preußen zum Kaiser der Deutschen gewählt sei. Ich erinnere mich deutlich, wie wir im engsten Familienkreise zusammensaßen und uns der Diener das Zeitungsblatt mit der Freudenbotschaft hereinbrachte, wie der Vater uns begeistert umarmte, eine Flasche des besten Champagners aus dem Keller kommen ließ und mit Schillers Worten:

„Geendet nach langem, verderblichen Streit
Ist die kaiserlose, die schreckliche Zeit“

auf Friedrich Wilhelm I., den Kaiser des wiedergebornen Deutschlands“, mit uns anstieß.

Besonders war ihm auch Schleswig-Holstein an's Herz gewachsen. Ihm standen jene schönen Tage von Kiel lebendig vor der Seele, wo im Herbst 1847 die deutschen Landwirthe so großartig gastlich aufgenommen worden waren, wo aber bereits aus dem Trubel festlich bewegter Tage sich der ganze Ernst der schleswig-holstein'schen Frage zu erheben begann. Selbst als Preußen Schleswig-Holstein opferte, als man anfing, in s. g. conservativen Kreisen diese ächt nationale Bewegung für eine „Rebellion gegen den angestammten Landesherrn“ zu erklären, blieb Schulze der großen Sache treu, veranstaltete Sammlungen, so oft sich eine Gelegenheit ergab und betheiligte sich an der schleswig-holstein-

schen Anleihe in aufopferndster Weise. Als die Schleswig-Holsteiner, von aller Welt verlassen, auf ihre eigenen Kräfte und ihr gutes Recht vertrauten, reiste Schulze trotz alles Geschäftsdranges nach Hannover zu einer Versammlung der Freunde Schleswig-Holsteins und suchte in landwirthschaftlichen Kreisen eine regelmäßige Selbstbesteuerung für diesen heiligen Krieg zu organisiren. Aus dem von ihm verfaßten Aufrufe spricht sein ganzes warmes Herz für die große Sache. Der Unglückstag von Idstädt, die Schmach von Bronnzell und Olmütz schmerzten ihn bitterlich; er empfand das Unglück des Vaterlandes so tief, wie das nächste Familienunglück, aber er ließ sich in seinen patriotischen Hoffnungen nicht brechen. Seine Zuversicht ruhte auf festerem Grunde, auf dem Glauben an den großen, noch unerfüllten weltgeschichtlichen Beruf des deutschen Volkes und dem Vertrauen zu dem noch gesunden Kerne unseres Volkslebens. „Unser Volksleben ist zwar mannichfach unvollkommen, aber der innerste Kern desselben ist doch gesund, und noch lebt in unserem Volke ein sittliches Selbstvertrauen. Pflegen wir in diesem Vertrauen den Keim zum Guten und Heiligen, welcher sich in der Tiefe des Volksgeistes erhalten hat, dann wird Deutschland allen Gefahren trotzen können und mit Sicherheit auf dem Wege der Vervollkommnung fortschreiten können. — — — Soll es mit uns Deutschen wesentlich besser werden, soll unser Vaterland vor der Gefahr, wieder die Beute anderer Völker zu werden, auf immer sicher sein, so muß in allen Ständen und Gemeinden, öffentlichen Anstalten und Versammlungen unseres Volkes jenes dunkle Gefühl des deutschen Patriotismus durch die Wissenschaft zu einer hellen Vaterlandsliebe herangebildet werden, deren Strahlenglanz alle Verhältnisse unseres Volkslebens erleuchtet und erwärmt."

Bei einer solchen tiefen Auffassung des deutschen Volkslebens konnten ihn vorübergehende Mißerfolge der nationalen Sache wohl betrüben, aber nicht entmuthigen und zu Boden schlagen.

In der langen bleiernen Zeit einer geist- und charakterlosen Reaktion, wo manche großsprecherische Mundhelden von 1848 in träger Abspannung die Flügel hängen ließen, wo die Bourgeoisie, im Dienste des goldenen Kalbes, alle Bestrebungen für Deutschlands Einheit und staatliche Freiheit für Schwindel einiger unruhigen Köpfe ansah, stand Schulze mit seiner Ueberzeugung unerschütterlich treu zur nationalen Sache und streute den Samen deutscher Gesinnung und ächter politischer Grundsätze aus, der in hunderten junger Gemüther herrlich aufging. Wenn ihm im Kreise seiner Collegen und älterer Bekannten, vielfach stumpfe Gleichgültigkeit gegen die höchsten nationalen Aufgaben entgegentrat, so kehrte

er mit doppelter Liebe immer wieder zur Jugend zurück, bei welcher er stets Empfänglichkeit für seine Ideen fand. Wie oft rief er aus: „Mit den Alten ist nichts, wer für Deutschlands Zukunft arbeiten will, muß sich an seine Jugend halten!“ In diesem Sinne rief er seinen scheidenden Jüngern zu: „Haltet mit mir fest an den Grundsätzen, welche wir gemeinsam zu Leitsternen in unserem Kampfe für unsers Volkes Freiheit und Recht, Bildung und Wohlstand erkoren haben: deutscher Gemeingeist leite uns im Kampfe mit der Selbstsucht und Habsucht, deutsche Volksthümlichkeit im Streite mit Ausländerei, besonders mit französischer Vornehmthuerei und Modesucht, deutsche Besonnenheit im Kampfe mit rohem Empirismus und schwindelnder Spekulation, mit Schlendrian und Freiheitsschwärmerei, deutsches Rechts- und Pflichtgefühl im Kampfe mit den Anhängern der Gewaltherrschaft und den Förderern der Gesetzlosigkeit, mit der dem Despotismus huldigenden Reaktion und der republikanischen Anarchie. Deutsche Ehre sei unsere Ehre, nicht französischer point d'honneur, sondern wahre Ehre, nicht Kastenehre, sondern Volksehre, nicht äußere, wie sie die Eitelkeit sonst durch Fürstengunst erstrebte und jetzt so oft durch Volksgunst zu erlangen sich beeifert, sondern innere, welche in der sittlichen Selbstachtung wurzelt.“

So stand Schulze, der Sechziger, noch in seinen letzten Lebensjahren, mit der Begeisterung eines Jünglings inmitten seiner Schüler und Freunde. Noch wehte ihn, wie ein frischer Luftzug, der politische Aufschwung Preußens beim Regierungsantritt des Prinzregenten an, er hatte das Glück, nur die Hoffnungen, nicht die Enttäuschungen der neuen Aera zu erleben. Sein Todestag, der dritte Juli, sollte sechs Jahre später der blutige Auferstehungstag des neuen Deutschlands werden.

---

6. Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des landwirthschaftlichen Instituts zu Jena am 22. Juni 1851*).

Im Jahre 1826 hatte Schulze das landwirthschaftliche Institut zu Jena gegründet; das schwache, aber lebenskräftige Reis, welches er in Jena's fruchtbaren Boden gepflanzt hatte, war zum kräftigen Baum er-

*) Das landwirthschaftliche Institut zu Jena und seine fünfundzwanzigjährige Jubelfeier am 22. Juni 1851. Von einem alten Schüler der Anstalt. Leipzig bei Breitkopf und Härtel.

wachsen, an dessen Früchten man sich weithin freute und stärkte. Kein Wunder, daß sich hunderte von alten Schülern einer Anstalt dankbar erinnerten, der sie für ihre geistige Entwickelung so viel verdankten und beschlossen, das fünfundzwanzigjährige Jubelfest derselben durch eine großartige herzerhebende Feier zu begehen. Schon im Winter 1850/51 waren ehemalige und gegenwärtige Schüler zu diesem Zweck zusammengetreten. Mit frischer Begeisterung wurde der Gedanke von den Studirenden ergriffen und im Verein mit den alten Schülern, von denen sich besonders der Kammerherr von Helldorf-Drackendorf und der Rechnungsrath Karl Lange zu Jena wesentliche Verdienste um die Ausführung erwarben, wurden die entsprechenden Vorbereitungen getroffen.

Der Tag der Feier wurde auf den 22. Juni festgesetzt.

Schon in der Frühe des Tages brachte die Liedertafel der Stadt Jena dem Jubilar den Morgengruß mit einem schönen festlichen Gesange. Zahlreiche Deputationen begrüßten den Gefeierten in seinem Hause. Der Curator der Universität, Geh. Staatsrath von Seebeck, der Prorector, Geh. Hofrath Göttling mit den Decanen der vier Facultäten, der Stadtrath, der Gemeindevorstand, das Lehrercollegium des landwirthschaftlichen Instituts, die Innungen der Stadt, viele andere Behörden und Vereine waren vertreten.

Eine Deputation der gegenwärtigen Schüler des Instituts, bestehend aus den Akademikern Aschenheim, Seibel, Kruse, Ludloff und Genßler, überbrachten dem geliebten Lehrer einen Eichenkranz von Silber. Im Namen der ehemaligen Schüler der Anstalt überreichte Herr v. Helldorf ein prachtvolles Album, ein Meisterstück der Buchbinderkunst, in grünem Sammt mit einem Kranz von goldenen Eichen- und Lorbeerblättern. Das Titelblatt, gemalt von Fräulein Franziska Schulze in Weimar, zeigt eine Apotheose der Landwirthschaft in streng antikem Geschmack, Ceres und Triptolemus bilden den Mittelpunkt des sinnreichen Gemäldes. Fast alle gefeierten Zeitgenossen gleichen Strebens und verwandter Wissenschaft hatten ihre Namen in das Gedenkbuch eingetragen. Weimar's Erbgroßherzog Karl Alexander eröffnete die Reihe derselben mit dem Wahlspruche des Falkenordens „Vigilando ascendimus“ und unmittelbar auf ihn folgte der Heros und Nestor der Wissenschaft, Alexander von Humboldt. Nicht blos die Lebenden, auch Todte hatten ihre Beiträge geliefert: Albrecht Thaer's Bildniß und Handschrift war von dem Sohne, der Namenszug Albrecht Block's, umschlungen von einem schönen Epheukranze, von der Tochter eingesendet worden. Die landwirthschaftlichen Akademien zu Eldena, Tharandt, Proskau, Hohenheim und Bonn sprachen ebenfalls dem Jubilar ihre

Anerkennung und Verehrung in sinnigen Gedenkblättern aus. Auch die alma mater, die ehrwürdige Pforta, durfte nicht fehlen, sie fügte eine frische Blume der Erinnerung in den Ehrenkranz des Jubilars*).

Allein Schulze's ehemalige Schüler begnügten sich nicht mit diesem sinnigen Geschenke, welches dem Besitzer für immer eine Quelle der innigsten Freude und das werthvollste Erinnerungszeichen blieb; ganz im Sinne ihres Lehrers wollten sie zugleich den Tag durch eine That praktischer Humanität verewigen; sie hatten durch zahlreiche Beiträge den ersten Fonds zur Gründung einer Schulzestiftung gelegt, durch welche Schulze's alte Lieblingsidee, die Gründung einer landwirthschaftlichen Volksschule zu Zwätzen, nach dem Vorbilde Wehrli's, verwirklicht werden sollte. Die Frau Großherzogin von Weimar hatte sich bei dieser, wie bei jeder auf das Wohl des Volks gerichteten Stiftung huldvoll betheiligt, selbst fernher wurden Beiträge zu dieser Stiftung eingesendet. Herr von Helldorf überreichte die Stiftungsurkunde der Anstalt dem Jubilar mit Worten inniger Verehrung und Anerkennung.

Tief ergriffen dankte der Gefeierte den gegenwärtigen und abwesenden seiner ältern Schüler und ihren würdigen Vertretern. Begeistert wies er auf das hohe Ziel hin, welches der denkende Landwirth sich stecken müsse in Bezug auf Hebung der Landwirthschaft und auf Förderung der wahren Volksbildung; er erinnerte an zwei große Todte, welche ihm immer als leitende Sterne gedient und in mancher sturmumwölkten Zeit ermuthigt hätten: Albrecht Thaer und Emanuel von Fellenberg, obgleich sie in ihren Bestrebungen äußerlich verschieden seien, so liege doch gerade in der Vereinigung ihrer beiderseitigen Richtungen das höchste Ideal landwirthschaftlicher Berufsthätigkeit.

Eine Deputation drängte die andere, glückwünschende Freunde und Verehrer wogten festlich durcheinander. Aus weiter Ferne trafen treue Schüler ein; es war rührend zu sehen, wie einige sogar von den äußersten Grenzmarken unseres Vaterlandes, aus Ost- und Westpreußen, über 150 Meilen, gereist waren, um ihren alten Lehrer zu begrüßen.

Welche Menge von sinnigen Gaben überraschte den Jubilar. Der Großherzog von Sachsen-Weimar ernannte den Jubilar zum Ritter der

---

*) Einige Wochen später traf noch aus Rußland eine prachtvolle Festgabe ein, ein großer silberner russischer Sammovar von schönster Petersburger Arbeit mit einem silbernen Präsentirteller, auf welchem alle Namen von Schulzes Schülern aus den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands eingravirt sind, der Name des treuen Freundes Karl von Hueck an der Spitze.

ersten Classe des Hausordens vom weißen Falken; die Herzöge zu Sachsen ernestinischer Linie verliehen ihm das Ritterkreuz ihres Gesammtordens; die königl. Akademie der Wissenschaften zu Erfurt übersandte ihm ein Ehrendiplom; der Gartenbauverein zu Jena ernannte ihn zu seinem Ehrenmitglied und überreichte ihm ein prächtiges Blumengestell; auch viele fremde Vereine beglückwünschten den gefeierten Lehrer der Landwirthschaft durch Gratulationsschreiben; Freunde in Bielefeld schickten ihm ein schönes, auch äußerlich prachtvoll ausgestattetes Gedicht, Hofrath Dr. med. Hedenus in Dresden, sein alter Untergeselle von Pforta, eine Ode in elegantem Latein.

Dr. Michelsen, bisher Rektor an der Gelehrtenschule zu Hadersleben in Schleswig, widmete dem Jubilar seine Schrift: „Die Arbeitsschulen der Landgemeinden in ihrem Zusammenwirken mit den Lehrschulen", Prof. Dr. Ludwig seine „Grundzüge der analytischen Chemie organischer Substanzen, zum Gebrauch im landwirthschaftlich-chemischen Laboratorium", Prof. Hermann Schulze seine staatsrechtliche Schrift: „Das Recht der Erstgeburt in seiner Bedeutung für die deutsche Staatsentwickelung."

In dem festlich geschmückten Rosensaale fand ein von mehr als zweihundert Personen besuchtes fröhliches Festmahl statt. Manch kräftiges Wort wurde bei Tafel nach guter deutscher Sitte gesprochen; Herr von Helldorf erhob das Glas auf das Wohl der durchlauchtigsten Erhalter der Universität, der Beschützer der landwirthschaftlichen Anstalt. Geh. Staatsrath Seebeck brachte ein Hoch auf den Jubilar und seine fernere hoffnungsvolle Wirksamkeit aus. Der Sprecher wies auf den Zweck und die Bedeutung des mit der Universität verbundenen landwirthschaftlichen Instituts hin, in welchem seit fünfundzwanzig Jahren das schwierige Problem glücklich gelöst worden sei, die Wissenschaft mit dem Leben treu und erfolgreich zu verbinden, und zwar großentheils durch die Beharrlichkeit und die Befähigung eines einzigen Mannes, den man am höchsten ehre, wenn man von ihm sage, er sei ein ächter Deutscher. Rechnungsrath Lange begrüßte im Namen der ehemaligen, Studiosus oec. Kruse im Namen der jetzigen Schüler den geliebten Lehrer. Der Jubilar selbst brachte der Universität, der Mutter dieser Tochteranstalt, dem Stamme, an dem das landwirthschaftliche Institut ein immer würdigerer Zweig werden sollte, ein Lebehoch. Viele andere theils ernste theils heitere Toaste würzten das festliche Mahl. Die Musik voran, fröhlich Arm in Arm zogen darauf die Festgenossen in den Prinzessinnengarten. Nach acht Uhr fand ein von den Studirenden der Anstalt angeordneter, von reichem Damenflor verschönter Festball statt, der den Tag fröhlich

beschloß. Aber auch die Armen und Dürftigen sollten an dem Ehrentage eines wahren Volksfreundes nicht leer ausgehen, für sie hatte sich ein Tisch im Bürgervereine gedeckt, wo auch sie sich des schönen Tages freuen konnten.

Das Jubiläum des landwirthschaftlichen Instituts zu Jena am 22. Juni 1851 war ein Fest, welches nicht mit dem buntbewegten fröhlichen Tage verklungen ist, sondern einen tiefen Nachhall in der Seele aller Mitfeiernden zurückgelassen hat; vor allem schlang dieser Tag, wie einst das Stiftungsfest in den Klosterruinen zu Eldena, das schöne Band noch fester, welches alle Schüler Schulze's in ihren verschiedensten Generationen für immer umzieht und zu einem kräftigen Zusammenwirken im Geiste ihres Lehrers verbindet.

---

7. Die Ackerbauschule zu Zwätzen.

Wir haben bis jetzt eine Seite der Thätigkeit Schulze's noch nicht beleuchtet, welche ihm in seinen letzten Lebensjahren manche Mühe und Sorge, aber noch viel mehr reine Freude machte, es ist dies die Gründung und Leitung der Ackerbauschule zu Zwätzen.

Schon seit früher Zeit hat Schulze die Erziehung der untern landwirthschaftlichen Klassen, besonders der Handarbeiter, als eine Hauptaufgabe der Gegenwart betrachtet; neben die landwirthschaftliche Akademie sollte die Ackerbauschule und die landwirthschaftliche Arbeitsschule treten. Schon zu Eldena war er mit dem Plane, eine solche Anstalt ins Leben zu rufen, umgegangen, durch seinen Abgang aber daran verhindert worden. Fortwährend beschäftigte ihn aber der große Gedanke Pestalozzis und Fellenbergs, die ländliche Jugend durch wohlgeleitete Arbeitsthätigkeit, besonders durch landwirthschaftliche Arbeit, geistig zu entwickeln und sittlich zu heben. Vor allem stand Schulze in dieser Beziehung Johann Jacob Wehrli, der einfache Schullehrer von Hofwyl, als Ideal vor der Seele, welchen Fellenberg im Jahre 1810 an die Spitze seiner Armenschule gestellt und welcher dieselbe zum Muster ähnlicher Schöpfungen in fast allen Ländern Europas gemacht hatte. Natürlich nahm Schulze Gelegenheit, auch vor seinen Zuhörern das Verdienst dieser Männer hervorzuheben und seine Begeisterung für ihre Ziele auszusprechen.

Dadurch wurden Schulze's Schüler veranlaßt, am fünfundzwanzigjährigen Jubelfest des landwirthschaftlichen Instituts, ihrem geliebten Lehrer

ein durch Sammlung zusammengebrachtes Kapital zu überreichen, welches den ersten Beitrag zu einer zu errichtenden landwirthschaftlichen Arbeitsschule im Sinne Wehrli's bilden sollte. „Schulze erhielt an diesem Tage zahlreiche Beweise der Liebe, des Dankes und der Verehrung, aber keiner hat ihn mehr gefreut und gerührt, als diese Stiftungsurkunde. Von jenem Tage an war die Ausführung dieses Planes gesichert. Die gespendete Summe war nur ein kleiner Beitrag zu dem, was erforderlich war, aber es ward damit fröhlich und vertrauensvoll ans Werk gegangen." Bald kam weitere Hülfe. Die Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna, die hochherzige Fürstin, welche alle volksfreundlichen Unternehmungen zu unterstützen stets bereit war und besonders der Erziehung der Jugend ihre höchste Aufmerksamkeit widmete, übersendete Schulze bei der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier des Großherzogs Karl Friedrich ein ansehnliches Kapital zur Einrichtung einer landwirthschaftlichen Arbeitsschule mit der Bestimmung, daß diese Anstalt ein Zeichen der Erinnerung an dieses Fest sein solle. Durch die thätige Unterstützung dieser hohen Frau konnte es Schulze wagen, im Sommer 1856 die Schule zu eröffnen, nachdem ein junger Landschullehrer, Namens August Peter, als Lehrer und Hausvater für die neuzugründende Anstalt gewonnen war.

Freilich begann die Anstalt ganz im kleinen; denn immer noch flossen die Mittel sehr sparsam, wenn auch landwirthschaftliche Vereine und Wohlthäter aus allen Ständen manche Liebesgabe spendeten. Schulze mußte oft nicht unbedeutende pecuniäre Opfer bringen, um die Anstalt aus augenblicklicher Verlegenheit zu reißen, aber derartige Schwierigkeiten konnten ihn in seinem Vertrauen auf das Gelingen des Werkes nicht erschüttern.

Der Anfang zur Gründung der Wehrlischule wurde mit Ankauf eines freundlichen neu gebauten Bauernhauses in Zwätzen gemacht, welches in kürzester Zeit zur Aufnahme des Lehrers nebst Familie und einiger Zöglinge hergerichtet wurde; ein danebenstehendes älteres Haus wurde das Jahr darauf gekauft, mit jenem verbunden und zu einem Ganzen vereinigt. Die Wirthschaftsgebäude, Ställe und Scheunen, wurden nach und nach aufgeführt. Zur Betreibung des praktischen Ackerbaues wurden vom Kammergut Zwätzen die nöthigen Ländereien gepachtet, welche von den Zöglingen bearbeitet wurden. In dem Garten wurde jedem Knaben ein Beet zu eigner Bestellung und Benutzung überwiesen.

Während Schulze's Absicht anfangs mehr auf Gründung einer landwirthschaftlichen Armenschule, besonders für Waisenkinder, gerichtet war, führten äußere Umstände, besonders ein im weimarischen Lande

allgemein sich geltend machendes Bedürfniß, auf Umwandlung der Anstalt in eine eigentliche Ackerbauschule hin*). Viele größere und kleinere Bauern im Lande hatten das Bedürfniß, ihren Söhnen nach der Confirmation noch eine weitere Fortbildung zu geben; der Besuch städtischer Bürger- oder gar Realschulen zeigte sich verderblich, weil die jungen Leute dadurch verwöhnt und ihrem bäuerlichen Beruf entfremdet zu werden pflegten. Nur eine auf dem Lande befindliche Ackerbauschule konnte diesem Bedürfnisse abhelfen, wenn sie den Knaben aus diesem Stande einen gemeinfaßlichen, aber doch gründlichen Unterricht in ihrem Berufsfache und seinen Hülfsdisciplinen gewährte, sie aber zugleich durch praktische Handarbeit weiter bildete, vor allem aber sie ihrer ländlichen Sphäre und einfachen Lebensgewohnheit nicht entzog. Somit wurde die ursprünglich als landwirthschaftliche Armenschule errichtete Anstalt zur eigentlichen Ackerbauschule erhoben und erhielt den Namen „Karl Friedrichs-Ackerbauschule." Dieser durch die Verhältnisse gebotener Uebergang machte natürlich eine Erweiterung der Räumlichkeiten und eine Umgestaltung der sonstigen Einrichtungen nöthig; besonders mußte für ein größeres Lehrerpersonal gesorgt werden. Auch die kleine Gutswirthschaft mußte vergrößert werden, um als Lehr- und Musterwirthschaft den Ackerbauschülern Gelegenheit zu gehöriger Beschäftigung zu gewähren.

Die aus bescheidensten Anfängen hervorgegangene Anstalt nahm als eine den Zeit- und Ortsbedürfnissen durchaus entsprechende Einrichtung den erfreulichsten Fortgang; die Zahl der Schüler stieg in den nächsten Jahren bis auf 30, weitere Anmeldungen konnten wegen der noch beschränkten Räumlichkeiten nicht berücksichtigt werden. In dem am 10. April 1859 veröffentlichten Programm stellt Schulze als Zweck der Karl Friedrichs-Ackerbauschule hin: „Knaben, welche einst kleine Landgüter bewirthschaften oder als Voigte auf größeren Landgütern mit Landwirthschaft sich beschäftigen wollen, namentlich Bauernsöhne, welche in den Stand ihrer Väter zu treten gesonnen sind, praktisch und theoretisch für ihren künftigen Beruf vorzubereiten. Der Unterricht ist theils Fortsetzung des Schulunterrichts, theils speziell auf die Berufsbildung gerichtet; letztere erstreckt sich auf alle Zweige der Landwirthschaft (Ackerbau, Thierzucht, landw. Betriebslehre, Rechnungswesen), ferner auf Obst- und

*) Vergleiche E. Wittmann, die Karl-Friedrich-Ackerbauschule zu Zwätzen bei Jena. Schulze entwickelt seine Ansichten über derartige Anstalten in seiner Nationalöconomie S. 166 und S. 285 und in seinen Deutschen Blättern B. I., Heft 2, S. 40—46.

Gartenbau, Bierbrauerei, Feldmessen, Nivelliren, Maschinenkunde. Auch werden die nöthigsten Grundsätze der Naturwissenschaften entwickelt. Der Unterricht in den genannten Wissenschaften wird mit steter Rücksicht auf die Vorkenntnisse der Zöglinge und ihren künftigen Beruf gemeinfaßlich ertheilt und dabei möglichst die Fragmethode angewandt. Außer den Stunden des Unterrichts und der Erholung verrichten die Knaben Arbeiten auf dem Felde, in Garten, Hof und den Ställen, beschäftigen sich auch in einer Werkstatt mit Verfertigung landwirthschaftlicher Geräthschaften. Jene Arbeiten leitet der Hofmeister, diese der Werkmeister der Anstalt. Von dem Vorsteher und seiner Gattin werden die Zöglinge als Glieder der Familie behandelt. Sie speisen mit ihnen an einem Tische. Unsere Ackerbauschule ist nicht blos Lehr-, sondern auch Erziehungsanstalt. Als solche bestrebt sie sich, die allgemein menschliche Bildung, besonders in religiöser und sittlicher Beziehung, zu fördern. Diesem höheren Zwecke dienen der Unterricht, das Familienleben und die Beschäftigung mit wirthschaftlichen Arbeiten, besonders bewährt sich die erziehende Kraft der landwirthschaftlichen Arbeit." Aufgenommen werden nur Knaben, welche bereits confirmirt sind und gute Zeugnisse vorlegen können. Der Lehrkursus ist auf zwei Jahre festgesetzt. Für Unterricht, Wohnung und Kost werden jährlich 80 Thlr. bezahlt; dabei bestehen einige Freistellen, eine von Schulze gestiftete wird von seiner Familie unter dem Namen „Schulzestiftung" alle zwei Jahre vergeben. Die ganze Einrichtung der Schule sollte nach Schulze's Plan darauf zielen, einerseits die Schüler intellektuell und sittlich zu fördern, andrerseits sie aber ihrer Sphäre nicht zu entrücken. „Unsere Schule soll dahin arbeiten, daß der Geist eines verderblichen Luxus, die Genußsucht, Modesucht und Vornehmthuerei unter den Landleuten nicht die Liebe zur Arbeit und die Ehre der Arbeit vernichten, daß die Landleute nicht von einer Sehnsucht nach städtischem Leben ergriffen werden, sondern in der Einfachheit des Lebens und in landwirthschaftlicher Beschäftigung sich glücklich und geehrt fühlen." Viel hoffte er von dem in einer solchen Anstalt sich entwickelnden Gemeingeist: „der Gemeingeist wird hoffentlich diejenige Einrichtung unserer Schule wecken und heben, nach welcher die Zöglinge ihre Bedürfnisse möglichst selbst erzeugen, ihr Getreide und ihre Kartoffeln bauen, ihre Speisen bereiten, so daß jeder weiß, wie sehr sein Bestehen von dem Bestehen der Anstalt abhängt und daß er dieser seine ganze Thätigkeit zu widmen schuldig ist. Dadurch wird dem Zögling das Verhältniß, in welchem er einst in der Familie und Gemeinde, im Volke und Staate stehen wird, zur lebendigen Anschauung gebracht. Der

Geist einer gesetzmäßigen Ordnung und ein aufopfernder Gemeinsinn schlagen unaustilgliche Wurzeln im Gemüthe des Knaben." Ueber die religiöse Richtung der Anstalt sagt er zum Schluß des Programms: „Da wahre christliche Bildung der Geschäftsleute im Gebiete der Wirthschaft nicht darin besteht, daß sie sich von den wirthschaftlichen Geschäften möglichst zurückziehen, sondern vielmehr darin, daß sie die Beschäftigung mit irdischen und zeitlichen Dingen in steter Richtung auf das Ewige und Geistige verrichten, so soll auch die landwirthschaftliche Arbeitsschule diese Bildung als höchstes Ziel stets vor Augen haben, von Freigeisterei wie von Scheinheiligkeit sich fernhalten, und die landwirthschaftliche Arbeit vergeistigen und veredeln."

Daß die neugegründete Anstalt einen so erfreulichen Aufschwung nahm, verdankt sie lediglich der liebevollen Sorgfalt und umsichtigen Thätigkeit ihres Gründers, welcher die Leitung der Anstalt bis ins kleinste in seiner Hand behielt. Alles wurde durch ihn angeordnet und beaufsichtigt, sowohl was den Unterricht, als was die Gutswirthschaft betraf; er sah fast jeden Tag nach, ob und wie seine Anordnungen ausgeführt wurden, kannte jeden einzelnen Knaben und kümmerte sich um seine individuellen Eigenschaften und Bedürfnisse. Man mußte ihn unter diesen Knaben sehen, wie sie sich um ihn drängten und ihn freudig umjubelten, wenn er aus dem Wagen stieg. Mit eingehender Freundlichkeit erkundigte er sich nach ihren häuslichen Verhältnissen, fragte nach ihren Fortschritten, ließ sich ihre Censuren vorweisen, wohnte bisweilen den Unterrichtsstunden bei und erschien bei jedem Examen. Wie glücklich waren die Knaben aber dann, wenn Schulze ihnen ein kleines Fest veranstaltete, ihnen in Zwätzen ein Vogelschießen gab, oder eine kleine Excursion nach der Kunitzburg mit ihnen machte, worauf er sie dann mit einem einfachen Abendbrot, Eierkuchen, Bratwurst und Bier, zu bewirthen pflegte; dann saß der bejahrte Gelehrte fröhlich unter diesen einfachen Knaben, erzählte ihnen eine Geschichte aus seiner Jugend, besonders der großen Kriegszeit, oder sprach von dem Leben und den Thaten eines bedeutenden Mannes, der sich um die Landwirthschaft oder das Volkswohl verdient gemacht hatte. Zum Danke sangen ihm dann die Knaben ein frisches Lied vor, am liebsten vom Feldmarschall Blücher: „Was blasen die Trompeten Husaren heraus" oder „Frisch auf Kameraden", denn auch die edle Gesangskunst wurde in der Anstalt wohl gepflegt. Unter diesen Knaben wurde Schulze wieder mit jung. Die Ackerbauschule zu Zwätzen war die Freude seines Alters. Trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm in den pecuniären Verhältnissen, in den Vorurtheilen der Bevölkerung und andern Uebel-

ständen entgegenstellten, erlebte er, daß auch diese von ihm ins Leben gerufene Schöpfung fröhlich gedieh und eine noch weitere segensreiche Entwickelung für die Zukunft versprach. So recht aus den Bedürfnissen des Volkslebens hervorgewachsen, wird diese Anstalt auf die Hebung und Veredlung des thüringischen Bauernstandes in ihrer Art ebenso segensreich einwirken, wie die von Schulze gegründeten und geleiteten Akademien zu Jena und Eldena auf den höhern landwirthschaftlichen Berufskreis in ganz Deutschland bereits eingewirkt haben.

Glücklicher Weise hat die Ackerbauschule zu Zwätzen nach Schulze's Hinscheiden, in einem seiner gediegensten Schüler, Herrn Dobermann, einen Vorsteher erhalten, welcher dieselbe ganz im Sinne ihres Gründers leitet und weiter führt. Es steht zu hoffen, daß diese Anstalt, unter dem Schutze einer erleuchteten Regierung, immer weiter an Ausdehnung gewinnt, immer tiefere Wurzeln im ländlichen Volksleben schlägt und zur Gründung ähnlicher Anstalten in allen Theilen Deutschlands anregt. Dann wird auch dies von Schulze in fruchtbaren Boden gelegte Samenkorn tausendfältige Frucht tragen.

---

8. Die höchste Blüthe des landwirthschaftlichen Instituts zu Jena.

Es wurde Schulze das seltene Glück zu Theil, daß er gerade im *letzten* Jahrzehnt seines Lebens die höchste Blüthe der segensreichen Anstalt erleben sollte, welcher er die besten Kräfte seines thätigen Lebens gewidmet hatte. Es war, als ob der Sonnenblick des fünfundzwanzigjährigen Jubelfestes einen verklärenden Glanz auf das landwirthschaftliche Institut zu Jena geworfen hätte. Immer weiter in Deutschland und selbst über dessen Grenzen hinaus verbreitete sich Schulze's wohlbegründeter Ruf, welcher Männer und Jünglinge aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, aus dem fernen Ausland und selbst aus fremden Welttheilen, nach Jena zog. Die Zahl der Institutsmitglieder stieg seit den fünfziger Jahren regelmäßig über hundert. Keine der reich dotirten Staatsanstalten konnte sich damals einer solchen Frequenz rühmen und doch bestand die Blüthe der jenaischen Anstalt wahrlich nicht blos in dieser numerischen Frequenz, sondern vor allem in dem hohen wissenschaftlichen Eifer und dem edeln sittlichen Geiste, welchen Schulze seinen Jüngern einzuhauchen verstand. Wohl kaum hat eine wissenschaftliche Lehranstalt jemals verschiedenartigere Elemente in sich vereinigt, als Schulze's Institut. Reiche Edelleute, die große Herrschaften besaßen, saßen neben armen Verwaltern, die sich von ihrem

magern Gehalt einen Sparpfennig abgedarbt hatten, um damit ihren Durst nach wissenschaftlicher Bildung zu löschen. Letzteren ließ Schulze gern jede nur mögliche pecuniäre Erleichterung und selbst oft reichliche Unterstützung zu Theil werden; erlebte er doch oft gerade an solchen Männern, die sich ganz von unten herauf durch eigene Kraft gearbeitet hatten, seine größte Freude, und wir könnten manche nennen, die auf diese Weise selbst zu angesehenen Notabeln in ihrem Berufskreise geworden sind. Neben unbärtigen Jünglingen, welche vom Gymnasium kamen, sah man nicht selten reife Männer, die in ihren dreißiger und vierziger Jahren sich nicht schämten, noch in den Reihen der Jugend zu des Meisters Füßen zu sitzen. Der Rittmeister und der Assessor, der Kammerherr und der Kaufmann war hier vertreten.

Mancher Familienvater zog mit Frau und Kindern, selbst mit Dienerschaft und Equipage nach Jena und wanderte mit der Studentenmappe unter dem Arm nach Schulzes Hörsal. Es war ein gutes Zeichen für den herrschenden Geist, daß die jüngern Leute, welche sich natürlich vorzugsweise im studentischen Leben bewegten, solchen bejahrten Commilitonen die zarteste Rücksicht angedeihen ließen.

Die meisten Studirenden gehörten Nord- und Mitteldeutschland an; nur vereinzelt kamen Süddeutsche und Rheinländer nach Jena. Am stärksten vertreten waren regelmäßig das Königreich und die Provinz Sachsen, Pommern, Brandenburg, Ostpreußen, Hannover, Mecklenburg, Hessen, Schleswig-Holstein und die thüringischen Lande; von Ausländern waren die Söhne der deutschen Ostseeprovinzen Rußlands die Esth-, Liev- und Kurländer, die treuesten Anhänger der jenaischen Anstalt. Dieses Vorherrschen des norddeutschen Elementes trug nicht wenig dazu bei, dem geistigen Leben der Anstalt einen ernsten und gediegenen Charakter aufzuprägen.

In mancher Beziehung entfaltete sich das Leben des landwirthschaftlichen Instituts zu Jena anders, als dies in Eldena der Fall gewesen war, schon deshalb, weil hier keine räumliche Trennung zwischen der Universität und der Anstalt stattfand. Auch bot entschieden das akademische Leben zu Jena eine reichere geistige Anregung und sittlichere Elemente dar, als das Treiben der damaligen greifswalder Studentenwelt. Die Institutsmitglieder nahmen daher manchfach an dem Leben der übrigen Studirenden Theil, einzelne traten wohl studentischen Verbindungen, besonders der Burschenschaft, bei. Auch suchte Schulze die Institutisten nicht von den übrigen Studirenden abzusondern, sondern legte Werth darauf, daß sie bei allen Gelegenheiten sich ihres organischen Zusammenhangs mit dem Gesammtleben der Universität bewußt blieben;

dagegen strebte er andererseits auch wieder darnach, einen regen Gemeingeist innerhalb des Instituts zu beleben. Seit dem Anfang der fünfziger Jahre hatte sich ein gesellig wissenschaftlicher Verein unter den studirenden Landwirthen gebildet, die Agronomia, welche die eigentliche Trägerin dieses Gemeingeistes zu werden berufen war. „Es war ein geselliger Verein, der Freude werth; ein Verein von Jünglingen, welche aus dem praktischen Leben schon einen gewissen sittlichen Ernst mitbrachten — frei von formellen Beschränkungen und dem meist sehr geistlosen Formenkram der studentischen Verbindungen, aber deshalb nicht minder fest und treu zusammenhaltend, frisch und fröhlich bis zur Ausgelassenheit, niemals bis zum Exceß — der Herd edler Freundschaften, die hier für's Leben geschlossen wurden. Traditionell pflanzte sich der gute Geist von einer Periode auf die andere fort; die Bleibenden waren die Führer der Kommenden. Drohten hie und da einmal Spaltungen, da galt es zu vermitteln, zu versöhnen, zu rathen und zu leiten. Es ging nichts im Vereine vor, wovon Schulze nicht unterrichtet war; zwischen ihm und den Leitern bestand ein offenes und vertrauliches Verhältniß und beide hielten es für eine Grundbedingung für das Gedeihen des Vereins, daß dieses Verhältniß aufrecht erhalten wurde.“ Wenn auch nicht alle Institutsmitglieder an der Agronomia theilnahmen, da die Theilnahme an derselben auf dem freien Entschluß des Einzelnen beruhte und eine förmliche Aufnahme von Seiten der Gesellschaft voraussetzte, so bildete dieser Verein doch den eigentlichen Centralpunkt des geselligen Institutsleben. Es gab wissenschaftliche und rein gesellige Abende; an erstern wurden Vorträge über landwirthschaftliche, nationalöconomische oder andere selbstgewählte wissenschaftliche Gegenstände gehalten, woran sich oft sehr lebhafte parlamentarische Discussionen knüpften, die eine treffliche Vorübung für das öffentliche Leben abgaben; an den geselligen Abenden konnte sich der jugendliche Humor bei vollen Flaschen und muntern Liedern austummeln, ohne daß dabei der Zwang des Biercomments herrschte oder eine rohe Völlerei stattfand. Ein im Gesellschaftslokal aufgestelltes Klavier, allgemeine Rundgesänge oder Produktionen des tüchtig geschulten Singvereins oder einzelner Virtuosen, selbst Aufführung kleiner Theaterstücke boten hinreichende Abwechslung. In jedem Jahre wurde dann im Februar das Stiftungsfest gefeiert, zu denen auch Schulze, sämmtliche Lehrer und sonstige Freunde der Anstalt geladen wurden und gern erschienen. Im reich geschmückten Festlokale, in welchem sinnige Transparente und landwirthschaftliche Attribute aller Art prangten, bei wohlbesetzter Tafel fehlte es dann auch nicht an Festreden, ernsten und heitern

Trinksprüchen. Auch Schlitten-, Wagen- und Wasserfahrten wurden bisweilen abgehalten und so jugendlichen Freuden Rechnung getragen, ohne dabei irgendwie die richtige Grenze zu überschreiten.

Die Wahl des Präsidenten der Agronomia war immer für das ganze Institut eine wichtige Frage, denn von seiner Persönlichkeit hing wesentlich ab, wie sich der Geist der Gesellschaft in dem Semester gestaltete. Mancher junge Mann hat sich auf dem Präsidentenstuhl der Agronomia zum tüchtigen Leiter größerer Versammlungen, wohl auch zur politisch-parlamentarischen Thätigkeit vorbereitet.

Die Agronomia war ein wichtiger Faktor in der Entwickelungsgeschichte des landwirthschaftlichen Instituts, und dessen hohe Blüthe in sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung im letzten Decennium beruhte zum großen Theil auf dem guten Einflusse dieser Gesellschaft, wie auf sie wieder Schulze's Geist und Richtung in edelster und freister Weise, in der Form des freundschaftlichen Rathes und väterlichen Vertrauens, einwirkte*).

Auch in äußerer Beziehung hatte sich das Institut sehr vervollkommnet. Die Sammlungen, das chemische Laboratorium, die Lehrwirthschaft zu Zwätzen, die Thierarzneischule waren für die Zwecke der Anstalt möglichst entsprechend eingerichtet und ausgestattet, obgleich sich freilich in dieser Beziehung das landwirthschaftliche Institut zu Jena nie mit den reich dotirten Anstalten größerer Staaten messen konnte. „Schon der Eintritt in das Auditorium," sagt Birnbaum, „mußte jeden ahnen lassen, welcher Geist hier herrschte. Da sah man in demselben Raume, in welchem einst Schiller gelesen, die Büsten und Bilder der größten Männer Deutschlands; da hingen sie alle, die deutschen Vorkämpfer, die Männer des Volkes und schauten auf die junge Generation herab, ob sie wohl zu gleichen Thaten dereinst sich begeistern könnte; da wurde jeder deutsche Ehrentag durch einige Worte der Erinnerung gefeiert und auch dadurch in den Herzen der jungen Landwirthe der Sinn für das Wahre, Gute und Schöne erweckt."

Das Lehrerpersonal des Instituts war in jeder Beziehung tüchtig zusammengesetzt. Schulze's langjähriger treuer Freund, der im Gebiete der Philosophie und Staatswissenschaft so gründlich bewanderte Prof. Scheidler, dieser echtdeutsche, mit seinem ganzen Sinnen und Trachten den höchsten nationalen Aufgaben zugewendete Gelehrte, trug Politik oder Staatslehre, mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse

*) Vergleiche über die Agronomia besonders das Werk von Birnbaum: Schulze als Reformator der Landwirthschaftslehre, S. 98 ff.

des Landwirths, vor; Prof. Langethal, der erste landwirthschaftliche Botaniker Deutschlands, der Geschichtsschreiber der deutschen Landwirthschaft, lehrte landwirthschaftliche Botanik, Mineralogie, Geognosie, Insektenkunde, Witterungskunde und hielt später auch öfter Vorträge über die Geschichte der Landwirthschaft. Unübertrefflich war er besonders auf seinen botanischen Excursionen, welche den Studirenden ebenso reiche Belehrung, als Unterhaltung und Erholung gewährten. Unermüdlich im Gehen, Klettern, Dociren, durchstreifte er jetzt, mit dem Schwarme seiner Oeconomen, einer wahren botanischen Völkerwanderung, die bergige Umgegend Jena's mit ihrer manchfaltigen Flora ebenso emsig, wie ehedem die Buchenwälder Neuvorpommern's und die Kreideregion Rügens. Prof. Hermann Schäffer, mit seinem seltenen Lehrtalente, wußte die Grundsätze der Feldmeß- und Nivellirkunst, so wie Maschinenkunde, so gemeinfaßlich vorzutragen, daß auch der mathematisch weniger vorgebildete Zuhörer ihm mit Leichtigkeit folgen konnte; Prof. Reichardt verband mit der Agrikulturchemie eine Einleitung in die allgemeine Chemie und leitete mit großer Umsicht die Arbeiten in dem wohleingerichteten agrikulturchemischen Laboratorium. Der Bauinspektor Spittel lehrte in ansprechender praktischer Weise die landwirthschaftliche Baukunst. Auch die Vorlesungen des Prof. Dr. Hermann Schulze über Landwirthschaftsrecht wurden von den Institutsmitgliedern zahlreich besucht und gern gehört. Dabei benutzten die Institutisten auch die an der Universität gehaltenen Vorlesungen in ausgedehnter Weise, wenigstens diejenigen, welche einen längeren Aufenthalt in Jena nehmen konnten. Außer den naturwissenschaftlichen Vorlesungen wurde besonders der berühmte Historiker Droysen von den Landwirthen mit großer Vorliebe gehört. Seine gedankenreichen, von patriotischem Geist getragenen Vorlesungen übten eine große Macht auf die Gemüther der jungen Männer.

Zu keiner Zeit war das Lehrercollegium des landwirthschaftlichen Instituts vollständiger besetzt und organisirt, als in diesem letzten Jahrzehnt; harmonisch wirkte es mit dem Direktor zusammen, welcher freilich auch in dieser Zeit noch eine Ueberfülle von Vorlesungen auf seine eigenen Schultern genommen hatte; in einem regelmäßig wiederkehrenden Cursus las er: 1) Einleitung in das öconomische Studium (landw. Hodegetik); 2) Landwirthschaftslehre: a. allgemeine Landwirthschaft (Betriebslehre nebst Buchhaltung, Ertragsanschlägen und Grundanschlägen, b. Pflanzenbau mit Einschluß des Wiesenbaues und der Bodenkunde, c. Thierzucht mit Uebungen in der Wollkunde; 3) Landwirthschaftskunde (landw. Statistik), besonders Beschreibung der deutschen Landwirthsch.; 4) Natio-

nalöconomie; 5) Staatswirthschaft; 6) Encyklopädie der Cameralwissenschaften. An letztern drei Vorlesungen nahmen, außer den Institutsmitgliedern, stets auch andere Studirende, besonders Juristen, in großer Anzahl Theil.

„Der *Unterricht* in dem Schulze'schen Institut," sagt *Emminghaus*, „zeichnete sich stets durch eine große *Wissenschaftlichkeit* und durch die gewissenhafte Einhaltung der von Schulze für richtig erkannten Methode aus. *Dieser selbst war ein vortrefflicher Lehrer.* Seine Vorträge hatten den Vorzug der Klarheit in gleichem Maße, wie den der Wärme. Sie entbehrten jener Glätte und Abrundung, die viele mit Unrecht für das nothwendige Erforderniß guter Kathedervorträge halten; der Lehrer, welcher seinen Zuhörern *vordenkt, was er ihnen vorträgt*, kann des Formenschmucks und der wohlgefeilten Perioden entrathen. Es war in Vorlesungen viel weniger auf die Darreichung positiver Schätze, als darauf abgesehen, den Hörern den Weg zu zeigen, auf welchem solche Schätze am sichersten erworben, verwerthet und vermehrt werden, und ihnen das System klar vor Augen zu stellen, in dessen Rahmen die betreffende Wissenschaft aufzubauen sei. *Mitunter ließ er auch seiner hinreißenden Beredsamkeit freien Lauf*, da wo es galt, seine Jünger für die Wissenschaft und für alles Große, was das Menschenherz erfüllen kann, zu begeistern. *Seine Vorträge hatten immer eine in hohem Maße den Verstand anregende Kraft*, oft aber auch eine unwiderstehliche *ethische* Wirkung. Sie waren eine treffliche Schule für *alle* geistigen Kräfte zumal; Schulze war auch auf dem Katheder *Erzieher*. Das ist ja die eigentliche und wahre Aufgabe aller Universitätslehrer. Offenbar hatte er sich selbst zuviel Vorlesungen aufgebürdet. Der ganze, überaus reichhaltige Lehrplan des Instituts wies neben Schulze nur noch vier bis fünf andere Lehrer auf; aber die umfänglichsten und schwierigsten Disciplinen hatte er sich selbst vorbehalten. Bei einer größern Beschränkung wäre es ihm vielleicht möglich geworden, in die einzelnen von ihm vorgetragenen Disciplinen etwas tiefer einzugehen, und bei den Vorbereitungen dazu die Fortschritte der betreffenden Wissenschaften vollständiger zu verfolgen. Allein es war nun einmal Bedürfniß für diesen rastlos thätigen Mann, das von ihm begonnene Werk auch möglichst *unmittelbar* in der Hand zu behalten.

In Schulze's Persönlichkeit lag die ganze Anziehungskraft des jenaischen Instituts. Sein auf das Ideale gerichteter Sinn gab dieser Anstalt ihre Weihe und ihre Eigenthümlichkeit. Schulze trat mit seiner ganzen sittlichen und wissenschaftlichen Persönlichkeit für

sein Werk ein. Es giebt wohl wenige höhere Bildungsanstalten, die so völlig das Gepräge ihres Leiters tragen, wie die jenaische Anstalt das Schulze'sche Gepräge. — — Hier wurden die Landwirthe eindringlich daran gemahnt, daß für ihre, wie für die Bildung aller Gewerbsleute, die Ziele weit über dem „Nutzen" hinausliegen, daß aber das Streben nach diesen hohen Zielen mit dem Streben nach dem höchsten Nutzen einträchtiglich nicht nur zusammengehen kann, sondern zusammengehen muß. Für diese neue Anschauung der Dinge wird sich nur in Deutschland der geeignete Boden finden lassen. Aber die Blüthe des Schulze'schen Instituts zu Jena und seine überraschenden Folgen lehren, daß, wenn dieser Boden richtig angebaut wird, er auch gar herrliche Früchte trägt, Früchte, um welche uns unsere angeblich praktischeren Nachbarvölker wohl beneiden dürfen."

---

9. Schulze's persönliches und häusliches Leben zu Jena, letzte Lebensjahre und Tod (1839—1860).

Als Schulze im J. 1839 nach Jena zurückkehrte, stand er in der vollen Kraft des reifen Mannesalters. Seine untersetzte Gestalt, seine breite, gewölbte Brust bekundeten einen normalen Körperbau. Schnell war sein Gang, lebendig seine Bewegungen, volltönend seine Simme, das kräftige Organ seiner männlichen Beredsamkeit. Das jugendlich frische Roth seiner Wangen, das volle dunkle Haupthaar, welches sich nur ungern dem Zwange von Kamm und Scheitel fügte, das kräftig hervortretende Kinn, die lebhaften Augen, aus denen Ernst und milde Freundlichkeit sprachen, die aufrechte würdevolle Haltung seines Körpers drückten auch seinem Aeußern den Stempel einer männlich bedeutenden Persönlichkeit auf.

Einfach und würdig war seine Kleidung; in spätern Jahren trug er fast nur schwarze Farben. Alle stutzerhaften Ausschmückungen waren ihm an Männern zuwider. Der einzige Luxus, den er in der Kleidung liebte, war die Wahl des feinsten Tuches und die strengste Sauberkeit weißer Wäsche. Reinlichkeit galt ihm als erste Vorbedingung aller Cultur, als Symbol innerer Reinheit.

Ebenso einfach, wie in der Kleidung, war er in seiner übrigen Lebensweise. Er brauchte für seine Person wenig Bedienung; selbst beim Anzug duldete er keine Hilfsleistung seines Dieners. Diese Weise, alles möglichst selbst zu machen, übertrug er wohl zu sehr in das geschäftliche Leben, wo er selbst unbedeutende Kleinigkeiten immer möglichst

selbst besorgen wollte; seinem Sekretair, der ihn in den Correspondenzen und Schreibereien des Instituts unterstützen sollte, ließ er wenig genug zu thun übrig, ein Umstand, durch welchen seine Geschäftsüberbürdung natürlich sehr vermehrt wurde.

Wie bereits erwähnt, stand er regelmäßig jeden Morgen, Winter und Sommer, früh um 4 Uhr auf; waren doch für ihn diese ersten Morgenstunden die einzige Zeit ungestörter Muße. Gleich beim Aufstehen zog er sich fertig an, trank in wenigen Minuten seinen Kaffee und ein Glas Wasser. Dann ging es unmittelbar an die Arbeit. Großentheils stand er an seinem Pulte. Wenn ihn neue wissenschaftliche Gedanken lebhaft beschäftigten, dann pflegte er oft lange Zeit im Zimmer, bald schneller, bald langsamer, auf und niederzugehen, gewissermaßen, „um seine Gedanken innerlich zu verarbeiten.“ Er rauchte niemals und hielt das Tabakrauchen für eine überflüssige und lästige Angewohnheit, doch übte er stets gegen seine tabakrauchenden Freunde die größte Nachsicht.

Aeußerst mäßig war er im Genuß von geistigen Getränken. Bier trank er fast nie, Wein nicht täglich und nur in geringer Quantität, regelmäßig nur Sonntags. Ein Glas frisches Wasser war sein liebster Trunk, obgleich er stets auf einen wohlversorgten Weinkeller hielt und bei Gesellschaften seine Gäste gern mit den ältesten und edelsten Sorten des Rheines bewirthete. Sein Mittagstisch war frugal, aber kräftig und gut. Die einfachste Hausmannskost daheim mundete ihm besser, als die erlesensten Genüsse fürstlicher Tafeln. Gourmands und Kostverächter waren ihm zuwider. Auch bei der Erziehung seiner Kinder duldete er nicht, daß ein Gericht, welches auf den Tisch kam, wählerisch verschmäht wurde.

Zeitig, gewöhnlich bald nach 10 Uhr, legte er sich zu Bett; daher waren ihm langdauernde Abendgesellschaften störend, da sie ihm das Frühaufstehen erschwerten. Ueberhaupt war ihm ein gewisser Zug zum Stillleben geblieben, welcher ihm den gewöhnlichen Gesellschaftstrain verleidete, obgleich er sich keineswegs menschenscheu zurückzog, sondern mit Freunden gern zusammensaß im ernsten Gespräch, wie im heitern Scherz, am liebsten freilich immer im eigenen Hause, denn Gastfreundschaft war ein Grundzug seines Wesens. Jeder Fremde, der in persönlichen Angelegenheiten oder Geschäften zu ihm kam, wurde freundlich eingeladen, zum Mittags- oder Abendessen zu bleiben. Selbst Tagelöhner und Boten, die etwas brachten oder eine Bestellung auszurichten hatten, mußten ihr Butterbrot, ihr Glas Wein oder Bier erhalten. In der schönen Jahreszeit fehlte es nie an Logirbesuch.

Liebe Verwandte, alte Schüler und sonstige Freunde weilten oft wochenlang, als gern gesehene Gäste, in Schulze's Familie, deren gewohntes häusliches Leben sie nicht im geringsten störten.

Oft kamen Fremde aus weiter Ferne, um Schulze persönlich kennen zu lernen. Wollte er ihnen eine besondere Freude machen, so ließ er seine alterthümliche, noch von Karl August stammende, offene Jagddroschke anspannen und fuhr mit ihnen nach einem der schönsten Punkte des Saalthals, am liebsten nach dem herrlich gelegenen Bergschlosse Dornburg oder nach dem schönen Rothenstein mit seinen malerischen Felspartien. Es war ihm eine Freude, die Schönheiten der jenaischen Umgebung Fremden zu zeigen, welche ein offenes Auge für die Reize der Natur mitbrachten. Wie ihm in seiner Jugend der Görisch wegen seiner idyllischen Lage einst so theuer gewesen war, so hing er jetzt an der reizenden Umgebung Jena's mit ihren charaktervollen Bergphysiognomien, ihren grünen, baumreichen Wiesen, ihren Obstgärten und Weinbergen, mit ganzem Herzen. Seit er von Eldena wieder nach Jena zurückgekehrt war, stieg in ihm niemals der Gedanke auf, diesen Ort wieder zu verlassen, der ihm zur zweiten Heimath geworden war. Wie oft schaute er sinnend aus seinem Fenster, wenn die untergehende Sonne die kahlen Häupter der gegenüberliegenden Bergkette mit ihren letzten Strahlen vergoldete und ein fast alpenglühenartiges Roth ihre Spitzen wunderbar verklärte. Wegen seiner romantischen Lage war ihm auch Zwätzen so lieb. Im Sommer gab hier Schulze seinen Studirenden regelmäßig ein ländliches Fest, von welchem er dann, oft erst um Mitternacht, inmitten seiner jungen Freunde, mit Musik und Fackeln heimzog. Gern prägte Schulze überhaupt seiner Geselligkeit einen festlichen Charakter auf und verwandelte auch seine Gesellschaften am liebsten in Institutsfeste.

Berühmt in der ganzen Umgegend war der große Ball, welchen Schulze im Winter zu geben pflegte. Zu demselben wurden fast sämmtliche Honoratiorenfamilien Jena's und der Umgebung geladen, damit es den zahlreichen Tänzern nicht am nöthigen Damenflor fehlte. An diesem Abend wurde der akademische Rosensaal mit Tannenbäumen, Guirlanden, Blumen und landwirthschaftlichen Emblemen reich geschmückt. Die studirenden Landwirthe, meist junge Männer aus guten, gebildeten Familien, waren überall die beliebtesten Tänzer, und manche junge Thüringerin verlor ihr Herz an einen agronomischen Jüngling, dem sie ohne Widerstreben nach seiner nordischen Heimath, am Strande der Elbe oder der Nordsee folgte.

Bei solchen Festen war Schulze der liebenswürdigste Wirth. Nicht

den geringsten seiner zahlreichen Gäste übersah er, für jeden hatte er ein freundliches Wort, einen wohlwollenden Blick. Aber persönlich am wohlsten war es ihm doch nur im engsten Familienkreise. Seine Gattin, seit vielen Jahren leidend, war den größten Theil des Jahres an ihr Zimmer, oft wochenlang an ihr Bett gefesselt. Fast jeden Sommer wurde sie in ein Bad geschickt, bald nach Franzensbad, bald nach Eilsen in Westfalen, ohne dadurch von ihrem schweren gichtisch-nervösen Leiden befreit zu werden. Trotz aller Schmerzen bewahrte sie sich einen heitern Sinn und frischen Geist. Wie einst in Eldena, so war sie auch jetzt in Jena die treue Helferin ihres Gatten. Von ihrem Krankenbette aus ordnete sie mit praktischem Blicke alle häuslichen Angelegenheiten der zwätzener Ackerbauschule. Obgleich sie dieselbe nie betreten hatte, wußte sie doch dort Bescheid, als ob sie täglich da gewesen. Mit ihr theilte Schulze alle großen und kleinen Sorgen seines Berufes. Alles, was sein Gemüth bewegte, alle Freuden und Leiden, alle Hoffnungen und Besorgnisse schüttete er in ihr Herz aus. Ihre theilnehmende Freude am Gedeihen seines Werkes und seiner Bestrebungen war seine größte Freude, ihr Trost sein bester Trost. So wurde das Krankenzimmer der theuern Mutter der Mittelpunkt unseres häuslichen Lebens. Trotz aller schweren Besorgnisse, welche uns das Befinden der Mutter oft verursachte, blieb unser kleiner Kreis lange Jahre ungestört beieinander. Luise, die einzige Tochter, Hermann, der einzige Sohn, lebten lange Jahre ganz im elterlichen Hause. Wir bildeten gewissermaßen eine kleine Welt für uns, in welcher das vollste Einverständniß herrschte. Alles wurde hier ausgetauscht und besprochen, die großen Fragen der Gegenwart, welche Europa bewegten und die kleinen Angelegenheiten des Hauses und der Stadt.

Wie gern lehnten wir manche Einladung ab, um daheim einen stillgemüthlichen Abend am Bette der theuren Mutter zu verleben. Mitunter las uns der Vater aus einem guten Buche oder, in politisch bewegten Zeiten, aus der Zeitung vor; am liebsten war es uns aber, wenn sich die Mutter so wohl fühlte, um uns mit ihrer köstlichen Darstellungsgabe und ihrem unerschöpflichen Humor etwas „aus alten Zeiten“ zu erzählen; sie hatte eine besondere Kunst, Stimmen und Geberden ihr bekannter, meist längst dahingeschiedener Personen nachzuahmen. Da schritten sie an uns lebendig vorüber, die großen und kleinen Gestalten aus den goldenen Tagen Weimar's und aus der rauhen Kriegszeit: der große Göthe und der kleine Kotzebue, der Großherzog Karl August und sein cynisch-humoristischer Freund, der Hofapotheker Wilhelmi, der Marschall Ney und der Schwärmer Sand, die geheimnißvolle

schwedische Gräfin, die während der Kriegszeit jahrelang auf der Kunitzburg gehaust hatte und dann ebenso räthselhaft verschwand, wie sie gekommen war, der wunderlich radebrechende Emigrant Abbé Henry, der sich die alten seidenen Kleider der „Mama Griesbach" zu Meßgewändern ausbat und dann im J. 1815 als vermeintlicher Spion von preußischen Husaren fortgeschleppt wurde, vor allem aber Griesbach selbst, mit seiner würdevollen Haltung und seiner milden Freundlichkeit — alle diese Persönlichkeiten wurden uns so bekannt, als wenn wir selbst mit ihnen täglich verkehrt hätten. Selten hatte jemand soviel erlebt, noch seltener wußte jemand das Erlebte so dramatisch-lebendig darzustellen, wie unsere Mutter.

Diese stillen Abende mit Frau und Kindern waren Schulze's eigentliche Erholungsstunden. Alle andere, noch so angenehme Geselligkeit außerhalb des Hauses war ihm mehr Pflicht, als Vergnügen. Niemals besuchte er ein Wirthshaus oder eine Ressource, niemals rührte er eine Karte an; Hazardspiel war ihm verhaßt. Von allen Spielen schätzte er nur das Schachspiel hoch. Im häuslichen Kreise entfaltete Schulze die schönsten Seiten seines reichen Gemüthslebens. „Ueberhaupt kam Schulze's Familienleben dem Ideale nahe, welches er von diesem schönsten Gebiete, auf welchem sich unser Leben bewegt, in seiner Seele trug. Wer das Glück gehabt hat, ihn in seiner Familie zu beobachten, wird ihn da doppelt verehren gelernt haben" — sagt einer seiner vertrautesten Schüler und Freunde, der einen tiefen Blick in dieses Leben geworfen. In der Familie sah Schulze die irdische Unsterblichkeit des Menschen. „Der christlich gebildete Deutsche, sagt Schulze, strebt darnach, in seinen Kindern und Kindeskindern sein eigenes Leben in verbesserter Gestalt zu wiederholen und so veredelnd einzuwirken auf das Volk, dem er mit seiner Familie angehört, aus dem er selbst mit seinem Denken und Schaffen herausgewachsen ist. Er hofft so auf dieser Erde auch nach dem Tode fortzuleben und sieht dies irdische Leben als den Anfang des himmlischen an."

Zum weitern Kreise der Familie rechnete Schulze auch die Dienstboten, die er nicht blos als bezahlte Miethlinge, sondern als Glieder des Hauses betrachtet wissen wollte. An die Stelle des bloßen Contraktsverhältnisses setzte er auch hier das tiefere moralische Band. Er hielt es für thöricht und unbillig, wenn Herrschaften Treue und Aufopferung von ihren Dienstboten verlangten, dieselben aber von ihrer Seite nur als Mittel und Werkzeuge behandeln wollten. In jedem, auch dem Geringsten, die menschliche Würde zu ehren, war ein Grundsatz, welchen er auch in der Praxis des Lebens nie verleugnete. Darum

hingen seine Leute an ihm mit hingebender Treue, wie er wieder nach Kräften für ihr geistiges und leibliches Wohl sorgte, selbst nachdem sie seinen Dienst längst verlassen hatten. Die besten unter ihnen blieben ihr ganzes Leben bei ihm. Sein Kutscher Liebisch folgte ihm von Gävernitz nach Eldena, von Eldena nach Jena und wurde zuletzt Hofmeister in Zwätzen; der Bediente Heußler, diese treuherzige, altfränkische Natur, war zwanzig Jahre in seinen Diensten und schaltet noch h. z. T. als Kastellan im Schloß zu Zwätzen. So bewahrte Schulze auch in dieser Beziehung die alte patriarchalische Sitte, als echter deutscher Hausherr und Familienvater.

Wie in der Familie, so bewährte sich auch Schulze im Leben der Gemeinde. Aufopfernd, mit Rath und That eintretend für alle gemeinnützigen Zwecke, war er ein guter Bürger der Stadt, welcher er über ein Menschenalter angehörte. Auch dem kirchlichen Leben der Gemeinde entfremdete er sich nicht. Wo es für kirchliche Zwecke etwas zu thun gab, hatte er Herz und Hand stets offen. Gemeinsame Erbauung im Kreise der Gemeinde war ihm Bedürfniß. Ungern versäumte er eine Predigt seines Freundes Schwarz, dessen aufmerksamster Zuhörer er war.

Schulze war überhaupt ein religiöser Charakter von unerschütterlicher Festigkeit der Ueberzeugung. Selten ist so viel Freimuth der Auffassung, so viel Schärfe des Denkens mit so tiefinnerlicher Frömmigkeit verbunden gewesen, wie bei Schulze. Sein Glaube war allerdings nicht der in Buchstaben formulirte officielle Offenbarungsglaube. Sein Glaube war durch das strenge Studium der kritischen Philosophie von dogmatischem Beiwerke gereinigt worden; aber die Grundlehren des Christenthums, vor allem der Glaube an den Einen lebendigen Gott, an Unsterblichkeit und sittliche Freiheit des Willens, fielen ihm mit den Grundwahrheiten der Philosophie zusammen; allgemeine Bruderliebe, nicht blos in Worten, sondern in werkthätiger Aufopferung, galt ihm als das erhabenste Gebot der christlichen Sittenlehre. Schulze betrachtete das Christenthum nicht als ein vorübergehendes geschichtliches Moment, sondern als den wichtigsten Faktor unserer ganzen, neueren europäischen Gesittung auch auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens, als einen ewig fortwirkenden, göttlichen Impuls der Menschheit.

„Je schwieriger oft die Erfüllung der Pflichtgebote im wirthschaftlichen Leben ist,“ sagt Schulze, „um so nöthiger ist für den Menschen die fromme Demuth. Der Mensch mit echt christlichem Geiste demüthigt sich vor keinem Menschen, sondern achtet sich jedem andern

persönlich gleich; aber in der Vergleichung mit der Idee des Heiligen, fühlt er die Schwäche seines Willens, ist sich seiner Schuld bewußt und unterwirft sich mit Ergebung der göttlichen Fügung, jedoch ohne das Selbstvertrauen zu verlieren und ein thatkräftiges Wirken aufzugeben. Die Lehre von der sittlichen Ohnmacht der Menschen und von der Verdammniß des Erdenlebens, nach welcher der Mensch nicht in der Anstrengung der eigenen Kräfte, sondern nur durch Dulden und durch Betteln von der Gottheit sein Heil zu suchen hat, ist die gefährlichste Verirrung."

So tolerant Schulze auch sonst gegen andere religiöse Ansichten war, so konnte ihn doch diese quietistische, die Menschheit entwürdigende Lehre, besonders wo sie mit der Ueberhebung des orthodoxen Fanatismus vorgetragen wurde, so aufregen und empören, daß er es kaum in einer Kirche aushalten konnte, wo er eine solche Sprache vernehmen mußte. In jüngern Jahren konnte er sich es nicht versagen, mit derartigen Eiferern bisweilen eine Lanze zu brechen und ihre schwerfälligen Argumente mit dem scharfen Rüstzeuge seiner vernichtenden Polemik zu widerlegen. In spätern Jahren wurde er überhaupt ruhiger und pflegte oft zu schweigen, wo er nicht billigen oder zustimmen konnte. Nur wenn man seine heiligsten Grundsätze und Ueberzeugungen direkt angriff, fuhr er oft schneidend mitten in das Gespräch hinein, ohne jede Rücksicht auf die Person des Sprechers.

Schulze war Protestant im vollen Sinne des Wortes, d. h. er protestirte gegen jede hierarchische Autorität und jeden Glaubenszwang. Als die größte geistige That der Neuzeit betrachtete er die Reformation, Luther als den größten Sohn des deutschen Volkes. Aber er hielt es für eine Versündigung an den Manen dieses Helden geistiger Freiheit, daß man über den Buchstaben seiner Schriften so oft seinen Geist, den Geist freier Forschung, vergessen hatte. Die Reformation galt ihm nicht als eine abgeschlossene Glaubensformel, sondern als fortwirkende geistige That, die sich von Geschlecht zu Geschlecht zu erneuen habe. Wie das Christenthum den Juden jüdisch, den Griechen griechisch gepredigt worden sei, so müsse auch die Kirche die Zeit verstehen und ihre Sprache reden lernen und nach Versöhnung mit der Bildung und der Wissenschaft der Gegenwart streben.

„Die Religion," sagte Schulze, „hat allerdings ihren eigentlichen Sitz in dem Gemüthe, in dem Herzen, aber Bildung der Erkenntniß ist ihr unentbehrlich, und nothwendig muß sie sich in Thaten, in Handlungen äußern." Schulze's Religion ruhte auf dem Grunde seiner strengsittlichen Persönlichkeit, sie offenbarte sich in der durchsichtigen

Lauterkeit und Reinheit seines Wesens und Wandels, in der fortwährenden strengen Prüfung und Erziehung seiner selbst, in der uneigennützigen werkthätigen Liebe für seine Mitmenschen, in seiner glühenden Begeisterung für alles Wahre, Schöne und Gute.

Als höchsten Gewinn einer festen religiösen Ueberzeugung betrachtete Schulze den Frieden, welchen sie über das Innere des Menschen ausbreitet. Schulze war von Haus aus eine sanguinische Natur; oft machten ihm kleine Dinge augenblicklich mehr Sorge, als nöthig, oft regte ihn dies oder jenes Aergerniß auf, aber auch ernste Schicksalsschläge blieben nicht aus. Zuerst brauste dann sein lebendiger Geist unruhig auf; er brauchte Stunden, ja oft Tage, um derartige Eindrücke „in sich zu verarbeiten;“ dann sammelte er sich still in seinem Innern und gewann in festem Gottvertrauen die Kraft, das Schwerste mit Ergebung zu tragen. In allen großen Wendepunkten des Lebens erhob sich seine Seele in stiller Andacht zu dem höchsten Wesen; dann trat er klar, innerlich gestärkt, in seinem Entschlusse befestigt, wieder ins Leben und in seine männliche Arbeitsthätigkeit zurück. „Ruhe und Ergebung beim Gedanken an den Tod“ galt ihm als der wahre Triumph der Religion. Schulze beschäftigte sich in seinen letzten Jahren viel mit diesem Gedanken und sah dem Tode mit der Ruhe des Philosophen und der Ergebung des Christen entgegen. Es sollte freilich bald eine Zeit kommen, wo er aller dieser geistigen Kraft bedurfte.

Schon seit Jahren hatte sich das Leiden seiner Gattin bedenklich verschlimmert; seit dem Jahre 1854 hatte der ihr sonst einige Erleichterung gewährende Besuch von Eilsen aufgegeben werden müssen, weil sie die Reisestrapazen nicht mehr ertragen konnte. Seit dem Frühjahr 1857 warf sich die Gicht immer mehr auf den Kopf und die edlern Theile; jetzt wurde auch der sonst so frische Muth der edlen Dulderin mehr und mehr gebrochen, nur ihre herzliche Theilnahme für die Ihrigen blieb unverändert bis zum letzten Athemzuge. In der schönen Jahreszeit zog sie nach Zwätzen; auf einem Sessel ließ sie sich auf die Terasse tragen, um frische Luft zu schöpfen und einen Blick in das schöne, ihr so theure Saalthal zu werfen. Aber ohne Kräftigung gefunden zu haben, kehrte sie wieder in die Stadtwohnung zurück. Von Woche zu Woche nahm die Schwäche zu; immer zerstörender wirkte die Krankheit auf alle edlern Organe. Endlich, am 26. October 1857, Vormittags 9¾ Uhr, machte ein sanfter Tod ihrem langen Leiden ein Ende. Am 30. October geleitete ein langer Leichenzug, welchem sich fast die ganze Bevölkerung Jena's anschloß, die theure Leiche zu dem stillen Friedhof, wo sie neben der vorangegangenen Mutter, in der Nähe von Griesbach's letzter Ruhestätte, beerdigt wurde.

Der Arzt erlaubte Schulze nicht, der geliebten Gattin auf diesem letzten Wege zu folgen; aber am andern Tage hatte er die Kraft, den Studirenden, welche sich ausgebeten hatten, die theure Leiche auf ihren Schultern zur letzten Ruhestätte zu tragen, vom Katheder herab seinen Dank zu sagen und in kurzen ergreifenden Worten zu schildern, was die theure Verklärte nicht nur ihm und ihrer Familie, sondern auch den Anstalten und Schöpfungen gewesen sei, welchen er seine Lebenskraft gewidmet habe. Er hob hervor, daß sie sich um die landwirthschaftlichen Akademien von Jena und Eldena, wie um die Ackerbauschule zu Zwätzen, als treue Mitarbeiterin, große Verdienste erworben, daß sie die Idee, welche durch die akademische Bildung in die landwirthschaftliche Jugend kommen solle, klar erfaßt habe, und daß sich nur unter den erwärmenden Strahlen des Familienlebens der edle Geist habe entwickeln können, welcher seit einem Menschenalter in der von ihm geleiteten Anstalt geherrscht habe.

Bald kehrte Schulze zu seiner gewohnten Thätigkeit zurück; aber der Schmerz der Trennung lähmte seine sonst so rüstige Kraft. Seine geistige Spannkraft war nicht mehr die alte. Seine Gedanken richteten sich mehr auf seine innere Welt. Auch in seinem Hause wurde es stiller und einsamer. Sein Sohn Hermann war einem Rufe als ordentlicher Professor des Staatsrechts an die Universität Breslau gefolgt; nur seine Tochter Luise, an Geist und Gemüth das Ebenbild ihrer seligen Mutter, blieb bei ihm als treue Pflegerin, als Trost und Stütze in seiner Vereinsamung. Der einst so weite Kreis seiner alten jenaischen Freunde war bis auf wenige Getreue zusammengeschmolzen; für Anknüpfung neuer intimer Beziehungen fehlte es ihm natürlich an Lust und Stimmung. Lichtpunkte für ihn waren die Besuche des Sohnes, der im Jahre dreimal, Weihnachten, Ostern und Michaelis, von Breslau nach Jena eilte und im engsten Verkehr mit dem geliebten Vater glückliche Ferienwochen verlebte. Theuere Erinnerungen aus alter Zeit wurden dann aufgefrischt, aber auch die großen Ereignisse des Tages lebhaft durchgesprochen; auf der alten Jagddroschke oder im Schlitten wurde die Gegend durchstreift und Abends oft länger, als es sonst die Gewohnheit des Vaters war, bei einer Flasche Rheinwein, mit einigen alten Freunden zusammengesessen.

„Ich zähle jetzt wieder, wie als Knabe in Pforta, Tage und Stunden und streiche die Wochen im Kalender durch, bis die Ferien beginnen" — pflegte der Vater zu sagen — „damals, weil ich zu den Eltern nach Gävernitz eilen durfte, jetzt, weil die Ferien mir meinen Hermann bringen." Am Bahnhof zu Apolda erwartete er den Sohn,

dorthin brachte er ihn regelmäßig zurück, wenn diesen die Pflicht wieder nach Breslau rief. Im April 1860 nahm er zum letztenmal von ihm Abschied.

Schon seit mehreren Jahren hatte sich bei Schulze ein von ihm anfangs zu wenig beachtetes Herzübel ausgebildet. Sein treuer Freund und langjähriger Hausarzt, der erfahrene Geh. Medicinalrath Wedel, hatte nur mit Mühe vermocht, Schulze einigemal zum Besuch von Marienbad zu bringen. Zum letztenmal war er dort im Herbste 1858. Aber das Uebel saß bereits zu tief und konnte nicht mehr beseitigt werden; besonders rief jede körperliche Anstrengung beim Berg- und Treppensteigen Brustbeklemmungen hervor, welche den sonst so rüstigen Mann in allen gewohnten Bewegungen verhinderten. Schon einige Jahre vor seinem Tode mußte er das Reiten aufgeben; auch konnte er nur langsam und oft mit Beschwerden gehen; das Fahren im offenen Wagen oder auf der Droschke war jetzt seine einzige Motion.

Trotz dieses Leidens gab Schulze in gewissenhafter Erfüllung seiner Pflichten, als Lehrer und Direktor, nicht um ein Haarbreit nach. Ja, noch im letzten Jahre ging er ernstlich mit dem Gedanken um, manches in der Einrichtung des landwirthschaftlichen Instituts zu verbessern, insbesondere die Lehrwirthschaft in Zwätzen nach den Bedürfnissen und Anforderungen der neuern Zeit zu reorganisiren. Am 2. Juli 1860 hatte er früh zwei Stunden auf dem Katheder gestanden, war mit seinem alten Schüler und Freunde, Dr. Adler aus Bromberg, der auf seine Einladung zu ihm auf Besuch gekommen war, Nachmittags nach Zwätzen gefahren, hatte daselbst lebhaft seine Pläne für die Zukunft erörtert, in der Ackerbauschule mit dem Lehrer und den Knaben auf's freundlichste gesprochen und sich auf der Rückfahrt noch einmal an der Herrlichkeit des geliebten Saalthals erfreut. Zur gewöhnlichen Stunde war er zu Bett gegangen. In der Frühe des dritten Juli 1860 hatte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende gemacht; drei Tage darauf wurde er an der Seite seiner Bertha auf dem Friedhofe zu Jena beigesetzt.

Die Kunde von Schulze's plötzlichem, unerwarteten Ende wirkte tief erschütternd in dem weiten Kreise seiner Schüler und persönlichen Freunde; aber auch von zahlreichen andern landwirthschaftlichen Berufsgenossen in allen deutschen Gauen wurde diese Trauer mitempfunden. Schulze hat diese Trauer verdient. Mit ebenso glühender Begeisterung, wie klarem Bewußtsein, hat er in seinem langen, segensreichen Leben für Eine große Idee gearbeitet und gekämpft, für die wissenschaftliche Begründung und sittliche Veredelung des landwirthschaftlichen Berufes, des wichtigsten und einflußreichsten Gewerbes im deutschen Vaterlande.

Er hat die landwirthschaftliche Wissenschaft zuerst organisch mit der Universität verbunden und neue Bahnen gebrochen in der Wissenschaft, wie im Leben. Tausenden von Jünglingen hat er eine höhere wissenschaftliche Richtung, einen bleibenden sittlichen Impuls für ihre ganze Lebenszeit gegeben. Sein Bild wird fortleben in tausend Herzen von Männern, denen er Lehrer, Berather und väterlicher Freund gewesen ist, sein Name wird in der Geschichte der deutschen Landwirthschaft unvergessen sein und so lange unter ihren besten Förderern und Führern mit dankbarer Anerkennung genannt werden, als es denkende Männer unter den deutschen Landwirthen, als es eine vorwärtsschreitende landwirthschaftliche Wissenschaft in Deutschland giebt.

Anhang.

Eigenthümliche Grundgedanken in Schulze's Nationalöconomie.

Schließlich heben wir noch einige Punkte hervor, in denen Schulze, auf dem Gebiete der NO., einen eigenthümlichen, durchaus selbstständigen Weg eingeschlagen hat:

1) Da gerade auf dem Gebiete der NO. die verderblichsten Irrthümer durch Befolgung einer falschen Methode herbeigeführt worden sind, so hat Schulze zuerst eingehendere Betrachtungen über die Methodik der NO. angestellt. Schulze bezeichnet seine Methode, im Gegensatz zu der rein historischen, als die „historisch-philosophische"; er will die NO. weder als speculative, noch als rein empirische, sondern als Erfahrungswissenschaft behandelt wissen. „Vor Verirrungen ist der Forscher nur sicher, welcher sich an die Beobachtungen und die Vernunft zugleich hält und zwar so, daß er die gesammelten Beobachtungen über das wirthschaftliche Leben gewissen allgemeinen Grundsätzen unterordnet und so die wahrgenommenen Erscheinungen in der Oeconomie nach allgemeinen Gesetzen zu erklären sich bemüht. Die Ordnung der gesammelten Beobachtungen nach philosophischen Grundsätzen ist ein sehr schwieriges Geschäft der menschlichen Urtheilskraft. Es ist vorzüglich Pflicht des Lehrers, seinen Schülern Gelegenheit zu geben, ihre Urtheilskraft in dieser Ordnungsarbeit zu üben, denn sie sollen die nationalöconomischen Wahrheiten nicht auswendig lernen, sondern mit dem denkenden Verstande thätig sein."

Die Anerkennung der Philosophie als Grundwissenschaft der NO. hat zwar manchfach Widerspruch gefunden, weil man in unserer Zeit von Philosophie oft sehr geringschätzige und verkehrte Vorstellungen hegt und meint, „Philosophiren" sei nichts als ein unnützes Herumtummeln in hohlen Abstractionen. Man verkennt, daß der wahre Philosoph nicht das Geschichtliche ignorirt, daß er die Erfahrung nicht vornehm bei

Seite setzt, sondern daß er vielmehr in der Welt der Thatsachen, in der Geschichte die höhern Gesetze erforscht, daß er gerade die Wirklichkeit der Erscheinungen durch Zurückgehen auf ihre letzten Gründe tiefer zu verstehen sucht.

Eine solche philosophische Betrachtung ist für die NO. unentbehrlich; nur so kann sie zur wahren Grundwissenschaft aller Wirthschaftslehren erhoben werden. Die Anwendung der Philosophie auf NO. als wissenschaftliche Nothwendigkeit nachgewiesen und somit eine historisch-philosophische Methode begründet zu haben, ist Schulze's Verdienst. Mag sich in seiner Ausführung manches vielleicht als mangelhaft herausstellen, mag man später bei Verfolgung dieses Wegs weiter vorwärtskommen, als es Schulze gelungen ist, die Aufstellung dieser einzig wahren Methode in der NO. bleibt sein unbestreitbares Eigenthum.

2) Die Wirthschaft oder Oeconomie im weitesten Sinne ist nach Schulze's Ansicht als „ein Kampf der Menschen mit der Natur aufzufassen, welcher Volkswohlstand zum Zwecke hat." Demgemäß sind die Grundbedingungen des Volkswohlstandes nicht blos in dem Wesen der Natur oder der Körperwelt, sondern auch im Wesen des Menschen oder der Geisteswelt zu suchen. Aufgabe der NO. ist es, die im Wesen des geistigen Menschen liegenden Grundbedingungen des Volkswohlstandes wissenschaftlich darzulegen. Demnach hat die NO. ihre obersten leitenden Prinzipien aus der Philosophie zu entlehnen und zwar besonders aus der Seelenkunde, welche über die Kräfte des menschlichen Geistes und aus der Sittenlehre, welche über die Zwecke des Menschenlebens Auskunft giebt. Diese geistige Auffassung des wirthschaftlichen Lebens zieht sich, wie ein rother Faden, durch Schulze's ganze nationalöconomische Theorie. Von der Gütererzeugung des Menschen ist die durch die Natur bewirkte Hervorbringung nützlicher Dinge sorgfältig zu unterscheiden. Güter erzeugen kann nur der Mensch, weil nur er das Vermögen hat, die Tauglichkeit der Dinge zu erkennen, sie zu schätzen und mit Willkür für seine Zwecke zu verwenden. Die Erzeugung der Güter ist zu betrachten als ein Werk des Menschengeistes, als eine freie That der menschlichen Vernunft. Die Natur kann ebenso wenig Güter consumiren, als produciren; Consumtion oder Gebrauch der Güter ist diejenige wirthschaftliche Thätigkeit, worin der Mensch die erzeugten irdischen Güter zur Befriedigung seiner Bedürfnisse anwendet.

Mit dem Begriffe „Gut" ist der des „Werthes" nah verwandt, indem man darunter die anerkannte und geschätzte Tauglichkeit eines Dinges für menschliche Zwecke versteht. Gut ist das concretum, Werth das abstractum. Güter sind werthvolle Sachen. Völlig verschieden davon ist der Preis, d. h. was im Handel für eine Sache gegeben wird.

Die Güter, durch welche der Mensch seine Bedürfnisse befriedigt, erzeugt er sich so, daß er seine Thätigkeit auf die Natur mit Hülfe von Werkzeugen, Thieren und andern Kapitalien richtet. Darnach sind zur Gütererzeugung drei Erzeugungs- oder Gewerbsmittel erforderlich: a) die menschliche Thätigkeit, b) die Natur, Erde, Land, c) das Kapital, z. B. Werkzeuge, Maschinen, Arbeits- und Nutzthiere. Arbeit, Land und Kapital sind allein die bewirkenden Ursachen der Gütererzeugung.

Zweck aller verständigen Wirthschaft ist Wohlstand, d. h. derjenige Zustand der wirthschaftlichen Verhältnisse, nach welchen ein gebildeter Mensch strebt. Zum Wohlstand gehört ein gewisser Grad von Bildung. Der gebildete Mensch hat in Folge seiner Bildung nicht blos nothwendige Bedürfnisse, sondern auch Bedürfnisse des Wohllebens, wobei besonders auf die standesgemäßen Bedürfnisse zu sehen, also nicht zu verlangen ist, daß alle Menschen gleiche Bedürfnisse haben sollen. Wer in Wohlstand lebt, bezieht ein solches reines Einkommen, welches zur Befriedigung der angeführten Bedürfnisse hinreicht und zwar auf die Dauer, nicht blos auf kurze Zeit. Die wichtigste Forderung ist die möglichste Verbreitung des Wohlstandes in allen Schichten der Bevölkerung — Volkswohlstand, nicht Volksreichthum.

3) Schulze hat sich in sofern auch um die systematische Anordnung der nationalöconomischen Wissenschaft Verdienste erworben, als er den speziellen Lehren einen allgemeinen Theil vorausgeschickt und darin theils allgemeine Begriffe, z. B. Wirthschaft, Gut, Werth, Wohlstand, Reichthum, Gewerbsmittel, theils allgemeine Gesetze, besonders diejenigen, nach welchen die drei Zweige des Menschenlebens: „Wirthschaft, Bildung und Gesellschaft" auf einander einwirken, entwickelt hat.

Bei Besprechung dieser Einwirkung hat Schulze auf die Abhängigkeit des Volkswohlstandes von der sittlichen und religiösen Bildung hingewiesen und die Ursachen der Erscheinung, daß nur bei christlichen Völkern Volkswohlstand zu finden ist, im Wesen der christlichen Volksbildung aufzufinden gesucht, wie ihm überhaupt die sittlich-religiöse Bildung als die festeste Grundlage des Volkswohlstandes gilt. Man hat in dieser Betrachtungsweise Schulze's bald Mysticismus, bald nicht zur Sache gehöriges Moralisiren finden wollen, aber gewiß mit Unrecht.

Das wirthschaftliche Leben der Menschen darf nicht als Segment aus dem übrigen Geistesleben herausgeschnitten, sondern muß in seinem innigen Zusammenhang mit demselben betrachtet werden, denn die Wissenschaft soll nicht zerreißen, was im Leben untrennbar verknüpft ist. Schulze ist daher wahrhaft wissenschaftlich zu Werke gegangen, daß er den Einfluß dieser sittlichen Elemente auf die Wirthschaft mit in Erwägung gezogen hat. Wer könnte läugnen, daß die Idee der Gerechtigkeit auch auf die Umgestaltung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse, z. B. die Stellung des Bauernstandes, die Regelung der Arbeiterverhältnisse schon manchfach einen tiefgreifenden Einfluß geübt hat. Die Praxis unseres wirthschaftlichen Volkslebens ist darin weiter als die Theorie, welche sich nicht selten schämt, das Einwirken solcher Mächte auf die wirthschaftlichen Verhältnisse anzuerkennen und nur von rein egoistischen Motiven, vom Streben nach Reinertrag, von Concurrenz u. s. w. zu reden weiß.

4) Die Irrthümer, welche die Theorie der NO. ausrotten soll, sind nach Deutschland größtentheils aus Frankreich, in Folge einer Ueberschätzung französischer Ansichten und Einrichtungen, gekommen, namentlich die Irrthümer des Merkantilsystems, Physiokratismus, Socialismus, Communismus u. s. w. Um unser Volk von diesen Irrthümern gründlich zu befreien und gegen ähnliche Verirrungen künftig zu sichern, sucht Schulze überall die Vorzüge des wirthschaftlichen Volkslebens in unserem deutschen Vaterlande auf und weist nach, wie nur durch Erhaltung und weitere Entwickelung derselben wahrer

Volkswohlstand zu erreichen sei. Er empfiehlt daher eindringlich den Weg nationaler Reform und warnt vor undeutscher Nachahmungssucht und revolutionärem Umsturz unserer socialen Verhältnisse.

5) Nachdem Schulze im allgemeinen Theil die allgemeinen Grundsätze des wirthschaftlichen Lebens an und für sich und in ihrem Verhältnisse zu den andern menschlichen Lebensgebieten dargestellt hat, versucht er auch dem speziellen Theil eine streng systematische Gliederung zu geben; er zerlegt denselben in drei Abtheilungen: in die Lehre von der Gütererzeugung, von der Gütervertheilung (durch den Handel) und der Güteranwendung. Den Handel im weitesten Sinne faßt er auf als ein wesentliches Glied in dem Organismus des wirthschaftlichen Lebens, als eine Einrichtung, welche eine nothwendige Folge der Arbeitstheilung und des Eigenthums ist und die Bestimmung hat, die Idee der vertheilenden Gerechtigkeit im Volksleben zu verwirklichen. Darum bekämpft Schulze die gewöhnliche Theorie, welche die Concurrenz, als allein regulirendes Gesetz des Handels ansieht; nach Schulze's Ansicht richtet sich vielmehr der angemessene oder gewerbsmäßige Preis in der Regel nach den üblichen Gewerbsverhältnissen und zwar bei den Erzeugnissen nach den üblichen Erzeugungsgebühren, bei den Gewerbsmitteln nach den üblichen Reinerträgen. Einsicht und Billigkeit wirken positiv und unmittelbar auf Herstellung angemessener Preise, die Concurrenz thut dies nur negativ und mittelbar, indem sie die in Habsucht ausartende Selbstliebe in Schranken hält und so vor Uebertheuerung schützt. Von großer Wichtigkeit für die klare Einsicht in das Wesen des Handels ist die Eintheilung der Handelstheorie in drei Abschnitte, wovon der erste vom Wesen, der zweite von den Gesetzen und der dritte von den Hülfsmitteln des Handels spricht.

Dadurch, daß Schulze auch das Geld nur als Hülfsmittel des Handels betrachtet, erreicht er den großen Vortheil, daß der Leser sich von der so verbreiteten Gewohnheit befreit, nach welcher man alle Wirthschafts- und besonders Handelsverhältnisse durch das Glas des Geldes beschaut und so aus den Irrthümern des Merkantilsystems nicht herauskommen kann.

6) Ueberall giebt Schulze nicht blos Namenerklärungen, mit denen man sich so oft in der NO. begnügt, sondern wirkliche Sacherklärungen (im Sinne Kants.) Seine sämmtliche Definitionen sind so klar und logisch, daß man durch sie eine wahre wissenschaftliche Einsicht in das Wesen des Begriffes erlangt. Niemals wird aber Schulze durch seine logische Schärfe zu Spitzfindigkeiten verführt, indem er vielmehr alle unnützen Wortstreitigkeiten und Eintheilungen, die ohne Wichtigkeit für ein nach Einsicht strebendes Studium sind, ganz bei Seite läßt. Auch warnt er gegen alle Ueberhäufung mit geschichtlichen und statistischen Thatsachen, „damit der eigentliche Zweck der NO. nicht beeinträchtigt werde. Dieser liegt nicht im Anfüllen des Gedächtnisses mit solchen Specialitäten, sondern im Erkennen der allgemeinen Gesetze, in der scharfen Unterscheidung der Grundbegriffe und in der Uebung der Urtheilskraft in Anwendung des Allgemeinen auf besondere Fälle."

7) Während man in älterer Zeit die NO. vorzugsweise als Grundwissenschaft der Staatswirthschaft betrachtete, arbeitete Schulze gleich bei seinem ersten Auftreten im J. 1826 darauf hin, die gesammte Privatwirthschaftslehre, besonders auch die Landwirthschaft, nationalöconomisch zu begründen. Ge-

rade hierin liegt vor allem der reformatorische Charakter seiner wissenschaftlichen Leistungen. Treffend sagt Dr. Karl Birnbaum in dieser Beziehung: „Schulze sprach schon in seiner Schrift über Wesen und Studium der Wirthschaftswissenschaften sich über die Nothwendigkeit einer nationalöconomischen Begründung der Landwirthschaftslehre aus und es muß diese gehaltvolle Schrift als die bedeutsamste, seinen Ruf begründende und als die Grundlage alles dessen betrachtet werden, was nach ihm von andern, Schweitzer, Papst, Schober u. s. w. geschah; sie ist die Emancipationsakte unserer Wissenschaft, ihre Mündigkeitserklärung, welche den Namen Schulze's niemas vergessen läßt."



Breslau. F. W. Jungfer's Buchdruckerei.













